A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

39. JAHRGANG, DEZEMBER 2003, HEFT 4

TILL SCHELZ-BRANDENBURG: Zuckererbsen und Sozialismus. Rede auf der akademischen Trauerfeier der Universität Bremen für Hans-Josef Steinberg am 21. Januar 2004

URSULA LANGKAU-ALEX: Von Krieg zu Krieg. Zu den Beziehungen zwischen der Kommunistischen Internationale und den Sozialistischen Internationalen – eine Zwischenbilanz

AXEL KELLMANN: Anton Erkelenz. Ein Sozialliberaler in der SPD am Ende der Weimarer Republik

KNUD ANDRESEN: „Verräter an der Partei"? Heinz Brandt und das Ostbüro der SPD 1956 bis 1958

LEMI STACHEL: Johann Most in Berlin – vom Sozialdemokraten zum Sozialrevolutionär. Ein Tagungsbericht

DIETHART KERBS: Léon Schirmann (1919–2003). Historiker aus eigener Bestimmung

NEUE LITERATUR
WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNG

K · G · Saur Verlag

THOMSON

Der Grundstein 1888 bis 1933

Gewerkschaftszeitung des deutschen Baugewerbes

Herausgegeben von der IG Bauen – Agrar – Umwelt mit einer Einführung von Peter Rütters
Mikrofiche-Edition
2003. 355 Silberfiches inkl. Begleitband. Lesefaktor 24x
€ 1.990,–*. ISBN 3-598-35141-0

Im Jahr 1888 wurde die Wochenzeitschrift der Bauarbeitergewerkschaft „Der Grundstein" mit einer Startauflage von 5.000 Exemplaren aufgelegt und entwickelte sich schnell zu einer der wichtigsten Gewerkschaftszeitungen in Deutschland. Obwohl bereits 1913 rund 350.000 Exemplare wöchentlich gedruckt wurden, sind heute kaum noch Jahrgänge aus dieser Zeit vorhanden.

Der *IG Bauen – Agrar – Umwelt* ist es mit Hilfe der *Friedrich-Ebert-Stiftung* gelungen, ein annähernd vollständiges Exemplar zusammenzutragen, das der vorliegenden Mikrofiche-Edition zugrunde liegt.

„Der Grundstein" ist als Quelle für die Erforschung der deutschen Arbeiterbewegung von größter Bedeutung aber auch ergiebig für weitere Fragestellungen zur deutschen Sozial- und Alltagsgeschichte. Darüber hinaus ist die Zeitung ein interessantes Zeitzeugnis für 45 Jahre deutscher Geschichte zwischen Wilhelminischer Ära und dem Beginn des Dritten Reichs.

Ein Reprint der originalen Inhaltsverzeichnisse, die eine Übersicht über die behandelten Themen bieten, sowie eine wissenschaftliche Einführung erleichtern den Zugang zu dieser wertvollen Edition.

*unverbindliche Preisempfehlung

www.saur.de

K · G · Saur Verlag
A Part of The Thomson Corporation

Postfach 70 16 20 · 81316 München · Germany
Tel. +49 (0) 89 769 02-300 · Fax +49 (0) 89 769 02-150/ 250
e-mail: saur.info@thomson.com http://www.saur.de

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg † und Hermann Weber

Inhalt

Heft 4/03

TILL SCHELZ-BRANDENBURG: Zuckererbsen und Sozialismus. Rede auf der akademischen Trauerfeier der Universität Bremen für Hans-Josef Steinberg am 21. Januar 2004 437

URSULA LANGKAU-ALEX: Von Krieg zu Krieg. Zu den Beziehungen zwischen der Kommunistischen Internationale und den Sozialistischen Internationalen – eine Zwischenbilanz 446

AXEL KELLMANN: Anton Erkelenz. Ein Sozialliberaler in der SPD am Ende der Weimarer Republik 479

KNUD ANDRESEN: „Verräter an der Partei"? Heinz Brandt und das Ostbüro der SPD 1956 bis 1958 505

LEMI STACHEL: Johann Most in Berlin – vom Sozialdemokraten zum Sozialrevolutionär. Ein Tagungsbericht 525

DIETHART KERBS: Léon Schirmann (1919–2003). Historiker aus eigener Bestimmung 531

NEUE LITERATUR

Rechtsextreme Ideologien in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Uwe Backes, Köln, Weimar und Wien 2003 *(Lars Rensmann)* 535

Robert Castel, Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz 2000 *(Hermann Kocyba)* 538

Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen. Hrsg. von Guillaume Paoli, 2. Aufl., Berlin 2002 *(Reinhard Krämer)* 541

Theodor Bergmann, Im Jahrhundert der Katastrophen. Autobiographie eines kritischen Kommunisten, Hamburg 2000 *(Sebastian Gerhardt)* 543

Hans Schmitz, „Umsonst is dat nie". Widerstand – Ein persönlicher Bericht, Grafenau 2004 *(Rudolf Stachel)* 543

Arne Moi, Das Lager. Ein Norweger in Bergen-Belsen, Göttingen 2002 *(Christoph Kopke)* 544

Wolfgang Ruge, Berlin – Moskau – Sosswa. Stationen einer Emigration, Bonn 2003 *(Wladislaw Hedeler)* 544

Jean-Michel Mension, Wir haben unsere unfertigen Abenteuer gelebt. Eine Jugend im Paris der fünfziger Jahre. Beiträge zur Geschichte der Situationistischen Internationale. Ein Gespräch mit Gérard Berréby und Francesco Milo, Berlin 2002 *(Lemi Stachel)* 545

Jens Becker, Heinrich Brandler. Eine politische Biographie, Hamburg 2001 *(Sebastian Gerhardt)* 548

David E. Barclay, Schaut auf diese Stadt. Der unbekannte Ernst Reuter, Berlin 2000 *(Hermann Weber)* 549

Barbara Rohr, Verwurzelt im Ortlosen. Einblicke in Leben und Werk von Simone Weil, Münster, Hamburg und London 2000 *(Andreas Graf)* 550

Mario Keßler, Exil und Nach-Exil. Vertriebene Intellektuelle im 20. Jahrhundert, Hamburg 2002 *(Christoph Kopke)* 551

Annette Rosskopf, Friedrich Karl Kaul. Anwalt im geteilten Deutschland (1906–1981), Berlin 2002 *(Kurt Schilde)* 551

In Breslau zu Hause? Juden in einer mitteleuropäischen Metropole der Neuzeit. Hrsg. von Manfred Hettling, Andreas Reinke und Norbert Conrads, Hamburg und München 2003 *(Helmut Bleiber)* 552

Günther Drommer, Im Kaiserreich. Alltag unter den Hohenzollern 1871–1918. Ein Fotobuch, Leipzig 2003 *(Heinz Wolter)* 554

Regierung, Parlament und Öffentlichkeit im Zeitalter Bismarcks. Politikstile im Wandel. Hrsg. von Lothar Gall, Paderborn u.a. 2003 *(Heinz Wolter)* 556

Thomas Siemon, Ausbüxen, Vorwärtskommen, Pflicht erfüllen. Bremer Seeleute am Ende der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 1930–1939, Bremen 2002 *(Lars Amenda)* 557

Terror ohne System. Die ersten Konzentrationslager im Nationalsozialismus 1933–1935. Hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, Berlin 2001;
Herrschaft und Gewalt. Frühe Konzentrationslager 1933–1939. Hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, Berlin 2002;
Instrumentarium der Macht. Frühe Konzentrationslager 1933–1937. Hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, Berlin 2003 *(Klaus Drobisch)* 558

Gestapo Oldenburg meldet ... Berichte der Geheimen Staatspolizei und des Innenministers aus dem Freistaat und Land Oldenburg 1933–1936. Bearbeitet und eingeleitet von Albrecht Eckhardt und Katharina Hoffmann, Hannover 2002 *(Hartmut Rübner)* 559

Opposition als Triebkraft der Demokratie. Bilanz und Perspektiven der zweiten Republik. Jürgen Seifert zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Michael Buckmiller und Joachim Perels, Hannover 1998 *(Volker Gransow)* 561

Klaus Körner, „Die Rote Gefahr". Antikommunistische Propaganda in der Bundesrepublik 1950–2000, Hamburg 2003 *(Fabian Virchow)* 562

Uwe Wesel, Die verspielte Revolution. 1968 und die Folgen, München 2002 *(Markus Mohr)* 564

Gerd Koenen, Vesper, Ensslin, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus, Köln 2003 *(Markus Mohr)* 565

Andrea Eckardt, Diskutieren, Streiten, Mitgestalten! 30 Jahre Kampf um Arbeit im weltgrößten Motorenwerk Volkswagen Salzgitter, Hamburg 2003 *(Knud Andresen)* 566

Die Errichtung der Diktatur. Transformationsprozesse in der Sowjetischen Besatzungszone und in der frühen DDR. Hrsg. von Thomas Großbölting und Hans-Ulrich Thamer, Münster 2003 *(Gerd Dietrich)* 568

Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Hrsg. von Silke Satjukow und Rainer Gries, Berlin 2002 *(Gerd Dietrich)* 569

Julian P. W. Archer, The First International in France 1864–1872. Its Origins, Theories, and Impact, Lanham, New York und Oxford 1997 *(Wolfgang Eckhardt)* 571

Margaret Collins Weitz, Frauen in der Résistance, Münster 2002 *(Franz Kuhn)* 572

Jan Kurz, Die Universität auf der Piazza. Entstehung und Zerfall der Studentenbewegung in Italien 1966–1968, Köln 2001 *(Gerd-Rainer Horn)* 574

Whose National Security? Canadian State Surveillance and the Creation of Enemies. Hrsg. von Gary Kinsman, Dieter K. Buse und Mercedes Steedman, Toronto, Ontario, 2000 *(Clifford Jones)* 577

Michael Schubert, Der schwarze Fremde. Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er Jahren bis in die 1930er Jahre, Stuttgart 2003 *(Ulrich van der Heyden)* 580

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Internationale Rosa-Luxemburg-Gesellschaft: Veranstaltungen und neue Publikationen *(Ottokar Luban)* 582

JAHRESINHALTSVERZEICHNIS ..... I*

Die IWK im Internet

Die IWK ist auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Leseproben einzelner Beiträge sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-Mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Knud Andresen, Oelkersallee 16, 22769 Hamburg, E-Mail: knud.andresen@gmx.de

Axel Kellmann, Klettenberggürtel 79, 50939 Köln, E-Mail: axel.kellmann@bva.bund.de

Prof. Dr. Diethart Kerbs, Schillerstraße 10, 10625 Berlin, E-Mail: diethart.kerbs@freenet.de

Dr. Ulla Langkau-Alex, IISG, Cruquiusweg 31, 1019 AT Amsterdam, Niederlande, E-Mail: ula@iisg.nl

Dr. Till Schelz-Brandenburg, TSB, Universität Bremen, Zentrales Archiv, Postfach 330440, 28334 Bremen, E-Mail: tillsb@uni-bremen.de

Lemi Stachel, Altenbraker Straße 4, 12053 Berlin, E-Mail: c.le@gmx.at

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gideon Botsch, Andreas Graf (verantw.), Christoph Kopke

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/26398937 (A. Graf); Telefax: 030/26995010
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Redaktionsschluß des Heftes: 1. Juli 2004

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

Zuckererbsen und Sozialismus

Rede auf der akademischen Trauerfeier der Universität Bremen für Hans-Josef Steinberg am 21. Januar 2004

Von Till Schelz-Brandenburg

Der Tod, jeder Tod, ist schnell, auch wenn ihm ein längeres Sterben vorausgeht. Und deshalb wohl dauert es oft länger, bis wir begreifen: Hier ist einer nicht mehr.

Vor fünf Wochen, am 16. Dezember 2003, starb Hans-Josef Steinberg in seiner Wohnung in Würzburg, bis zuletzt betreut und getröstet von seiner Lebensgefährtin Margret Krolow. Die Diskussion über ein gerade fertiggestelltes Manuskript, die Rückfrage zwecks Beseitigung von Unsicherheit, das Feiern kleiner und großer Feste mit der Lust am intellektuellen Spiel – und am Wein, das Projektemachen, ja gerade das Projektemachen für die nächsten Semester, für Kongresse und Institute, und die geselligen Abende im kleinen Kreis, die auf irgendein Stichwort hin sich plötzlich in Rezitationsveranstaltungen verwandelten, wenn Hanjo aus dem Stegreif ein Gedicht von Andreas Gryphius, Heinrich Heine, seinen geliebten Romantikern, von Wilhelm Busch oder Richard Dehmel vortrug – dies alles gibt es nicht mehr, und jetzt, allmählich, kommt es uns zu Bewußtsein. Und auch nicht mehr jene kleinen Telefonate, lakonisch, weil eingebettet in intensive Kommunikation, wie noch im letzten Sommer, als er einleitungslos mitteilte: „Die Reaktion marschiert!" Nach einigem Kombinieren konnte ich antworten: „Gratuliere zum Enkelsohn, aber haben sie ihn wirklich Gerhard genannt?" Doch diese Schlußfolgerung erwies sich als falsch, der Knabe heißt Konrad.

Mit dieser facettenreichen und widersprüchlichen, zugewandten, offenen und manchmal schwierigen und unverständlichen Persönlichkeit intensiven Kontakt gehabt zu haben war ein großes Glück. Diesen Freund und Lehrer verloren zu haben, macht sehr traurig. Wenn ich im folgenden versuche, Hanjo Steinberg zu würdigen, ihm also zu danken, so wird das nur unvollkommen gelingen – nicht nur meiner geringen Fähigkeiten wegen, sondern auch, weil dies Erleben der Person Hanjos, *briuzend van aktiviteit,* wie die Niederländer sagen, durch keine Schilderung zu ersetzen ist. Und ich bitte auch um Nachsicht, sollte ich das eine oder andere nicht so glänzende Ereignis vergessen haben.

So unterschiedlich Urteil und Wertung auch ausfallen mögen, niemand, der Hanjo Steinberg auch nur ein wenig kannte, wird bestreiten, daß seine Gesellschaft immer anregend war, und zwar klassenübergreifend. Er, der keiner Theoriedebatte über historischen Materialismus und Verwandtem aus dem Weg ging, war dem Verwaltungsmitarbeiter des Fachbereichs 8 ein ebenso ernsthafter wie freundlicher und zugewandter Gesprächspartner wie seiner Sekretärin oder dem Bergarbeiter aus Essen, den er anregte, seine Sammlungen und Beobachtungen über die Arbeiterquartiere im Ruhrgebiet zu einer Dissertation zu verdichten, was dank seiner Betreuung und der Großzügigkeit der Bremer Promotionsordnung, selbst Leute ohne Abitur und Studium zuzulassen, auch gelang. Und er hat sich bis zum Schluß engagiert bei der sogenannten

Nichtabiturientenprüfung, die es Menschen, die nicht den klassischen Bildungsweg hatten durchlaufen können, erlaubte, einen fachspezifischen Zugang zur Hochschule zu erlangen.

Dies war ganz sicher eine Folge seines Lebenswegs, der in jenen Serpentinen verlief, die man einschlagen muß, sollen wirklich steile Berge bezwungen werden. Läßt sich auch die Wendung vom Meßdiener zum Juso-Vorstand im Unterbezirk Köln der SPD noch als rheinische politische Normalkarriere beschreiben, so konnte er als Werkstudent bei Bayer Leverkusen und in der Sportredaktion des Kölner Stadtanzeigers schon erste Erfahrungen sammeln mit der Realität der Mehrwertproduktion und den Anstrengungen, dieselbe nicht zu weit ins Bewußtsein der Produzenten dringen zu lassen. Jetzt mag es nicht mehr allzu sehr erstaunen, daß der examinierte Historiker und Germanist nicht etwa als Assistent an einem Lehrstuhl für Geschichte landete, sondern bei Joseph Quint, Ordinarius für Ältere Germanistik in Köln. Hier erhielt er offenbar entscheidende Prägungen, die seinen Studenten später zugute kommen sollten: als Spezialist für deutsche Mystik und Herausgeber der Texte von Meister Eckehart vermittelte Quint seinem jungen Mitarbeiter Geschichte und Mysterien der deutschen Sprache, so daß später manche Studierende Steinbergs neben der fachlichen Kritik ihrer Arbeit auch erstmals etwas über die korrekte Konstruktion von Appositionen oder den Unterschied von Final- und Konsekutivsätzen erfuhren und lernten, daß wohlgestaltete Gedanken nicht in die Lumpen sprachlichen Geschwurbels passen – und er zitierte gerne Matthias Claudius: „Klopstock sagt: ‚Du, der du weniger bist und dennoch mir gleich, nahe dich mir und befreie mich, dich beugend zum Grunde unserer Allmutter Erde, von der Last des staubbedeckten Kalbfells.' Ich sage dafür nur: ‚Johann, zieh mir die Stiefel aus.'"

Und ganz sicher wies ihn Meister Quint, wie Steinberg seinen ersten akademischen Lehrer stets nannte, auf das Schicksal Eckeharts hin, der nämlich kaum in Köln mit der Lehre begonnen hatte, als er auch schon mit einem Häresieprozeß überzogen wurde. Gleichzeitig leistete der Jung-Altgermanist den Jusos Aufbauhilfe: in einem ausführlichen Artikel in seiner Regionalausgabe Bergisches Land heißt es im „Kölner Stadt-Anzeiger" vom 1. November 1965 über die erste öffentliche Versammlung des Kreisverbands Refrath: „Die Wörter Himmel, Scham, Leichnam und Hemd haben alle den selben Wortstamm. Sie sind vom indogermanischen Wort ‚kem' (= bedecken) abgeleitet. Über die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache aus dem Indogermanischen, wie es vermutlich vor mehr als 5000 Jahren im heutigen europäischen Raum gesprochen wurde, berichtete Hans-Josef Steinberg in einem Referat mit dem Thema ‚Das Geheimnis der Sprache' vor den Refrather Jungsozialisten", und zwar „in einer lebendigen, humorvollen Art".

So wurde der künftige Professor für Geschichte und Theorie der Arbeiterbewegung durch seine Lehrjahre zuverlässig davor bewahrt, sich seinen Blick durch ein Spezialgebiet verengen zu lassen.

Ein Stipendium des damaligen hessischen Ministerpräsidenten Georg-August Zinn entzog dann der Germanistik ein Nachwuchstalent und brachte den Doktoranden Steinberg in die weite Welt. Zum einen wurde er Teilnehmer des illustren Doktorandenseminars bei Theodor Schieder, wo unter der Ägide des damaligen Assistenten Hans-Ulrich Wehler u.a. Lothar Gall, Hans-Christoph Schröder und Wolfgang Mommsen

beisammensaßen. Zum anderen arbeitete er rund zwei Jahre am Internationalen Institut für Sozialgeschichte (IISG) in Amsterdam, war doch dort der entscheidende Archivbestand für seine Dissertation über den Sozialismus und die Sozialismusvorstellungen der deutschen Sozialdemokratie im Kaiserreich zu finden. Das Thema, das insbesondere den damals fast vergessenen einstigen Cheftheoretiker nicht nur der deutschen, sondern der internationalen Sozialdemokratie, Karl Kautsky, in den Mittelpunkt rückte, erwies sich als höchst zeitgemäß. Mitte der sechziger Jahre machte sich die „skeptische Generation" allmählich zur Studentenbewegung auf. Mit ihren immer dringlicheren Fragen nach den Ursachen des Nationalsozialismus und damit einhergehend danach, wer eigentlich dessen Förderer und wer dessen Gegner waren, kam die Arbeiterbewegung wieder in den Blick.

Drei Parteien rangen um dieses Erbe: die DDR, für die Tradition und Geschichte der Arbeiterbewegung einen einzigartigen Stellenwert als zentrales Moment ihrer Identitätsstiftung bekommen hatten; die Studentenbewegung, die wegen des krassen Widerspruchs zwischen dem emanzipatorischen Gehalt der Marxschen Theorie und der realen Existenz der DDR die Arbeiterbewegung neu entdeckte und auch manch neue Arbeiterbewegung; und die Sozialdemokratie, die ihre Tradition, zunächst zugunsten des Godesberger Volksparteikonzepts mehr und mehr ausgeblendet, nun wiederbelebte.

So nimmt es nicht wunder, daß Steinbergs Dissertation unter dem Titel „Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie" 1967 sofort in den Strudel der inzwischen bedeutend verschärften ideologischen Auseinandersetzungen geriet – und seinen Autor unter den Historikern der Neuzeit schnell bekannt machte. Steinberg demonstriert in dieser Schrift sein wissenschaftliches Credo, nämlich die Theorien des Sozialismus nicht isoliert und nicht als gesetzte zu betrachten, sondern als historisch gewordene, und ihre Wirkung ebenso nicht irgendwelchen Gesetzmäßigkeiten unterworfen zu sehen, sondern konkret zu untersuchen. So zeigte er auf, daß es mit dem Neokantianismus eine durchaus bemerkenswerte Strömung in der deutschen Sozialdemokratie um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gab, der historisch-analytischen Dimension der Marxschen Theorie eine ethische hinzuzufügen, die gerade auch den „Vater des Revisionismus", Eduard Bernstein, beeinflußte. Der formulierte bereits 1898: „Bis zu einem gewissen Grade gilt das ‚Zurück auf Kant' meines Erachtens auch für die Theorie des Sozialismus", und konstatierte, der Königsberger Philosoph sei „faktisch ein sehr viel strengerer Realist" als „sehr viele Bekenner des sogenannten naturwissenschaftlichen Materialismus".

Und die eherne These vom sozialistisch geschärften Klassenbewußtsein der Arbeiter, die in der Partei oder zumindest in den Freien Gewerkschaften organisiert waren, überprüfte Steinberg in mühseliger Recherchearbeit an den Ausleihstatistiken der Bibliotheken bei Partei- und Gewerkschaftsorganisationen mit dem Ergebnis: Bevorzugt wurden populärwissenschaftliche Titel der Bereiche Naturwissenschaften und Geschichte. Von den Socialistica wurden nur der Bebelsche Bestseller „Die Frau und der Sozialismus" – bekanntlich nicht gerade als streng marxistisches Theoriewerk zu bezeichnen – sowie, in gebührendem Abstand, Kautskys Kompilat des Marxschen „Kapitals", „Karl Marx' ökonomische Lehren" in nennenswertem Umfang nachgefragt, das „Kapital" selber beispielsweise so gut wie überhaupt nicht. Dafür war das genannte Kautsky-Werk der

Einfachheit halber oft rubriziert unter dem Verfassernamen Karl Marx mit dem Titel: „Ökonomische Lehren". Fazit Steinbergs: Die hochentwickelten Theoriedebatten zum Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts in der organisierten Arbeiterbewegung liefen weitgehend ohne die Arbeiter ab.

Auf dem theoretischen Gebiet machte er Karl Kautsky, von seinem Schüler Lenin schließlich als Renegat gebrandmarkt, wieder zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. Wie nötig dies war, demonstrierte Steinberg gerne mit einer ihm von seinem Kollegen Georges Haupt mitgeteilten Anekdote: Bei einem Vortrag in Kanada wunderte sich Haupt, daß sein durchaus sachverständiges Publikum ständig vom „Renegade Kautsky" sprach. Sein anfänglicher Verdacht, in eine Versammlung von Leninisten geraten zu sein, wurde aber rasch zerstreut: die kanadischen Jungakademiker hielten „Renegade" für den Vornamen Kautskys.

Zog sich der Autor auch schnell den Zorn der staatssozialistischen Geschichtsschreibung zu, so setzte sich die Qualität der Arbeit doch insofern durch, als die ideologisch motivierte Abwehr begleitet wurde von einer intensiven und freizügigen Ausbeutung des von Steinberg präsentierten Quellenmaterials. Und auch in der Bundesrepublik stieß das Buch auf erstaunliches Interesse: fünf Auflagen dokumentieren eine für eine Dissertation eher ungewöhnliche Verbreitung.

Kaum promoviert, finden wir Steinberg wieder im „Kölnischen Stadtanzeiger", und zwar auf einem nicht weniger als fünfspaltigen Foto mit dem eingeklinkten Titel: „Guten Tag, ich bin Ihr Kandidat!", der Bildunterschrift: „Dr. Hans-Josef Steinberg auf Wahlreise in seinem Bezirk im Gespräch mit einer jungen Hausfrau" und der tröstlichen Schlagzeile: „Niemand knallte die Türe zu". Der nunmehrige wissenschaftliche Angestellte der Friedrich-Ebert-Stiftung machte Wahlkampf für das Kreisparlament des rheinisch-bergischen Kreises. Und nicht nur seine Wahl, sondern auch seine anschließende Reise nach Washington, wo er nicht die Strategien des US-Imperialismus studierte, sondern die Kommunalverwaltung der amerikanischen Hauptstadt, ließen nun auf eine politische Karriere des Historikers schließen.

Doch eine weitere wissenschaftliche Arbeit führte zu erneuten, eher noch heftigeren Auseinandersetzungen: die Rede ist vom Buch „Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945". Die großzügige Unterstützung der Stadt Essen für diese Arbeit – sie stellte 30000 DM zur Verfügung und kaufte außerdem 2000 Exemplare des Buchs auf, um es an die Schulen weiterzureichen – ging auf die Initiative des damaligen Oberstadtdirektors und ehemaligen Widerstandskämpfers Dr. Rewoldt zurück. Der mußte Steinberg in der Schlußphase seiner Untersuchung zur Eile mahnen, denn der Widerstand in der sozialdemokratischen Mehrheitsfraktion im Stadtrat gegen das Projekt wuchs in jenem Maße, in dem bekannt wurde, daß ein zentrales Ergebnis der Studie die Dokumentation der herausragenden Rolle der Kommunisten im Widerstandskampf sein würde. Diese wiederum unterzogen das Buch einer vernichtenden Kritik in der „Tat", einer Zeitschrift aus dem Umfeld der gerade eben gegründeten DKP, weil Steinberg nicht nur die hohe Opferbereitschaft und den Mut kommunistischer Arbeiter belegte, sondern auch die selbstmörderische Taktik der externen KPD-Leitung anprangerte, die zu einer ziemlich raschen Dezimierung der antifaschistischen Kämpfer führte. Obwohl, und das zielte wiederum ins Zentrum der bürgerlichen Legitimationsideologie, die

Nazis keineswegs über einen ubiquitären Unterdrückungsapparat im Schwermaschinen- und Rüstungszentrum Essen verfügten: ganze 40 Gestapoagenten waren in Essen stationiert, und die hatten, wie sie sich bei ihrer Leitstelle in Düsseldorf beschwerten, zur Verfolgung von Verdächtigen nicht einmal Eisenbahnfahrkarten zur Verfügung. Wenn es trotzdem auch in Essen nicht zur Revolte gegen die Nazis kam, dann, so Steinbergs Fazit, lag das daran, daß die Masse der Bevölkerung eben nicht in einer Art kollektiver innerer Emigration verharrte, sondern bereit war, die Nazidiktatur etwa per Denunziation zu unterstützen. Die aus dem Kreis der Steinberg-Eleven herausragende Wissenschaftlerin Inge Marszolek, selber Autorin eines Buches über die Goerdeler-Denunziantin Helene Schwärzel, hat gerade eben ein großes, von der VW-Stiftung gefördertes Projekt über politische Denunziation in Deutschland abgeschlossen, das in mehreren Studien wirtschaftlich unterschiedlich strukturierter Regionen diesen Befund teilweise erschreckend bestätigt. Übrigens mußte Steinberg im Vorwort zur zweiten Auflage seines Essen-Buchs 1973 feststellen, daß in der akademischen Welt der Bundesrepublik der Arbeiterwiderstand immer noch so gut wie nicht zur Kenntnis genommen wird.

Es sind aber nicht nur der Respekt vor den Quellen, das unermüdliche Suchen nach Parallelüberlieferungen, das den Wissenschaftler Steinberg so resistent gegen die Hitze der damaligen ideologischen Gefechte machte. Es ist auch seine Leidenschaft, die Menschen nicht auf ihre Funktion im Produktionsprozeß und das ihnen von den Theoretikern jeweils zugewiesene Klassenbewußtsein zu reduzieren, sondern gerade auch die ihr Milieu prägenden kulturellen Einflüsse zu berücksichtigen – lange vor Erfindung der Kulturwissenschaft. Und nichts war ihm so fremd wie die Methode, zu einem vorgegebenen Ergebnis die geeigneten Belege zu suchen. Ermöglicht wurde diese Herangehensweise durch seine tiefe Skepsis gegenüber monokausalen Abfolgen in der Geschichte. Er hielt es mit der Einsicht, daß selbst die Tatsache, daß jemand unter Paranoia leide, noch kein stichhaltiger Beweis dafür sei, daß derjenige *nicht* verfolgt werde.

Zu alledem trat nicht nur die Lust an der Auseinandersetzung, sondern auch eine bemerkenswerte Dialog- und Kooperationsbereitschaft – vor allem, wenn es gegen inhaltsleere Rituale ging. So war bis zum Fall des Eisernen Vorhangs die jährliche Konferenz im österreichischen Linz *das* Forum für den wissenschaftlichen Disput zwischen Ost und West über die Geschichte der Arbeiterbewegung. Auf einer dieser Treffen wurde Steinberg nach seinem Referat vom Doyen der DDR-Historiographie für die Geschichte des deutschen Kaiserreichs, dem ihm in vielem kongenialen Dieter Fricke aus Jena, gefragt, warum er sich zwar auf Marx und Engels, nicht aber auf die Schriften Iassys berufen habe, der doch einigen Einfluß auf das Denken der beiden Klassiker gehabt habe. Steinberg räumte ein, dessen Bedeutung nicht genügend gewürdigt zu haben; allerdings sei Iassys Wirkung auf Marx und Engels erst in allerletzter Zeit bekannt geworden. Fricke aber wertete dies als bedenkliches Defizit. Im Kreis der übrigen Experten wurden diese Ausführungen unter mehr oder weniger großer Verlegenheit und schweigend verfolgt. Nach Sitzungsende erkundigten sich einige Kollegen verstohlen bei Fricke, wer zum Teufel denn dieser Iassy sei. Die Antwort war einfach: Iassy hieß der rumänischstämmige Wirt der Pension, in der Steinberg und Fricke abzusteigen pflegten, und ihm wollten sie seiner Freundlichkeit wegen in systemübergreifender Aktion auch in der Wissenschaft einen Namen machen.

So war Hans-Josef Steinberg bestens ausgerüstet, 1971 den ersten Lehrstuhl für Geschichte und Theorie der Arbeiterbewegung in der Bundesrepublik zu übernehmen. Er begann seine Lehrtätigkeit im sogenannten integrierten sozialwissenschaftlichen Eingangsstudium. Hier sollten Jurisprudenz, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ihre historische Grundlegung erhalten. Nicht die Geschichte der Fachwissenschaften sollte gelehrt werden, sondern welchen Stellenwert diese Wissenschaften in der Geschichte der Neuzeit haben und unter welchen Voraussetzungen sie entstanden sind. „So weit, so gut", schreibt Steinberg in seinem letzten Aufsatz, einem Beitrag zur Festschrift für Manfred Hahn, der nun postum erscheinen muß, „aber welche Geschichte sollte denn hier grundlegend für drei wichtige Studiengänge werden? Da hatten die Kommissionen ein interessantes Rezept. Erstens: Die Geschichte der Arbeiterbewegung mit all ihren speziellen Erscheinungsformen und ihren Theorien und zweitens: Die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft." Damit, so Steinberg, solle sowohl der Aspekt der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft als auch der ihrer Überwindung durch die sozialistische Arbeiterbewegung berücksichtigt werden.

Fand Steinberg diese Aufgabenstellung schon attraktiv, so vor allem auch das Herzstück des Bremer Modells, die Drittelparität, also die gleichberechtigte und gleichgewichtige Beteiligung von Hochschullehrern, Studierenden und den sonstigen Mitarbeitern, damals wenig liebevoll „Dienstleister" genannt. Das zwang nicht nur zu Diskurs, sondern auch zu Konkretisierung, beides ja Steinbergsche Leidenschaften. Dies waren auch ganz wichtige Gründe für ihn, bereits nach fünf Semestern, also weit innerhalb der Regelstudienzeit, sich als Kandidat für das durch den Rücktritt des Gründungsrektors Thomas von der Vring vakant gewordene Amt des Rektors zu bewerben, wozu er schließlich im Frühjahr 1974 auch gewählt wurde. Da ich weder wiederholen möchte, was mein Vorredner schon ausgeführt hat, noch der Studie über die Geschichte der Universität Bremen vorgreifen will, die zur Zeit am Uni-Archiv entsteht, möchte ich nur zwei Aspekte des Rektorats Steinberg hervorheben.

Erstens: Zu Beginn seiner Amtszeit gab es 3103 Studierende, das Wintersemester nach seinem Rücktritt 1977 startete mit 6019, also eine Verdopplung innerhalb von gut drei Jahren. Die Behauptung, das Bremer Modell hätte nur abschreckenden Charakter gehabt, wird noch weiter obsolet, wenn man weiß, daß in diesen Jahren die Zahl der Studienplatzbewerber je nach Fächern doppelt bis achtmal so hoch wie die der Zulassungen war. Es gehörte unterhalb der großen Auseinandersetzungen etwa um das Hochschulrahmengesetz zu einer der kompliziertesten politischen und juristischen Aufgaben, den Bremer Numerus clausus für alle Fächer aufrechtzuerhalten.

Zweitens: Mit Beginn seiner Amtszeit sah sich Steinberg Umbrüchen gegenüber, auf die die Universität keinen Einfluß hatte, insbesondere die ökonomische Strukturkrise, die Bremen besonders hart traf. Das bewirkte zunächst eine Veränderung des Ausbildungsschwerpunkts: wollte man nicht an den Realitäten allgemein rückläufiger Bildungsetats vorbeiproduzieren, mußte das Quasimonopol der Lehrerausbildung durchbrochen und die hohe Konzentration auf die Geisteswissenschaften abgeschwächt werden. So wurden unter Steinberg die Fächer Biologie und Chemie neu eingeführt und von Anfang an auch als Diplomstudiengänge ausgestaltet. Die Krise schränkte aber vor allem den Spielraum des politischen Senats weiter ein. Damit aber erhöhte sich der

propagandistische Druck gegen die Universität. Welch absurde Ausmaße dieser publizistische Feldzug gegen die „rote Kaderschmiede" annahm, verdeutlicht ein Bericht der konservativen „Kölner Rundschau" vom Januar 1977. Der Reporter gibt darin zunächst seiner Verwunderung über die Sauberkeit in den Räumlichkeiten der Hochschule Ausdruck: „Keine ausgetretenen Zigarettenkippen, nirgends Transparente, keine Aktionstische von irgendwelchen Komitees. Die Kanzler der rheinischen Hochschulen hätten ihre wahre Freude." Mit diesen Beobachtungen konfrontiert, klärt ihn dann die Bremer CDU-Fraktion so auf: „Lassen sie sich davon nicht beirren. [...] Wie soll es da auch anders aussehen? Die Linken sind ja unter sich und brauchen keine Unruhestifter." Daß diesem eher amüsanten Beispiel auch Entgleisungen ganz schlimmer Art wie die Bezeichnung „Verbrecherbande" für die Hochschullehrer oder die Empfehlung, die Hervorbringungen Bremer Wissenschaftler dem Feuer zu übergeben, zur Seite standen, soll nicht weiter vertieft werden.

Wie in seiner wissenschaftlichen Arbeit ließ sich Steinberg auch in der Hochschulpolitik von Ideologien nicht imponieren. Um die behauptete Abkapselung der Uni einerseits und den angeblichen Widerwillen der Bürger gegen diese Institution andererseits zu überprüfen, veranstaltete er erstmals einen Tag der offenen Tür – die Hochschule wurde von Interessenten überflutet. Er öffnete die Universität den Medien auch für spektakuläre Aktionen wie jenem legendären Badegang der gesamten Unispitze inklusive AStA im Tümpel am Zentralgebäude, blieb der Dauerpolemik der Bremer Sektion des Bundes Freiheit der Wissenschaft und ihrem offenbar unter dem Motto „in vino veritas" agierenden Vorsitzenden, dem Weinhändler Segnitz, keine Antwort schuldig, gab Interviews – und blieb bei alledem aktiver Hochschullehrer, machte Lehrveranstaltungen, nahm schriftliche und mündliche Examina ab und trieb Forschungsprojekte voran. Eine der ersten Pressemitteilungen des Rektorats Steinberg verkündete, die DFG habe Personal- und Sachkosten für das unter seiner Leitung stehende Editionsprojekt des Bernstein-Kautsky-Briefwechsels bewilligt.

Doch Steinberg scheiterte mit seiner Vision einer Universität aller Beteiligten an der zunehmenden Dialogunwilligkeit sowohl seiner linken wie rechten Kritiker innerhalb der Universität als auch der politischen Instanzen. Als sich auch der Bremer Senat – wie man hört, gegen die Stimme seines Präsidenten – der Forderung nach Aufhebung der Drittelparität anschloß, trat Steinberg zurück. Wissenschaftlich kein Ideologe, war er auch politisch kein Parteisoldat, was ihm im übrigen von seinem Senator wie von manch anderem Sozialdemokraten heftig und öffentlich übel genommen wurde. Aber er scheiterte wohl auch daran, daß er kein Mann für die Massenuniversität war, wie sie sich auch für Bremen verwirklichte. Ihm leuchtete nie ein, weshalb man von Effektivitätssteigerung sprechen kann, wenn statt in vier Jahren ein Historiker gut nunmehr in drei Jahren zwei schlecht ausgebildet werden sollen, und er brauchte auch auf gut kölsch seinen Klüngel, eine Gruppe von Vertrauten, nicht Untergebenen, mit der er jenseits aller Zuständigkeitshierarchien seine Politik betreiben konnte. Immerhin qualifizierte man sich beispielsweise als persönlicher Referent Steinbergs etwa für den Posten eines Bremer Innensenators.

In den folgenden über zwanzig Jahren bis zu seiner Pensionierung 1999 übernahm er kein hochrangiges Amt mehr in der Universität, aber er war bis zum Schluß der Stratege

der nun längst aus den anderen Fächern in einen eigenen Studiengang zusammengeströmten Historiker. Er publizierte 1979 eine bahnbrechende Bibliographie zur deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung bis 1914, bahnbrechend auch deshalb, weil er nicht mit deftigen Wertungen sparte nach dem Motto: „Von Gesinnungsliteratur jedweder Couleur sollte man sich generell fernhalten."

Seine Qualitäten als Historiker, Organisator und Kommunikator kamen Hanjo Steinberg dann gleichermaßen zugute, als er 1988 anläßlich des 50. Todestags von Karl Kautsky eine wissenschaftliche Konferenz über diesen hartnäckigen Verfechter der unauflöslichen Einheit von Demokratie und Sozialismus in Bremen durchführte. Der Ertrag dieser Zusammenkunft von Historikern aus drei Kontinenten läßt sich nicht nur an dem Buch ablesen, in dem die Beiträge gesammelt sind, sondern auch daran, daß diese Konferenz die internationale Historiographie wesentlich dazu anregte, sich mit Kautsky und der nichtdiktatorischen Variante des Sozialismus zu beschäftigen. Weil Steinberg es außerdem nicht einsah, warum ein die Sinne erfreuendes Ambiente nur Tagungen von Zahnärzten und Apothekern vorbehalten sein solle, fand diese Konferenz im vornehmen Parkhotel statt. Die Finanzierung der Veranstaltung durch die VW-Stiftung ließ dann prompt den „Weser-Kurier" barmen, nun wisse man endlich, warum der rechte Rückspiegel beim Golf aufpreispflichtig sei.

Vor allem aber blieb Steinberg engagierter Lehrer. In seinem bereits erwähnten letzten Aufsatz heißt es über seinen Kollegen Manfred Hahn, dieser habe seinen Studierenden vermittelt, „daß die Geschichtswissenschaft nicht nur über eine Muse verfügt, sondern auch zäher, harter Arbeit im Umgang mit den uns überlieferten Quellen bedarf". Für ihn selber gilt dies sicher auch mit der kleinen Akzentverschiebung, daß die Geschichtswissenschaft nicht nur harter Arbeit im Umgang mit den Quellen bedarf, sondern auch über eine Muse verfügt. Und die harte Arbeit versuchte er stets schmackhaft zu machen, etwa mit Hilfe von Exkursionen nach Amsterdam, wo aus manchen interessierten Geschichtsstudenten begeisterte wurden, als sie, was anfangs noch möglich war, einen Originalbrief Rosa Luxemburgs mitsamt getrocknetem Blümchen in der Hand halten konnten. Wenn sich dann aber auf den Gesichtern der Teilnehmerinnen und Teilnehmer diese leicht verklärten, schwärmerischen Züge ausbreiteten, dann intervenierte er trocken: „Außer mit Blümchenpressen beschäftigte sich Rosa Luxemburg auch noch mit der Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands."

Ansonsten hielt er von den Lehrern nicht sehr viel – mit wenigen Ausnahmen, nämlich denjenigen, die er selber ausgebildet hatte, deren Zahl allerdings zunehmende Tendenz aufwies, bildete er doch mit seinem Mediävistikkollegen und Kontrahenten in vielen sonstigen Fragen, Dieter Hägermann, *das* Traumduo für Examenskandidaten im Fach Geschichte.

Das Schicksal der politischen Entwicklung nicht zuletzt seiner eigenen Partei trieb ihn ganz gegen die Tradition des „links rein, rechts raus", wie sie der erste sozialdemokratische Parteisekretär Ignaz Auer formuliert hatte, allein dadurch immer weiter an den linken Rand, daß er an der Vorstellung eines Sozialismus, der nur ein humaner, nie ein barbarischer sein kann, festhielt und daran, daß bei solchen herstellbaren Verhältnissen die Produktivkraft menschliches Vermögen große Segnungen materieller und kultureller Art hervorbringen kann, wie er es bei Karl Marx im dritten Band des

„Kapitals" formuliert fand: „Die Freiheit in diesem Gebiet (der Produktion) kann nur darin bestehn, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehn. Aber es bleibt dies immer ein Reich der Notwendigkeit. Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühn kann. Die Verkürzung des Arbeitstags ist die Grundbedingung." Also das Brot muß für jeden da sein; aber nicht das Brot und die Mühen, es zu beschaffen, sind das Ziel, sondern jenes Extra, das nicht zweckgebunden und rational existiert, sondern das die Lust zu leben befördert und befriedigt, und zwar hier und nicht in den Wolken, so wie Heinrich Heine schrieb:

„Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen."

Der Tod, jeder Tod, ist schnell, auch wenn ihm ein längeres Sterben vorausgeht. Und deshalb wohl dauert es oft länger, bis wir begreifen: Hier ist einer nicht mehr.

Von Krieg zu Krieg

Zu den Beziehungen zwischen der Kommunistischen Internationale und den Sozialistischen Internationalen – eine Zwischenbilanz

Von Ursula Langkau-Alex unter Mitarbeit von Miloš Hájek und Hana Mejdrová*

Zur Forschung

Die Kommunistische Internationale (Komintern) ging offiziell 1919 als Dritte (III.) Internationale aus der Zweiten (II.) Internationale hervor, die ihrerseits 1889 der 1864 gegründeten, doch bereits 1876 aufgelösten Ersten Internationale, der Internationalen Arbeiter-Assoziation, nachfolgte.[1] Von Anfang an definierte die Komintern sich durch Abgrenzung von ihr und ihren sozialistischen Nachfolgern. Die Beziehungen zwischen den Internationalen über den Gesamtzeitraum von 1919 bis zum Mai 1940, dem Datum des praktischen Endes der 1923 aus Fusionen hervorgegangenen Sozialistischen Arbeiter-Internationale (SAI), sind erstaunlicherweise historiographisch schwach belichtet. Die Monographie von Julius Braunthal, die die Geschichte beider Pole teils in ihren Wechselbeziehungen, teils neben- bzw. nacheinander auf der Grundlage des um 1960 vorhandenen Materials behandelte, ist immer noch ein Standardwerk.[2]

Im Vordergrund des Forschungsinteresses an den Internationalen standen einerseits die jeweiligen Organisationen für sich, andererseits einzelne Zeiträume, Probleme der Ideologie sowie der Strategie und Taktik bezüglich Krieg, Revolution, Faschismus/Nationalsozialismus und Bündnispolitik – um nur die wichtigsten zu nennen.[3] Im früheren „Ostblock" bestimmten durchweg politische Vorgaben und der Anspruch der

* Miloš Hájek und Hana Mejdrová erstellten Anfang der 1990er Jahre eine erste Version für das Projekt „The Comintern and its Sections" des IISG in Amsterdam; sie umfaßte vornehmlich die erste Hälfte der 1920er Jahre. Eine gemeinsame Version behandelte den ganzen Zeitraum von 1919 bis 1939/40 und war im Frühjahr 1994 fertiggestellt. Die Überarbeitungen 1998 und 2003 aufgrund auch jeweils neuer Forschungsergebnisse wurden allein von Ursula Langkau-Alex vorgenommen.

1 Zur ersten Orientierung über die drei Internationalen siehe, in chronologischer Reihenfolge, die Beiträge in: Lexikon des Sozialismus. Hrsg. von Thomas Meyer, Karl-Heinz Klär, Susanne Miller, Klaus Novy und Heinz Timmermann, Köln 1986: Fred Schrader, Internationale Arbeiter-Assoziation (S. 271–272); Karl-Heinz Klär, Zweite (II.) Internationale (S. 728–730); Hermann Weber, Kommunistische Internationale (S. 321–324).

2 Julius Braunthal, Geschichte der Internationale, Bde. 1 und 2, Hannover 1961 und 1963; Bd. 3, Hannover 1971, behandelt die Periode von rund 1943 bis Mitte der 1960er Jahre.

3 Für die Komintern vgl. z. B.: Dietrich Geyer, Kommunistische Internationale, in: Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie. Hrsg. von C. D. Kernig, Bd. 3, Freiburg, Basel und Wien 1969, Sp. 772–792; Miloš Hájek und Hana Mejdrová, Vznik Tretí internacionály, Prag 1979 [Samizdat], nach mehr als 20 Jahren in deutscher Übersetzung: Die Entstehung der III. Internationale. Hrsg. von der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen (Dokumentation zur Kultur und Gesellschaft im östlichen Europa. Hrsg. von Wolfgang Eichwede, Bd. 3), Bremen 1997; Bibliography of the Communist International (1919–1979), Bd. 1. Hrsg. von Vilém Kahan, Leiden u. a. 1990, Nr. 2018–2937; Kevin McDermott und Jeremy Agnew, The Comintern, London 1996; Pierre Broué, Histoire de L'Internationale Communiste, Paris 1997; siehe auch unten Anm. 7, zweiter Teil der ersten Referenz; für die Sozialdemokratie vgl. z. B.: Carl Landauer, in collaboration with Elizabeth Kridl

dem Marxismus-Leninismus verpflichteten Historiker, das moralische und historische Recht auf ihrer Seite zu haben, die Optik auf die eigene Geschichte wie auf die des Gegenparts.[4] Dem seit etwa 1985 zunächst zögernd und nur partiell sich abzeichnenden freieren, kritischeren Blick[5] stand die Unzugänglichkeit der aufschlußreichsten Archive, voran in Moskau, entgegen. Westlichen Historikern wurde, von Ausnahmen abgesehen, in der Regel die Einsichtnahme auch solcher Dokumente verweigert, die eigenen Wissenschaftlern zugestanden wurden.

Was da alles unter Verschluß gehalten wurde, noch wird und wieder wird, lassen die bisherigen Publikationen von Historikern aus Ost und West, die auf Dokumentenfunden nach der (Teil-)Öffnung von Archiven beruhen, zumindest ahnen. Das Interesse richtete sich freilich vor allem auf Interna der Komintern und ihrer Sektionen; der Bogen spannt sich von der Struktur (Apparat, Kader) über Mechanismen der Macht (Bolschewisierung, Stalinisierung) bis hin zu Terror und biographischen Daten. Es entstanden Dokumentationen, Editionen und monographische Literatur in Aufsatz- oder Buchform.[6] Einblicke in Hintergründe und Motive von Kursänderungen, in persönliche, organisatorische und finanzielle Abhängigkeiten – z. B. von Stalin, vom Politbüro der KPdSU, von den Geheimdiensten –, in Entscheidungsprozesse und -befugnisse sowie

[Fortsetzung von Anm. 3]
Valkenier and Hilde Stein Landauer, European Socialism. A History of Ideas and Movements, Bd. 2: The Socialist Struggle against Capitalism and Totalitarianism, Berkeley und Los Angeles 1959; Histoire générale du Socialisme, Bd. 3: De 1919 à 1945. Hrsg. von Jacques Droz, Paris 1977; L'Internazionale Operaia e Socialista tra le due guerre (Annali Fondazione Giangiacomo Feltrinelli, Nr. 23). Hrsg. von Enzo Collotti, Milano 1982/1984; *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Sozialwissenschaften*, Jg. 17 (1991), H. 2: Die Krise des europäischen Sozialismus in der Zwischenkriegszeit. Hrsg. von Heinrich August Winkler.

4 Zur Komintern siehe z. B: Die Kommunistische Internationale. Kurzer Historischer Abriß, Frankfurt a. M. 1970, deutsche Ausgabe von: Kommunističeskij Internacional. Kratkij istoričeskij očerc, Moskva 1969; Horst Schumacher, Die Kommunistische Internationale (1919–1943). Grundzüge ihres Kampfes für Frieden, Demokratie, nationale Befreiung und Sozialismus, 2. durchges. u. erw. Aufl., Berlin 1989 – ist gegenüber der gleichnamigen Aufl. von 1979 nur unwesentlich nuancierter im Urteil über die Sozialdemokratie; zur internationalen Sozialdemokratie vgl. etwa: Rabočij socialističeskij internacional (1923–1940), Moskva 1979; Autorenkollektiv unter Leitung von Werner Kowalski, Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (1923–1940), Berlin 1985; Christiane Topp, La perception soviétique de l'Internationale communiste des années 1985–1990, in: Centenaire Jules Humbert Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. Actes. Hrsg. von der Fondation Jules Humbert-Droz, La Chaux-de-Fonds 1992, S. 525–529.

5 Heinz Timmermann, Die Geschichte der Kommunistischen Internationale in neuem Licht. Ansätze zu einer Umwertung in Moskau, in: Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien, Nr. 54, Köln 1988; F. I. Firsow und K. K. Schirinja, Komintern: Zeit der Prüfungen. Interview, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung* [künftig zitiert: *BzG*], Jg. 32 (1990), H. 1, S. 5–16; Kevin McDermott, Rethinking the Comintern. Soviet Historiography, 1987–1991, in: *Labour History Review*, Jg. 57 (1992), Nr. 3, S. 37–58.

6 Vgl. Die Komintern und Stalin. Sowjetische Historiker zur Geschichte der Kommunistischen Internationale. Hrsg. von Helmut Heinz u. a., Berlin 1990; Aldo Agosti, L'historiographie du Komintern et ses sources jusqu'en 1990, in: Une histoire en révolution? Du bon usage des archives, de Moscou et d'ailleurs. Hrsg. von Serge Wolikow, Dijon 1996, S. 133–139; Centre and Periphery. The History of the Comintern in the Light of New Documents. Hrsg. von Mikhail Narinsky und Jürgen Rojahn, Amsterdam 1996; Brigitte Studer und Berthold Unfried, At the Beginning of a History. Visions of the Comintern After the Opening of the Archives, in: *International Review of Social History* [künftig zitiert: *IRSH*], Jg. 42 (1997), S. 419–446; Michael David-Fox und David Hoffmann, The Politbureau Protocols,

in „Transmissionsriemen" gewähren inzwischen personenbezogene Quelleneditionen. Überwiegend von Historikern außerhalb des ehemaligen Ostblocks erarbeitet und veröffentlicht, übertreffen diese Ausgaben – naturgemäß – frühere Dokumentionen allein schon durch die Vermittlung von Interna. Dennoch machen sie die älteren Sammlungen für die Geschichtsschreibung nicht überflüssig.[7] Die neuen Quellen und Publikationen haben allerdings auch gezeigt, daß zumindest in der Forschung, die nicht der marxistisch-leninistischen Doktrin verpflicht war, die allgemeine Bildformung über die Komintern und ihre Sektionen in den wesentlichen Zügen *nicht* der Revision bedarf. Neue Details bereichern und schärfen jedoch das Bild, erlauben Nuancierungen, Modifizierungen oder Vertiefungen früherer Fragestellungen und machen natürlich einzelne Richtigstellungen notwendig.[8]

Abgesehen von den Werken der bolschewistischen Klassiker, vor allem Lenin, wurden Standarddokumentationen bis in die 1990er Jahre vor allem auf der Grundlage unverzichtbarer Archiv- und Bibliotheksbestände nationaler Parteiinstitute vorgelegt.

[Forsetzung von Anm. 6]
1919–40, in: *The Russian Review,* Jg. 55 (1996), Nr. 1, S. 99–103; Komintern. L'histoire et les hommes. Dictionnaire biographique de l'Internationale communiste en France, en Belgique, au Luxembourg, en Suisse et à Moscou (1919–1943). Hrsg. von José Gotovitch und Mikaheil Narinski, Paris 2001.
Zu stalinistischem Terror und – so oder so – gebrochenen Biographien siehe für die deutschen Kommunisten gleich welcher Profession beispielsweise die inzwischen zahlreichen, darum hier im einzelenen nicht zu zitierenden Dokumentationen, die Reinhard Müller als selbständige Publikatonen herausgab – wie z. B.: Georg Lukács, Johannes R. Becher, Friedrich Wolff u. a.; Die Säuberung. Moskau 1936: Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung, Reinbek bei Hamburg 1991, oder: Die Akte Wehner. Moskau 1937 bis 1941, Berlin 1993 – sowie in Sammelbänden, Jahrbüchern, Zeitschriften vorlegt. Laufend neue Veröffentlichungen finden sich in: *Jahrbuch für historische Kommunismusforschung* [künftig zitiert: *JfHK*], 1993 ff., und in: *The International Newsletter of Historical Studies on Comintern, Communism and Stalinism,* 1992 ff., unter dem Titel: *The International Newsletter of Communist Studies* seit Jg. 8 (2002), Nr. 15, dem *JfHK* integriert.

7 An älteren Editionen seien hier nur die beiden folgenden in deutscher Sprache genannt: Die Dritte Internationale und der Sowjetstaat. Bearb. von Günther Nollau, in: Der Sowjetkommunismus. Dokumente, 2 Bde. Hrsg. von Hans-Joachim Lieber und Heinz Ruffmann, Köln und Berlin 1963–1964, hier Bd. 1, S. 279–350; Die Kommunistische Internationale. Eine Dokumentation. Hrsg. von Hermann Weber, Hannover 1966; auf Archivforschungen nach 1989/90 beruhen u. a.: Stalin's Letters to Molotow 1925 bis 1936. Hrsg. von Lars T. Lih, Oleg V. Naumov und Oleg V. Khlevniuk, New Haven und London 1995; Georgi Dimitroff, Tagebücher 1933–1943, 2 Bde., Bd. 1: Tagebücher. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein; Bd. 2: Kommentare und Materialien zu den Tagebüchern 1933–1943. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein und Wladislaw Hedeler, unter Mitarbeit von Birgit Schliewenz und Maria Matschuk, Berlin 2000 – darin auf S. 332–346 eine Auswahlbibliographie zur Geschichte der Komintern (Quellenpublikationen und Dokumente, Monographien und Aufsätze, Biographien, Memoiren und Zeitzeugenberichte); siehe dazu Hermann Weber, Neue Einsichten zur Komintern. Die Dimitroff-Tagebücher und Telegramme als zentrale Quelle der späten Komintern-Entwicklung, in: *JfHK,* Jg. 2000–2001, S. 339–350; Dimitrov and Stalin 1934–1943. Letters from the Soviet Archives. Hrsg. von Alexander Dallin und F. I. Firsov, New Haven und London 2000.

8 Verschiedene Beiträge in: Une histoire en révolution? (Anm. 6), behandeln dieses Thema, siehe dort bes. Mikaïl Panteleiev, Les archives du Komintern à Moscou. Possibilités et limites, S. 79–83; vgl. die Debatte zwischen Bruno Drweski, Karel Bartosek, Claude Pennetier und Serge Wolikow, Les archives du communisme. Moscou, Prague, Paris, in: *Cahiers d'histoire. Revue d'histoire critique,* Nr. 67, 1997, S. 125–142; auch z. B. Patricia Kennedy Grimsted, Archives of Russia Five Years After. "Purveyors of Sensations" or "Shadows Cast to the Past"? (IRSH Research Papers, Nr. 26), Amsterdam 1997; Brigitte Studer, Die Rückkehr der Geschichte. Das Bild der Komintern nach Öffnung der Archive, in: *BzG,* Jg. 39 (1997), H. 2, S. 15–29; dies., L'histoire du stalinisme. Renouvellement conceptuel et nouvelles

Hinzu kamen einige private Institute der Arbeiterbewegung in der westlichen Welt.[9] Zur Erforschung der Beziehungen zwischen der Komintern und den Sozialistischen Internationalen bleibt das Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (Internationales Institut für Sozialgeschichte) in Amsterdam auch nach Öffnung der ehemaligen „Ostblock"-Archive eines der Hauptinstitute. Diese Bedeutung des IISG gründet sich vor allem auf seine Sammlungen von Personen- und Organisationsarchiven – darunter die allermeisten der sozialistischen Arbeiterbewegung – sowie auf seine umfangreichen Bibliotheksbestände zeitgenössischer Broschüren, Pamphlete, Bücher und Periodika.[10]

Die Geschichte des Zusammenbruchs der Zweiten Internationale und die Konferenzen von Lugano (September 1914), Kopenhagen (Januar 1915), London (Februar 1915), Wien (April 1915), Zimmerwald (September 1915) und Kienthal (April 1916) sind seitdem dank umfangreicher Dokumentationen und Monographien u. a. von Georges Haupt, Horst Lademacher, Martin Grass, Agnes Blänsdorf, Karl-Heinz Klär und Jürgen Rojahn gut erforscht. Gerhard A. Ritters Dokumentation „Die II. Internationale 1918/1919" markiert den Abschluß des Zerfallsprozesses und den Anfang neuer organisatorischer Festigungen.[11]

Im September 1914 hatten die Bolschewiki in Bern in ihrer ersten Erklärung nach dem Ausbruch des Weltkrieges die Schaffung einer neuen Internationale, die Umwandlung

[Fortsetzung von Anm. 8]
pistes de recherches, in: *Matériaux pour l'histoire de notre temps,* Nr. 68, Octobre/Décembre 2002, S. 62 bis 65; darin auch weitere Beiträge zum Thema; Richard Croucher, Shifting Sands. Changing Interpretations of the History of German Communism, in: *Labour History Review,* Jg. 68 (2003), Nr. 1 (April), S. 11–31.

9 Einschlägige Archive in: Dieter Dowe, Führer zu den Archiven, Bibliotheken und Forschungseinrichtungen der europäischen Arbeiterbewegung (Archiv für Sozialgeschichte, Beiheft 11), Bonn 1984; drei Standard-Editionen als Beispiel: Archives de Jules Humbert-Droz, Bde. 1–3, sous la direction de Siegfried Bahne. Hrsg. vom Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Dordrecht u. a. 1970–1988; Bde. 4 und 5, sous la direction d'André Lasserre, Zürich 2000 (Bd. 4) und 1996 (Bd. 5); zum anderen: La Terza Internazionale. Storia documentaria, 3 Bde. Hrsg. von Aldo Agosti, Rom 1974–1979; sehr frankozentristisch: Marcel Cachin, Carnets, 1906–1947, 4 Bde., sous la direction de Denis Peschanski, Paris 1993–1998.

10 Guide to the International archives and Collections at the IISH, Amsterdam. Hrsg. von Jaap Haag und Atie van der Horst, Amsterdam 1999, seitdem noch Neuerwerbungen, darunter ein Kominternarchiv der Jahre 1919–1922 in Microficheform nach den Originalen im RGASPI in Moskau und Rückführungen von (Teil-)Archiven, die seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen waren – zu Archiv- und Bibliotheksbeständen siehe Online Public-Access Catalogue (OPAC) des IISG unter http://www.iisg.nl.

11 Georges Haupt, Le congrès manqué. L'Internationale à la veille de la première guerre mondiale, Paris 1965; deutsche Ausgabe: Der Kongreß fand nicht statt. Die internationale Sozialdemokratie vor 1914, Wien u. a. 1967; ders., Socialism and the Great War. The Collapse of the Second International, Oxford 1972; Karl-Heinz Klär, Der Zusammenbruch der Zweiten Internationale, Frankfurt und New York 1981; Jürgen Rojahn, Um die Erneuerung der Internationale. Rosa Luxemburg contra Pieter Jelles Troelstra. Zur Haltung der radikalen Linken in Deutschland nach dem 4. August 1914, in: *IRSH,* Jg. 30 (1985), S. 2–150; Die Zimmerwalder Bewegung. Protokolle und Korrespondenz, Bd. 1: Protokolle, Bd. 2: Korrespondenz. Hrsg. von Horst Lademacher, The Hague und Paris 1967; Martin Grass, Friedensaktivität und Neutralität. Die skandinavische Sozialdemokratie und die neutrale Zusammenarbeit im Krieg, August 1914 bis Februar 1917, Bonn-Bad Godesberg 1975; Agnes Blänsdorf, Die Zweite Internationale und der Krieg. Die Diskussion über die internationale Zusammenarbeit der sozialistischen Parteien 1914–1917, Stuttgart 1979; Die II. Internationale 1918/1919. Protokolle, Memoranden, Berichte und Korrespondenzen, 2 Bde. Hrsg. von Gerhard A. Ritter, Berlin und Bonn 1980; die Dokumentation der Stockholmer Konferenz 1917 harrt noch der Vollendung.

des imperialistischen Krieges in einen Bürgerkrieg und die sozialistische Revolution gefordert.[12] Bei der Siegesfeier der Oktoberrevolution während der 1.-Mai-Demonstration 1918 wurde mit dem durch Moskau getragenen Slogan „Lang lebe die Dritte Internationale"[13] gefeiert – ein Schritt, den Lenin zunächst aus taktischen, dann aus Gründen der Revolution noch nicht vollzogen hatte. Erst die von „Internationalisten" (Zimmerwaldianern) und „Nationalisten" aus neutralen und ehemaligen Kriegsgegnerstaaten auf Februar 1919 in Bern angesetzte Internationale Sozialistische Arbeiter-Konferenz veranlaßte Lenin, zusammen mit Trotzki für das ZK der Russischen Kommunistischen Partei (RKP-B[olschewiki]) und fünf weiteren Parteiführern aus Polen, Ungarn, (Deutsch-)Österreich, Lettland und Finnland einen Kongreß nach Moskau einzuberufen. Er fand vom 2. bis 6. März 1919 statt, vollzog definitiv den Bruch mit den Resten der Zweiten Internationale, ebenso mit der Zimmerwalder Bewegung, rechnete mit der bürgerlichen Demokratie ab und erklärte die Kommunistische Internationale (Komintern) für gegründet.[14]

Die Existenz der Komintern ist der Ausgangspunkt für die folgende, hauptsächlich auf Forschungsliteratur aufbauende Zwischenbilanz der Beziehungen dieser Internationale zu den sozialistischen Internationalen zwischen den Kriegen. Dieser Zeitraum umfaßt die Periode realer und vermeintlicher revolutionärer Situationen und Strömungen 1919 bis 1923, die von Bolschewisierung und Kampf gegen den „Sozialfaschismus" geprägte Zeit von 1924 bis 1933 und die Phase des Umbruchs 1934/1935. Sowohl Geradlinigkeit als auch Kursänderungen blieben unverständlich, würden sie nicht wenigstens andeutungsweise in den Rahmen der Entwicklungen innerhalb der Sowjetunion und in den Ländern der wichtigsten Sektionen sowie von Reaktionen auf seiten der Sozialisten gestellt. Der letzte Abschnitt dieser Zwischenbilanz erörtert Altes und Neues in den Beziehungen nach dem VII. Weltkongreß der Komintern 1935.[15] Es wird sich zeigen,

12 Siehe Resolution einer Gruppe von Sozialdemokraten (Mitgliedern der SDAPR [Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußland]), in: W. I. Lenin: Die Aufgaben der Revolutionären Sozialdemokratie, und: Der Krieg und die russische Sozialdemokratie, beide in: W. I. Lenin, Werke, ins Deutsche übertragen nach der vierten russischen Ausgabe. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU, deutsche Ausgabe besorgt vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin 1955–1964, hier Bd. 21 (August 1914–Dezember 1915), Berlin 1960, S. 1–5, bzw. S. 11–21; vgl. die Dokumentation: Lenin's Struggle for a Revolutionary International. Documents 1907–17, the Preparatory Years. Hrsg. von John Riddell, New York 1984.

13 IISG, Abteilung Beeld en Geluid (BG – Bild und Ton): Foto A44/26; der Slogan steht auf der Fahne, deutscher Text rechts unter dem Foto.

14 Einladungsschreiben in: Der I. und der II. Kongreß der Kommunistischen Internationale. Dokumente der Kongresse und Reden W. I. Lenins. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (künftig zitiert: IML beim ZK der SED), Berlin 1959, S. 45–50; vgl. die Dokumentation von Nollau, Die Dritte Internationale (Anm. 7); im ganzen siehe: Der I. Kongress der Kommunistischen Internationale. Protokoll der Verhandlungen in Moskau vom 2. bis zum 19. März 1919 (Bibliothek der Kommunistischen Internationale, VII), Hamburg 1921; Manifest, Richtlinien, Beschlüsse des ersten Kongresses. Aufrufe und Offene Schreiben des Exekutivkomitees bis zum zweiten Kongress (Bibliothek der Kommunistischen Internationale, I), Hamburg 1920; eine neuere englischsprachige Edition: Founding the Communist International. Proceedings and Documents of the First Congress, March 1919. Hrsg. von John Riddel, New York 1987.

15 Zu Diskussionen über die Periodisierung vgl. Jürgen Rojahn, A Matter of Perspective. Some Remarks on the Periodization of the History of the Communist International, in: Centre and Periphery (Anm. 6), S. 35–45.

daß das Trauma vom August 1914, als die Mehrheit in der internationalen Sozialdemokratie sich an die Seite der jeweiligen zum Krieg entschlossenen nationalen Regierungen stellte, vortrefflich instrumentalisiert wurde.

Der Revolution entgegen, 1919–1923

Nach Gründung der Komintern markierte Lenin die Distanz zur Zweiten Internationale (die er ohnehin nur bis zum Kriegsausbruch 1914 als existent anerkannte) weiter dadurch, daß er nur noch die Bezeichnungen „Kommunisten" und „Kommunismus" gelten lassen wollte; denn: „Das alte Wort Sozialismus haben die Verräter des Sozialismus mit Schande bedeckt."[16] Der II. Weltkongreß im Juli/August 1920 vollzog mit der Annahme der Statuten der Kommunistischen Internationale und der nach kontroversen Diskussionen angenommenen 21 Bedingungen für die Aufnahme von Parteien den endgültigen Bruch mit der Sozialdemokratie als Organisationsform und Ideologie.[17] Damit wurden fürderhin nicht nur „reformistische" Parteien und Strömungen ausgeschlossen, sondern auch ein beträchtlicher Teil jener „zentristischen" Gruppierungen, die der Komintern zuneigten und selbst am Weltkongreß teilnahmen. Die Begründung, daß Abgrenzung und Zentralismus im Interesse der Reinheit, Stärkung und Weiterführung der weltrevolutionären Bewegung notwendig gewesen seien, ist vornehmlich in der kommunistischen Literatur vielfach wiederholt worden. Die intendierte Spaltung in der Sozialdemokratie wurde schlicht negiert.[18] Die verheerenden Folgen für eine Reihe von Parteien – darunter der Allgemeine Jüdische Arbeiter-Bund und die USPD – und deren Rückwirkungen auf die Komintern selbst haben bis vor kurzem meist nur dissidente

16 Die III., die Kommunistische Internationale, in: Lenin, Werke (Anm. 12), Bd. 29, S. 228–229, Zitat S. 229.

17 Statuten der Kommunistischen Internationale sowie Leitsätze über die 21 Bedingungen der Aufnahme in die Kommunistische Internationale, nachgedr. u. a., in: Günther Nollau, Die Internationale. Wurzeln und Erscheinungsformen des proletarischen Internationalismus, Köln und Berlin 1959, S. 383–387 bzw. S. 388–393; vgl. Braunthal, Geschichte der Internationale (Anm. 2), Bd. 2, S. 553–556 bzw. S. 557–561; zum II. Kongreß siehe: Berichte zum zweiten Kongreß der Kommunistischen Internationale, und: Protokoll der Verhandlungen vom 19. Juli in Petrograd und vom 23. Juli bis 7. August 1920 in Moskau (Bibliothek der Kommunistischen Internationale, 21 bzw. 22), Hamburg 1921; eine kleine Auswahl von Dokumenten in: Der I. und II. Kongreß der Kommunistischen Internationale (Anm. 14), S. 121–287; englischsprachige Edition (Übersetzungen): Workers of the World and Oppressed People, Unite! Proceedings and Documents of the Second Congress, 1920, 2 Bde. Hrsg. von John Riddell, New York u. a. 1991, Bd. 2, S. 694–699: Statutes, und S. 765–771: Theses on the Conditions for Admission; zu Begründung und Diskussionen der 21 Bedingungen siehe Bd. 1, S. 291–419 und Band 2, passim (siehe Register); eine etwas andere Übersetzung der „Conditions for Admission" in: The Communist International 1919–1943. Documents, 3 Bde. Hrsg. von Jane Degras, London u. a. 1956–1965, hier Bd. 1, S. 168–172; Hájek und Mejdrová, Die Entstehung der III. Internationale (Anm. 3), S. 191 bzw. 220, haben zwei Abschnitte zum II. Kongreß überschrieben: „Die Abgrenzung nach rechts: organistorisch" und: „die Abgrenzung nach links: programmatisch"; zur Einschätzung des II. Weltkongresses vgl. u. a. auch Braunthal, Geschichte der Internationale (Anm. 2), Bd. 2, S. 557–561; Pierre Frank, Histoire de l'Internationale communiste (1919–1943), Paris 1979, Bd. 1, S. 71–118.

18 So noch 1989 von Schumacher, Die Kommunistische Internationale (Anm. 4), S. 40 f.; vgl. aber auch Herbert Steiner, Die Internationale Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien (II½. Internationale) 1921–1923, in: *BzG*, Jg. 33 (1991), S. 13–24.

oder parteipolitisch unabhängige Historiker behandelt.[19] Eine weitere Interpretation legt den 21 Bedingungen einen Konkurrenz-Faktor zugrunde, wenn es heißt: «Les partis communistes n'ont acquis quelque importance que dans la mesure où ils ont pu attirer à l'Internationale communiste un certain pourcentage des partisans de la socialdémocratie ou les y "embrigader".»[20]

Am selben Tage, an dem der II. Weltkongreß die Statuten der Kommunistischen Internationale als der einzigen kommunistischen Weltpartei annahm, rekonstituierte eine Reihe von Parteien, die überwiegend zum rechten Fügel der Zweiten Internationale gehört hatten, auf einem Kongreß in Genf ihre alte Dachorganisation. Linkssozialistische Parteien, die sich teils aus Anhängern von Zimmerwald, teils aus neueren Abspaltungen der alten Parteien gebildet hatten, schlossen sich im Februar 1921 in Wien zur Internationalen Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien (IASP) zusammen; auch genannt: Wiener Internationale oder Internationale 2½ (II½).[21]

Das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI), seit dem II. Weltkongreß höchste Instanz der Komintern zwischen den Weltkongressen, nahm die Existenz von nunmehr zwei der Weltpartei gegenüberstehenden sozialistischen Internationalen offensichtlich zum Anlaß, eine Reihe von Sektionen noch einmal in nationale oder, wie in Deutschland 1921, regionale Aufstandsbewegungen hineinzuhetzen. Dahinter stand wohl das Bestreben, der von der Russischen Kommunistischen Partei (RKP[B]) maßgeblich bestimmten Dreifachfunktion der Komintern gleichzeitig und forciert gerecht zu werden. Diese frühe dreifache Aufgabenstellung beinhaltete erstens, die Sektionen an die Weltrevolution heranzuführen mit dem Ziel, die imperialistische Bourgeoisie zu entmachten und die Diktatur des Proletariats als Weltrepublik der Sowjets zu errichten; dadurch zweitens die Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik (RSFSR) als Nukleus dieser Republik, zugleich als Ausfallsbasis der Revolution und als Resultat der ersten und exemplarischen sozialistischen Umwälzung zu

19 Vgl. z.B. Mario Kessler, The Bund and the Labour and Socialist International, in: Jewish Politics in Eastern Europe. The Bund at 100. Hrsg. von Jack Jacobs, New York, NY 2001, S. 183–194, bes. S. 185 ff.; Robert F. Wheeler, USPD und Internationalismus. Sozialistischer Internationalismus in der Zeit der Revolution, Frankfurt a. M. u. a. 1975, S. 230–231 (Original: The Independent Social Democratic Party and the Internationals. An Examination of Socialist Internationalism in Germany 1915 to 1923, Ph. D., University of Pittsburg 1970); Veränderungen der Mitgliederzahlen in KPD, USPD und MSPD zwischen Sommer 1920 und September 1922 bei Detlev Lehnert, Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: Lexikon des Sozialismus (Anm. 1), S. 689–691; Fernando Claudín, The Communist Movement. From Comintern to Cominform. Part I: The Crisis of the Communist International, New York und London 1975, bes. S. 107 ff. (spanische Erstausgabe 1970).

20 Siegfried Bahne, «Introduction II», in: Origines et Débuts des Partis communistes des Pays Latins (1919–1923). (Archives de Jules Humbert-Droz, Bd. I), S. XV–XXIX, Zitat S. XVI; Übersetzung: Die kommunistischen Parteien haben nur in dem Maße einige Bedeutung gewinnen können, in dem es ihnen gelang, einen gewissen Prozentsatz an Anhängern der Sozialdemokratie für die Kommunistische Internationale zu gewinnen oder sie einzuverleiben.

21 Englische Bezeichnung: International Working Union of Socialist Parties (IWUSP); Protokoll der Internationalen Sozialistischen Konferenz in Wien vom 22. bis 27. Februar 1921. Mit einer Einleitung zum Nachdruck von Konrad von Zwehl, Berlin und Bonn 1978; vgl. Robert Sigel, Die Geschichte der Zweiten Internationale 1918–1923, Frankfurt a. M. und New York 1986; Solomon Abramovič Mogilevskij, Vosstanovlenie II Internacionala 1919–1923 gg. (Iz istorii meždunarodnych reformistskich centrov v gody revoljucionnogo pod'ema), Leningrad 1963, S. 119–157.

stärken und zu schützen,[22] und drittens die Sozialdemokratie, insbesondere deren „pseudorevolutionäre" Linke zu zerschlagen.

Wie schon jene der Jahre 1919 und 1920 endeten die Aufstände des Jahres 1921 in Niederlagen, da größere Resonanz in der Bevölkerung ausblieb. Bis vor kurzem haben nur nichtkommunistische bzw. dissidente oder exkommunistische Autoren auf den Mangel an Flexibilität in der Revolutionskonzeption Lenins und anderer Bolschewiki hingewiesen: Die Sowjets hatten die nicht länger revolutionäre Situation und die nach dem November 1918 völlig veränderte Rolle der Friedensfrage in Westeuropa schlicht ignoriert.[23] Die Komintern und ihre Hagiographen haben dagegen damals und später die „Opportunisten" und „Sozialverräter" für das Ausbleiben massenhafter Unterstützung der Aufstände verantwortlich gemacht.[24] Erst die Bedrohung der Sowjetmacht – im Innern gaben wirtschaftliche und soziale Misere einer linken Arbeiteropposition Auftrieb, und alle Versuche weltrevolutionärer Absicherung nach außen waren mißglückt – ließ Lenin erkennen, daß der „Kriegskommunismus" und der bisher verfolgte „revolutionäre Konfrontationskurs" alle Kräfte erschöpft hatte. Seit Anfang 1921 erlaubte die Neue Ökonomische Politik (NEP) in der RSFSR für eine Übergangszeit wieder gewisse kapitalistische Produktions- und Handelsfreiheiten, vor allem auf dem Agrarsektor. Angenommen wurde die NEP im März auf dem X. Parteikongreß der RKP(B), der während des Aufstands in Kronstadt begann und mit einer erheblichen Dezimierung auch der gemäßigten Linken im Parteiapparat endete.

Zur Vorbereitung der Komintern auf den für Konsolidierung und Ausbau der Sowjetmacht notwendig erachteten „Rechtskurs" – der sogenannten zweiten Strategie – griffen Lenin und Trotzki die Linie des von Karl Radek inspirierten „Offenen Briefes" der Vereinigten Kommunistischen Partei Deutschlands (VKPD) von Anfang Januar 1921 auf. Darin war den nichtkommunistischen Gewerkschaften und Parteien, einschließlich der Mehrheits-SPD, Zusammenarbeit auf der Basis eines aktuellen politischen und sozialökonomischen Minimalprogramms vorgeschlagen worden. Der Durchsetzung dieser Konzeption der „Einheitsfront"[25] auf dem III. Weltkongreß (Juni/Juli 1921) standen jedoch heftige Auseinandersetzungen im EKKI und in verschiedenen

22 Die in der Historiographie vielfach vertretene These, daß die Komintern bereits seit dem II., spätestens aber seit dem III. Weltkongreß 1921 der verlängerte Arm der sowjetischen Außenpolitik gewesen sei, bestreitet u. a. Frank, Histoire de l'Internationale communiste (Anm. 17), Bd. 1, S. 184 f.

23 Siehe z. B. Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen? Die Krise der Weltwirtschaft, der Demokratie und des Sozialismus, Bratislava 1936, S. 273–277; Claudín, The Communist Movement (Anm. 19), Bd. 1, S. 61, führt den Widerspruch zwischen Realität und Konzeption bei Lenin auf eine „special psychological inclination" zurück.

24 Als Pars pro toto: Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), S. 25–37; dagegen Sigrid Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD, Frankfurt a. M. 1986; die Beschuldigung, sozialdemokratische (Regierungs-)Parteien seien (mit)verantwortlich für die blutige Niederschlagung revolutionärer Proteste, wurde freilich nicht selten zu Recht erhoben.

25 Zur Vorbildfunktion des „Offenen Briefs" der VKPD für das taktische Konzept der Einheitsfront der Komintern vgl. u. a. Karl-Hermann Tjaden, Struktur und Funktion der „KPD-Opposition" (KPO). Eine organisationssoziologische Untersuchung zur „Rechts"-Opposition im deutschen Kommunismus zur Zeit der Weimarer Republik, Meisenheim am Glan 1964, S. 13 ff.; Friedrich Firsov, Stalin und die Komintern, in: Aufstieg und Zerfall der Komintern. Studien zur Geschichte ihrer Transformation (1919–1943). Hrsg. von Theodor Bergmann und Mario Keßler, Mainz und München 1992, S. 37–84.

Sektionen entgegen, u.a. über die „Märzaktion" der VKPD und die Abspaltung der Partito Communista Italiano (PCI) von der der Komintern von Anbeginn angehörenden Partito Socialista (PSI).[26] Erst Mitte Dezember 1921 konkretisierte das EKKI die auf dem III. Weltkongreß ausgegebene Parole „Zu den Massen" in einstimmig angenommenen Leitsätzen, in denen die Arbeiter der SAI, der IASP, des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB) und anarchosyndikalistischer Organisationen angesprochen wurden.[27]

Die Leitsätze schienen der IASP Perspektiven für ihre Zielsetzung zu bieten, eine in sozialrevolutionärem Elan und demokratischer Struktur geeinte Internationale zu fördern. Es gelang ihr, erstmals seit dem Baseler Kongreß der Zweiten Internationale 1912 die drei nunmehr organisatorisch verselbständigten Hauptströmungen der marxistischen Arbeiterbewegung wieder an einen Tisch zu bringen. Die Anfang April 1922 in Berlin abgehaltene Konferenz von Vertretern der Exekutivkomitees der Komintern, der Zweiten Internationale und der IASP brachte jedoch neben den alten auch die neuen Gegensätze zutage: Es ging um die Positionen im vergangenen Krieg; um die Stellung zum Versailler Friedensvertrag, zu den imperialistischen Staaten und zum Völkerbund; um die Strategie und Taktik des Klassenkampfes und die damit zusammenhängende Frage nach Reform oder Revolution, und schließlich ging es um die Frage der Demokratie bzw. der Diktatur des Proletariats. Dennoch einigte man sich schließlich auf eine gemeinsame Prinzipienerklärung gegen den „Aufmarsch des internationalen imperialistischen Kapitalismus". Je nach Möglichkeit der organisatorischen Vorbereitungen sollten alle Organisationen am 20. April oder am 1. Mai demonstrieren für: „den Achtstundentag"; „die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit"; „die einheitliche Aktion des Proletariats gegen die kapitalistische Offensive"; „die russische Revolution, für das hungernde Rußland, für die Aufnahme der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen aller Staaten mit Sowjetrußland" und für „die Herstellung der proletarischen Einheitsfront in jedem Lande und in der Internationale".[28]

26 Vgl. u.a. Arnold Reisberg, An den Quellen der Einheitsfrontpolitik. Der Kampf der KPD um die Aktionseinheit in Deutschland 1921 bis 1922, 2 Bde., Berlin 1971; Dirk Hemje-Oltmanns, Arbeiterbewegung und Einheitsfront. Zur Diskussion der Einheitsfronttaktik in der KPD 1920/21, Berlin 1973; Vier Briefe Clara Zetkins über die innerparteilichen Auseinandersetzungen in der KPD 1921. Hrsg. von Peter Schmalfuß, in: *BzG*, Jg. 33 (1991), S. 202–211; Stefan Weber, Die Märzaktion 1921 in Mitteldeutschland – Putsch oder Provokation?, in: ebd., S. 147–169; zu den italienischen Parteien vgl. kurz Hájek und Mejdrová, Die Entstehung der III. Internationale (Anm. 17), S. 122–132.

27 Bericht über den Vierten Kongress der Kommunistischen Internationale. Petrograd/Moskau vom 5. November bis 5. Dezember 1922 (Bibliothek der Kommunistischen Internationale, 37), Hamburg 1923; Protokoll des Vierten Kongresses der Kommunistischen Internationale, Petrograd – Moskau vom 5. November bis 5. Dezember 1922 (Bibliothek der Kommunistischen Internationale, 38), Hamburg 1923, Reprint: 2 Bde., Erlangen 1972 (auf dem Schutzumschlag: Protokoll des IV. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale); zum Komplex der Einheitsfront vgl. Miloš Hájek, Jednotná fronta. K politické orientaci Komunistické internacionály v letech 1921–1935, Prag 1969, S. 13–39, italienische Version: Storia dell' Internazionale comunista (1921–1935). La politica del fronte unico, Rom 1969, S. 10–33, spanische Version: Historia de la Tercera Internacional. La politica de frente único (1921 bis 1935), Barcelona 1984, S. 18–47; Frank, Histoire de l'Internationale communiste (Anm. 17), Bd. 1, S. 153–194.

28 Protokoll der Internationalen Konferenz der drei internationalen Exekutivkomitees in Berlin vom 2. bis 5. April 1922. Hrsg. vom Neunerkomitee der Konferenz, Wien 1922, Zitate aus der „Gemeinsame[n]

Sechs Wochen später scheiterten die noch in Berlin beschlossenen Verhandlungen des paritätisch besetzten Neunerkomitees zur Vorbereitung eines internationalen Arbeiterkongresses daran, daß die EKKI-Vertreter drei Bedingungen für die Zusammenarbeit zurückwiesen, die für die Vertreter der sozialistischen Internationalen grundsätzliche Bedeutung hatten, nämlich: 1) Solidarität mit verfolgten Genossen, in diesem Falle mit Opfern der Bolschewiki in Sowjetrußland; 2) Respektierung der Unverletzlichkeit unabhängiger Staaten bzw. Revision von Annexionen wie im Falle Georgiens; 3) gegenseitige Respektierung der Organisationen, d. h. Verzicht auf Unterwanderung, namentlich der Gewerkschaften, unter dem Deckmantel der Einheitsfront.[29] Lenin hatte noch vor den Berliner Verhandlungen die Taktik und Strategie dahingehend festgelegt, daß nur solche Fragen behandelt werden dürften, „die unmittelbar die praktische gemeinsame Aktion der Arbeitermassen betreffen [...] und in den offiziellen Presseerklärungen aller drei beteiligten Seiten als unbestritten anerkannt sind". Die erwartete „Frage zu den Menschewiki, die Frage Georgiens" konterte er vorab, daß sie nur „unter der unerläßlichen Bedingung" auf die Tagesordnung gesetzt werden dürften, daß sich auch die beiden anderen Internationalen der Mitverantwortung für das „Basler Manifest", die „Ermordung Luxemburgs, Liebknechts und anderer Kommunisten Deutschlands" und die „Ermordung von Revolutionären in den Kolonien" stellten.[30] Folglich beharrte die kommunistische Seite nun auf unmittelbarer gemeinsamer Aktion und beschuldigte die sozialistischen Internationalen der „Sabotage". Die Abweisung ihrer Einheitsfrontvorschläge denunzierte sie als „Ausdruck des reformistischen Antikommunismus und Antisowjetismus" und als „Spaltungspolitik" im „Interesse der Konsolidierung der imperialistischen Nachkriegsordnung". Historiker fügten später die „Gleichsetzung von Bolschewismus und Faschismus entsprechend der sich in der sozialdemokratischen Bewegung weiter ausprägenden Totalitarismusdoktrin" als eine

[Fortsetzung von Anm. 28]
Erklärung der drei Exekutiven", S. 47; englische Übersetzung in: The Second and Third Internationals and the Vienna Union. Official Report of the Conference between the Executives, held at the Reichstag, Berlin, on the 2nd April, 1922, and following days, London 1922, S. 85; vgl. Steiner, Die Internationale Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien (Anm. 18) S. 23; auch zum folgenden: Avgust Lešnik, Die Wiener Internationale (1921–1923) als Anregerin einer Politik der Einheitsfront der organisierten Arbeiterbewegung, in: *JfHK*, 2002, S. 88–105.

29 Memorandum der Delegierten der Zweiten Internationale – unterstützt von der IASP, der die Exilorganisationen der linken Sozial-Revolutionäre, der russischen und der georgischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Menschewiki) angehörten – und Antwort der EKKI-Delegierten in englischer Sprache, in: Sigel, Die Geschichte der Zweiten Internationale (Anm. 21), S. 171–179; zu den Verhandlungen, besonders zur Frage Georgien, vgl. kurz Braunthal, Geschichte der Internationale (Anm. 2), Bd. 2, S. 258–272; siehe auch nächste Anmerkung; zur Zeit der beginnenden Verhandlungen stand in Moskau ein Prozeß gegen linke Sozialrevolutionäre an (eine Reihe von ihnen – die Angaben schwanken zwischen 12, 13 und 15 – wurde schließlich zum Tode verurteilt), zu deren Verteidigung die beiden sozialistischen Internationalen Emile Vandervelde und Arthur Wauters bzw. Theodor Liebknecht und Kurt Rosenfeld benannten, siehe *Internationale Presse-Korrespondenz (Inprekorr)*, Jg. 2 (1922), Nr. 31 (16. März) bis Nr. 160 (10. August); vgl. Marc Carel Jansen, A Show Trial under Lenin. The Trial of the Socialist Revolutionaries, Moscow 1922, The Hague u. a. 1982; Vera Broido, Lenin and the Mensheviks. The Persecution of Socialists under Bolshevism, Aldershot 1987.

30 Brief Lenins an N. I. Bucharin und G. J. Sinowjew, 1. Februar 1922, in: Lenin, Werke (Anm. 12), Ergänzungsband: Oktober 1917–März 1923, Berlin 1971, S. 411–412; vgl. Lenin an Emile Vandervelde, 17. März 1922, in: W. I. Lenin, Werke, Bd. 33, S. 229 f., siehe dazu die Anm. 54 auf S. 501.

der weiteren „Ursachen" für die ablehnende Haltung in der Einheitsfrontfrage auch in den folgenden Jahren hinzu.[31]

Auf ihrem IV. Weltkongreß im November/Dezember 1922, auf dem vorrangig die scharfe Abgrenzung vom „Zentrismus" geleistet werden sollte, bezeichnete die Komintern den Einheitsfrontbeschluß des EKKI vom Dezember 1921 trotz der als mangelhaft qualifizierten Durchführung – ein Teil des Mißerfolgs wurde sozialdemokratischen Resten in den eigenen Reihen angelastet – als richtig. Aber sie schränkte dessen Verbindlichkeit ein und schuf damit die Grundlage für die künftigen Schwankungen in der Frage der Einheitsfront. Doch erst der V. Weltkongreß im Juni/Juli 1924 sollte festlegen, daß die Taktik je nach Lage und unmittelbarem Ziel „von unten" und „von unten und oben", aber niemals nur „von oben" angewandt werden könne; Endziel blieb stets die Gewinnung der Mehrheit der Arbeiter für die Komintern.[32]

Der IV. Weltkongreß formulierte die Einheitsfronttaktik „von unten" in den „Richtlinien für die kommunistische Aktion in den Gewerkschaften" und die Doppeltaktik „von unten und oben" in einem offenen Brief „An die Zweite Internationale und die Wiener Arbeitsgemeinschaft. An die Gewerkschaften aller Länder und die Haager Intern[ationale] Gewerkschafts- und Genossenschaftskonferenz".[33] Für die Durchführung der Doppeltaktik galt u.a. die Losung: „für die Regierungen der verbündeten Arbeiterparteien als Instrument des Kampfes um die nächsten Interessen der Arbeiterklasse"; sie war noch kurz zuvor als „Abgrenzung vom Ministerialismus" in der SAI interpretiert worden.[34] Das kennzeichnet die Ambivalenz des taktischen Konzepts. Der Offene Brief ist mit seiner Aufforderung, die „Überreste der Demokratie" für den Sturz des Kapitals wenn nötig mit Waffengewalt auszunutzen, ebensosehr Bilanz der Verhandlungen vom Mai 1922 wie Beharren auf der dort eingenommenen Position der Komintern.[35] Im Verhältnis der politischen Internationalen zueinander sollte sich bis zum Oktober 1934 offiziell nichts ändern.[36]

31 Siehe z.B. Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), S. 25–37, Zitate S. 34 und S. 37.

32 Siegfried Bahne, „Sozialfaschismus" in Deutschland. Zur Geschichte eines politischen Begriffs, in: *IRSH*, Jg. 10 (1965), S. 211–245, bes. S. 213.

33 Protokoll des Vierten Kongresses (Anm. 27), bes. Bd. 1, S. 29–54 („Bericht des Exekutivkomitees", Sinowjew), S. 216–218 („Resolution zum Bericht des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale"), Bd. 2, S. 1007–1018 („Über die Taktik der Komintern", darunter, S. 1014–1017, zur „Taktik der Einheitsfront" und über fünf verschiedene Typen der „Arbeiterregierung [evtl. Arbeiter- und Bauernregierung]"), S. 1029–1033 (Offener Brief), S. 1053–1060 (Richtlinien); eine übersichtliche Darlegung der verschiedenen Einheitsfront-Konzeptionen und der Wandlungen der Losung und Funktion der Arbeiter- bzw. Arbeiter- und Bauernregierung gibt Tjaden, KPO (Anm. 25), S. 2–37.

34 Zitate aus dem Offenen Brief (vorige Anm.); vgl. Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), S. 59, beachte dort Anm. 30.

35 Vgl. Radek, der die Delegation der Komintern geleitet hatte, und Sinowjew auf der II., Erweiterten Tagung des EKKI (Juni 1922); Radeks Rede, „Die Offensive des Kapitals", und [Hugo] Urbahns Diskussionsrede, in: Protokoll des Vierten Kongresses (Anm. 27), Bd. 1, S. 296–329, hier bes. S. 320 bis 322 bzw. S. 358–361.

36 In Nachfolge anderer Forscher auch Gerd-Rainer Horn, Efforts at United Fronts. The Relations between the Communist International and the Labour and Social International, 1932–1935, in: Centenaire Jules Humbert-Droz (Anm. 4), S. 467–502; etwas abweichende, gekürzte italienische Version: I rapporti tra la Seconda e la Terza Internazionale (1932–1935), in: *Passato e Presente*, Jg. 10 (1993), Nr. 28, S. 79–106.

Die Zwiespältigkeit der Einheitsfronttaktik sollte sich 1923 besonders in Deutschland auswirken. Erinnert sei an den Ruhrkampf, den „Schlageter-Kurs", den „Antifaschistentag" und den vom EKKI unter Berufung auf die 21 Bedingungen erzwungenen Eintritt von Kommunisten in die linkssozialdemokratischen Minderheitsregierungen in Sachsen und Thüringen mit dem vorgegebenen Ziel, den Aufstand für ganz Deutschland vorzubereiten. Letzteres war gleichzeitig als Hebel zur Ausschaltung der sozialdemokratischen Konkurrenzpartei im ganzen Reich gedacht.[37] Die problematische Doppeltaktik erklärt sich auch aus der Ratlosigkeit angesichts des eigentlich kaum überraschend gekommenen Erfolgs von Mussolinis Staatsstreich in Italien kurz vor dem Beginn des IV. Weltkongresses. Die Einschätzung, daß der Faschismus, verstanden als schärfste Form der „politische[n] Offensive der Bourgeoisie",[38] in einer Reihe anderer Länder gefährlich auf dem Vormarsch sei, wurde zwar allgemein geteilt, mehrte jedoch nur den Dissens hinsichtlich der Taktik.

Zwei Grundauffassungen standen sich gegenüber. Die von Radek angeführte Richtung begriff den „Sieg des Fascismus" in Italien als „die größte Niederlage, die der Sozialismus und der Kommunismus seit Beginn der Periode der Weltrevolution erlitten" habe. Sie plädierte dafür, daß die PCI mit Hilfe der Doppeltaktik offensiv „proletarische und kleinbürgerliche Massen gegen den Fascismus" in Italien mobilisiere, und daß die kommunistischen Parteien in den noch nicht faschistischen Ländern auf dieselbe Weise die gleichen Kräfte zur Verteidigung des bisher Erreichten oder noch nicht wieder Verlorenen gegen die „Offensive des Kapitals" zusammenführen sollten.[39] Auf der anderen Seite stand die u. a. von Sinowjew und einer Minderheit der PCI am Beispiel Italiens verfochtene Auffassung, der Reformismus sei als Agent der Bourgeoisie bei der Spaltung der Arbeiterbewegung und der Zerschlagung der Gewerkschaften der „Hauptfeind" und seine Ausmerzung die Voraussetzung für die politische Einheitsfront. Das bedeutete u. a. auch die (Wieder-)Vereinigung der PCI mit einer von „Reformisten" gesäuberten PSI. Auf diese Weise, so die Erwartung, werde die Lebensgefahr jeder Arbeiterpartei, der „Zentrismus", gebannt. Erst wenn diese Voraussetzungen geschaffen seien, könne der revolutionäre Kampf gegen die „Konterrevolution" und ihr „schwächstes Glied", den Faschismus, geführt und siegreich beendet werden.[40]

37 Werner T. Angress, Stillborn Revolution. The Communist Bid for Power in Germany, 1921–1923, Princeton, N. J. 1963; Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik. Mit einer Einleitung und kritischen Anmerkungen und Ergänzungen zur Literatur von Hermann Weber, 2., unveränderte Auflage, Frankfurt a. M. 1976, S. 171–190; Hans-Joachim Krusch, Zum Zusammenwirken von KI und deutscher Sektion in der Frage der Arbeiter- und Bauern-Regierung im Jahre 1923, in: *BzG*, Jg. 15 (1973), S. 757–773, negiert die parallel verlaufenden Aufstandsvorbereitungen, die Niederlage der KPD im Oktober 1923 schiebt er am Ende in wenigen Sätzen den „rechten Führern der Sozialdemokratie" und der „Gemeinsamkeit mit der Bourgeoisie auf der Grundlage des Antikommunismus und Antisowjetismus" in die Schuhe (S. 772); siehe jetzt die Dokumentation und die Beiträge von Friedrich I. Firsov, Pierre Broué und Karsten Rudolph, in: Deutscher Oktober 1923. Ein Revolutionsplan und sein Scheitern. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein, Leonid G. Babičenko, Friedrich I. Firsov und Aleksandr Ju. Vatlin, mit einem Vorwort von Hermann Weber, Berlin 2003.

38 Protokoll des Vierten Kongresses (Anm. 27), Bd. 2, S. 1011.

39 Ebd., Bd. 1, S. 310 und 315.

40 Ebd., bes. Bd. 1, S. 42 und S. 60 ff.; Bd. 2, S. 914–922 und S. 998–1001 (Resolution zur italienischen Frage); bemerkenswert ist noch, daß Sinowjew von den italienischen Kommunisten den Eintritt in die

In der direkten Verlängerung derartiger Argumentationen liegt auch die Reaktion der Komintern auf den sich abzeichnenden Zusammenschluß der beiden sozialistischen Internationalen, die Sinowjew auf dem IV. Weltkongreß vortrug. Die Vereinigung wurde als beispielloser Verrat bezeichnet, demgegenüber „der Verrat im Jahr 1914 [...] viel kleiner" gewesen sei.[41] Die IASP traf die schärfste Schelte, da sie sich wieder dem Reformismus anpasse. Als die Fusion zur Sozialistischen Arbeiter-Internationale (SAI) dann am 21. Mai 1923 auf dem Internationalen Sozialistischen Arbeiterkongreß in Hamburg vollzogen wurde, verabschiedete der Gründungskongreß einstimmig eine Resolution, in der die SAI ihr Verständnis eines demokratischen Sozialismus gegen die bolschewistische Diktatur absetzte, zugleich aber im Interesse einer noch zu schaffenden „wirklichen Demokratie" in der UdSSR[42] alle sozialistischen Parteien aufrief, das Land zu schützen und sich gemäß der gemeinsamen Berliner Prinzipienerklärung vom April 1922 für seine politische und wirtschaftliche Integration einzusetzen. Dies wurde kommunistischerseits, unter Hinweis auf die kompromißlos antibolschewistische Haltung vor allem der Labour Party und der SPD (Otto Wels), als verleumderisch und heuchlerisch zurückgewiesen.[43]

Kampf gegen den „Sozialfaschismus", 1924–1933

Die Desavouierung des „Schlageter-Kurses"[44] durch Lenin, vor allem aber das Scheitern der Aufstände und die folgende Zerschlagung der Einheitsfrontregierungen in Sachsen und Thüringen durch Reichsexekution im Herbst 1923 stärkten zunächst die

[Fortsetzung von Anm. 40]
faschistischen Gewerkschaften forderte (ebd., Bd. 2, S. 919); vgl. IV Kongress Kominterna. Razrabotka kongressom strategii i taktiki kommunističeskogo dviženija v novych uslovijach: politika edinogo fronta, Moskau 1980; zur Unterschätzung des Faschismus in Italien seitens der PCI und der Komintern vgl. u.a., auch die „Wiederholung" durch die KPD und die Komintern einbeziehend, Nicos Poulantzas, Fascisme et dictature. La III[e] Internationale face au fascisme, Paris 1970, S. 46–52.

41 Protokoll des Vierten Kongresses (Anm. 27), Zitate Bd. 1, S. 61 f.; vgl., auch zum folgenden, Sinowjews Bericht des EKKI-Präsidiums, in: Protokoll der Konferenz der Erweiterten Exekutive der Kommunistischen Internationale, Moskau 12.–23. Juni 1923, Hamburg 1923.

42 Die ukrainischen, bjelorussischen und transkaukasischen Sowjetrepubliken schlossen sich im Dezember 1922 mit der RSFSR zur Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (UdSSR) zusammen.

43 Vgl., auch zu anderen, von der Komintern bestrittenen Resolutionen, Braunthal, Geschichte der Internationale (Anm. 2), Bd. 2, S. 284–291, Zitat S. 291; Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), S. 37–50; Jan Tomicki, Dzieje II Międzynarodówki 1914–1923, Warschau 1975, S. 305–319.

44 Tjaden, KPO (Anm. 25), S. 28 f., sieht den Kurs, den Radek in der Debatte über den „Kampf gegen den Faschismus" auf dem III. EKKI-Plenum im Juni 1923 vertrat, als im Prinzip „vereinbar mit den theoretischen Prinzipien des Marxismus" und als „Erweiterung [...] des einheitsfronttaktischen Programms, das nun ein ‚Anknüpfen' auch an die nationalistischen Illusionen der Massen bei gleichzeitiger Darlegung des kommunistischen Standpunktes umfaßte"; Leonid Luks, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie. Die Auseinandersetzung der Komintern mit Faschismus und Nationalsozialismus 1921–1935, Stuttgart 1985, S. 57–77 und zugehörige Anmerkungen, meint, der „Schlageter-Kurs" könne „in gewisser Hinsicht als eine Übertragung der Rapallo-Politik auf die innerdeutsche Ebene bezeichnet werden" (S. 63); zum Zustandekommen des Rapallo-Vertrags im April 1922, mit dem das Deutsche Reich und die RSFSR diplomatische und wirtschaftliche Beziehungen aufnahmen, siehe u.a. Marie-Luise Goldbacher, Karl Radek und die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1918–1923, Bonn-Bad Godesberg 1973.

Position der „Linken" in KPD- und Kominternführung. Es herrschte Einmütigkeit in der Schuldzuweisung für den Sieg des „Faschismus" in Deutschland an die SPD, die Interpretationen des Faschismus gingen allerdings auseinander.[45] Der militärische Sturz der Bauernbund-Regierung und das Fiasko des kommunistisch inspirierten Aufstands in Bulgarien sowie Verlauf und Folgen des Generalstreiks in Polen lieferten den „Linken" weitere Argumente für einen verschärften Kurs gegen die Sozialdemokratie.[46] Zum Hauptfeind im Lager des Erzfeindes wurde wiederum deren Linke erklärt; Karl Kautsky, Rudolf Hilferding und Otto Bauer wurden zu den herausragenden Buhmännern hochstilisiert. So bekam ein Anfang 1926 unterbreiteter Vorschlag der der Labour Party angeschlossenen Independent Labour Party (ILP), eine gemeinsame Konferenz der Exekutiven von Komintern und SAI einzuberufen, um alle „strittigen Fragen" zu besprechen, von beiden Seiten keine Chance, verwirklicht zu werden.[47]

Nach ersten Linkswenden überwog jedoch im Verhältnis der Kominternsektionen zu den der SAI angeschlossenen nationalen Parteien zwischen 1924/25 und 1927, jener kurzen Periode der „relativen Stabilisierung" des Kapitalismus, im ganzen eine taktisch eher nach rechts tendierende, pragmatische Einstellung bis hin zu Kooperation im Rahmen des parlamentarischen Systems.[48] Auf Spitzenebene läßt sich eine gewisse Negierung der SAI feststellen – so findet sich z. B. schon keine öffentliche Reaktion auf das Telegramm, das letztere zum Tode Lenins Anteil nehmend, aber sich ideologisch distanzierend an die Komintern gerichtet hatte.[49] Die Hauptlast zur Durchführung der Einheitsfronttaktik wurde auf die Rote Gewerkschafts-Internationale (RGI) verlagert sowie auf Neben- und Massenorganisationen, wie z. B. die Internationale Rote Hilfe (IRH), die Liga gegen den Imperialismus und die nationalen Vereine der Freunde Sowjetrußlands.[50] Diese Vereine waren nicht zuletzt gegründet worden, um UdSSR-Informationsreisen von Sozialdemokraten, vorzugsweise Gewerkschaftern, zu organisieren und zu finanzieren. Die Internationale Arbeiter-Hilfe (IAH) indes, die aus dem

45 Siehe, auch in Auseinandersetzung mit anderen Autoren, Luks, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie (Anm. 44), S. 14–19 und S. 78–86; die SPD war Anfang August 1923 der Reichsregierung, einer Großen Koalition unter dem DVP-Politiker Gustav Stresemann, beigetreten, im November des Jahres trat sie wieder aus.

46 Vgl. dazu kurz Braunthal, Geschichte der Internationale (Anm. 2), Bd. 2, Kapitel „Die verpaßte Revolution".

47 Willy Buschak, Das Londoner Büro. Europäische Linkssozialisten in der Zwischenkriegszeit, Amsterdam 1985, S. 11–12; zu zeitgenössischen Einschätzungen der internationalen Sozialdemokratie siehe z. B.: Les partis social-démocrates. Leur rôle dans le mouvement international d'aujourd'hui. Hrsg. von Eugen S. Varga, Paris 1926.

48 Siehe z. B. die Beiträge von Jean-Paul Brunet über Frankreich und von Monty Johnstone über Großbritannien.

49 Telegramm in: Zweiter Kongreß der Sozialistischen Internationale in Marseille, 22. bis 27. August 1925, Berlin o. J., S. 128.

50 Diskussionen um Struktur und Funktion der Neben- und Massenorganisationen in Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie in: Protokoll des Vierten Kongresses (Anm. 27), Bd. 1, S. 101–106 und passim; zu den Neben- und Massenorganisationen siehe den Überblick von Michel Dreyfus, Willi Münzenberg und die Massenorganisationen der Komintern, in: Willi Münzenberg (1889–1940). Ein deutscher Kommunist im Spannungsfeld zwischen Stalinismus und Antifaschismus. Hrsg. von Tania Schlie und Simone Roche, Frankfurt a. M. u. a. 1995, S. 125–139; speziell zur Liga gegen den Imperialismus siehe Mustafa Haikal, Willi Münzenberg und die „Liga gegen den Imperialismus und für nationale Unabhängigkeit", in: ebd., S. 141–153; zur RGI siehe vorläufig noch den Übersichtsartikel von

1921 von Willi Münzenberg im Auftrag Lenins ins Leben gerufenen Hilfskomitee für Sowjetrußland hervorgegangen war, erzielte dank ihrer sozial- und kulturpolitischen Programmatik und Aktivität ihre größten Erfolge unter den linksbürgerlich-demokratischen und unabhängigen sozialistischen Intellektuellen. Im wichtigsten Rekrutierungsland Deutschland waren dagegen alle prominenten Sozialdemokraten und fast alle korporativ angeschlossenen Gewerkschaftsgruppen aus der IAH ausgetreten – wegen des forcierten Anspruchs von kommunistischer Seite, den proletarischen Klassenkampf zu führen.[51]

Das EKKI selbst konzentrierte sich auf die Durchführung der auf dem V. Weltkongreß beschlossenen „Bolschewisierung". Das beinhaltete, auch infolge des noch verstärkten Einflusses des ZK der Kommunistischen Partei Rußlands (KPR[B]), eine Transformierung seiner eigenen Struktur und Funktion und gleichzeitig eine festere Anbindung der nationalen Sektionen.[52] Im Zuge von Stalins Kampf gegen seine Konkurrenten und Opponenten und der Politik des „Aufbaus des Sozialismus in einem Lande" wurde die „Bolschewisierung" ein Instrument sowohl des Kampfes gegen „Trotzkismus" und „Luxemburgismus" in den eigenen Reihen als auch der weiteren Abschottung gegenüber der Sozialdemokratie.[53] Unter Berufung auf den verstorbenen Lenin hatte Stalin schon zu Anfang des Machtkampfes um dessen Nachfolge und „Erbe" eine Verbindung zwischen „Trotzkismus" und „Sozialdemokratismus" gelegt.[54] Mit der Behauptung, daß die „linken" Oppositionellen innerhalb der Sektionen der Komintern in Wahrheit „rechts" seien und „objectively, [...] have become a tool of the bourgeois elements", erfaßte er auf dem 15. Parteikongreß der KPdSU(B) im Dezember 1927 auch den „Menschewismus".[55] Clara Zetkin hieb in dieselbe Kerbe, als sie die Verurteilung der Verbannung Trotzkis sowie weiterer „Trotzkisten" und „Sinowjewisten" seitens der Parteien der SAI geißelte.[56] Motiv ihres Pamphlets – das gilt ebenso für eine Reihe von

[Fortsetzung von Anm. 50]
Reiner Tosstorff, Moscow versus Amsterdam. Reflections on the History of the Profintern, in: *Labour History Review*, Jg. 68 (2003), Nr. 1 (April), S. 79–97, worin auch die Publikation seiner gleichnamigen Habilitationsschrift angekündigt ist; zu den Aktionen und Reaktionen auf Komintern- und SAI-Seite vgl. Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), S. 74–87.

51 Vgl. Willi Münzenberg, Solidarität. Zehn Jahre Internationale Arbeiterhilfe 1921–1931, Berlin 1931; Unvereinbarkeitsbeschluß der SPD im Juni 1924 in: Sozialdemokratischer Parteitag 1924. Protokoll mit dem Bericht der Frauenkonferenz, Berlin 1924, S. 138 f.

52 Vgl. Friedrich Firsov, Mechanism of Power Realization in the Comintern, in: Centenaire Jules Humbert-Droz (Anm. 4), S. 449–466.

53 Mario Keßler und Yvonne Thron, Entscheidung für den Stalinismus? Die Bolschewisierung in KPD und Komintern, in: Aufstieg und Zerfall der Komintern (Anm. 25) , S. 85–94, darin auch ein kurzer Überblick über die Periodisierungen der „Bolschewisierung" in der bisherigen Forschungsliteratur; Wheeler, USPD und Internationalismus (Anm. 19), S. 287, qualifiziert die Durchsetzung der 21 Aufnahmebedingungen von 1920 bereits als „Bolschewisierung", deren „Vermächtnis [...] nichts anderes als die politische Entmannung der radikalen Linken und die Prostituierung des sozialistischen Internationalismus" gewesen sei.

54 Vgl. Siegfried Bahne, Der „Trotzkismus" in Geschichte und Gegenwart, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* [künftig zitiert: *VfZG*], Jg. 15 (1967), S. 56–86, hier S. 71; Pierre Broué, Trotsky, Paris 1988, S. 441–458, konzentriert sich in der Darstellung der „Naissance du ‚trotskysme'" auf das Jahr 1924.

55 Robert Vincent Daniels, The Conscience of the Revolution. Communist Opposition in Soviet Russia, Cambridge, M. A. 1960, bes. S. 311–321, Zitat S. 318.

56 Clara Zetkin, Trotzkis Verbannung und die Sozialdemokratie, Berlin 1928.

Polemiken anderer prominenter Funktionäre gegen die Sozialdemokratie – war offensichtlich, eigene vorherige „Abweichung" zu kompensieren: Zetkin hatte in der Frage eines Aktionsprogramms der KPD und in ihrer Kritik an „der Einschätzung der gesellschaftlichen Rolle der Sozialdemokratie" sowie an den „Unzulänglichkeiten der Faschismusanalyse" in der Kominternführung den „Rechten", den „Versöhnlern" zugeneigt, die in Deutschland mit ihrer Einheitsfronttaktik auch eine „Stärkung des linken Flügels in der SPD" anvisierten.[57]

Vornehmlich unter dem Aspekt der Stellungnahme zur Kriegsgefahr, zu bereits wütenden Kriegen und – last, but not least – zur Sowjetunion und Sowjetregierung, befaßte sich der VI. Weltkongreß vom Juli bis September 1928 mit dem zweiten (22. bis 27. August 1925) und, soweit bereits greifbar, mit dem dritten Kongreß (5. bis 11. August 1928) der SAI und mit den Parteitagen, Beschlüssen und Aufrufen der ihr angeschlossenen Parteien. Neben der SPD wurden die Exilorganisationen aus der UdSSR besonders aufmerksam beobachtet. In einer der einstimmig angenommenen Resolutionen wiederholte der VI. Weltkongreß die Gleichsetzung von „trotzkistischer Opposition" und „Menschewismus".[58] Mit der Bezeichnung „Sozialfaschismus" belegten nacheinander Dimitroff, Thälmann und Schneller den „Trotzkismus", den „Reformismus" und die „‚Theorie des Ultraimperialismus', wie sie von Hilferding auf dem Kieler Parteitag [...] erneut entwickelt worden" sei und in deren Gefolge sich „die Sozialdemokratie zum Einpeitscher des deutschen Imperialismus gegen die Sowjetmacht" mache.[59]

Die Wortschöpfung „Sozialfaschismus" preßte zum Schlagwort zusammen, was Sinowjew bereits im Sommer 1923, prononcierter am Ende desselben Jahres, sodann auf einer Sitzung des EKKI-Präsidiums im Januar 1924 vorgedacht hatte, was auf dem V. Weltkongreß von Bordiga in Nuancen wiederholt worden war und in die Kongreßbeschlüsse einging und was Stalin Ende September 1924 dezidiert, aber vorerst folgenlos, proklamiert hatte: Die These von den „zwei Flügeln" der Bourgeoisie bzw. der „Zwillingsbrüderschaft" von Faschismus und Sozialdemokratie, wobei letztere als die

57 Siehe u.a. Tjaden, KPO (Anm. 25), S. 60–101, Zitate nacheinander S. 79 und S. 69, beachte Anm. 113 auf S. 136; speziell zur Programmdiskussion in der Komintern vgl. Peer H. Lange, Stalinismus versus „Sozialfaschismus" und „Nationalfaschismus". Revolutionspolitische Ideologie und Praxis unter Stalin 1927–1935, Göppingen 1969, S. 107–160; Horst Lauscher, Trotzki und der Sechste Kongreß der Kommunistischen Internationale, in: Centenaire Jules Humbert-Droz (Anm. 4), S. 319–343, beachte bes. Anm. 42 (S. 340); Bernhard H. Bayerlein, Die unbekannte Geschichte der „Versöhnler" in der Kommunistischen Internationale und der Kommunistischen Partei Deutschlands. Kein Randproblem der historischen Kommunismusforschung, in: The crisis of the social ideas. A Festschrift for Marjan Britovsek. Hrsg. von Avgust Lešnik, Ljubljana 1996, S. 321–340.

58 Protokoll Sechster Weltkongreß (Anm. 27), Bd. 2, S. 614 f.

59 Ebd., Bd. 1, bes. S. 40–50 (Bucharins Tätigkeitsbericht des EKKI) und S. 242, 303, 601 f.; Bd. 2, Teil 2, S. 109 f. (Resolution „Der Kampf gegen den imperialistischen Krieg und die Aufgaben der Kommunisten" und hier bes. § 5); Lange, Stalinismus versus „Sozialfaschismus" und „Nationalfaschismus" (Anm. 56), S. 131 f., macht glaubhaft, daß Stalin persönlich mindestens für die wichtigsten Teile der Rede Thälmanns verantwortlich war; Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), S. 62–72, 94–103, 113 f., reproduziert in der Beurteilung der sozialdemokratischen Positionen z.T. wörtlich die Verlautbarungen des VI. Weltkongresses und des bereits im Mai 1927 stattgefundenen VIII. EKKI-Plenums, auf dem das Thema „Krieg" vor dem Hintergrund der revolutionären Auseinandersetzungen in China erstmals seit dem 1. Plenum im Februar/März 1922 wieder Tagesordnungspunkt war.

„soziale Hauptstütze" der Bourgeoisie ausgemacht wurde.[60] In der Resolution „Die internationale Lage und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale" nahm der VI. Weltkongreß die militärbiologische Bildsprache noch einmal etwas zurück: Die Sozialdemokratie habe infolge ihrer „Ideologie der Klassenzusammenarbeit [...] viele Berührungspunkte mit der Ideologie des Faschismus", und: „Keime der faschistischen Methoden, die gegen die revolutionäre Arbeiterbewegung angewendet werden, finden sich in der Praxis vieler sozialdemokratischer Parteien, sowie auch in der Praxis der reformistischen Gewerkschaftsbürokratie." Im ganzen wurden in der Resolution Sozialdemokratie und Faschismus als Alternativen hingestellt, die der Bourgeoisie offenstünden; auf den Faschismus werde die Wahl „in kritischen Augenblicken und unter bestimmten Verhältnissen" fallen.[61] Der Terminus „Sozialfaschismus" selbst erscheint in keiner der Resolutionen und Thesen des VI. Weltkongresses.

Knapp ein Jahr später, auf dem X. EKKI-Plenum im Juli 1929 wurde die „Sozialfaschismus"-These, besser noch: wurden die „Sozialfaschismus"-Thesen dennoch offiziell als neue Theorie eingeführt. Ihre Durchsetzung markiert den sich abzeichnenden erfolgreichen Abschluß des Kampfes von Stalin und Konsorten gegen die „Rechtsopportunisten" in KPdSU und Komintern. Gleichzeitig markiert sie die Verschärfung der Disziplinierung aller Organisationen, die „Stalinisierung"; in ihr kam die in der „Bolschewisierung" angelegte Verpflichtung der Kominternsektionen auf die Verteidigung der UdSSR voll zum Tragen.[62] Die „Sozialfaschismus"-Theorie ergänzte die Theorie der „dritten Periode" in zweifacher Hinsicht. In der Innen- und Wirtschaftspolitik der UdSSR korrespondierte sie mit der „neuen sozialistischen Offensive", die mit der Verkündung des Ersten Fünfjahresplans Anfang Oktober 1928 eingeleitet wurde. Im Hinblick auf die kapitalistischen Staaten war ihr die Erwartung eines „revolutionären Aufschwungs" inhärent, die in der – wenn auch nicht allgemein akzeptierten – Voraussage einer weltweiten Wirtschaftskrise gründete. Hinzu kam, daß man einerseits, widerwillig zwar, zur Kenntnis nahm, daß die Sozialdemokratie in der Arbeiterschaft der westlichen, kapitalistischen Demokratien fest verwurzelt war, daß man sich andererseits durch den Berliner „Blutmai" (1929)[63] in der vorgefaßten Einschätzung bestätigt sah, derzufolge sie derart im kapitalistischen System integriert sei, daß sie

60 Vgl. Lange, Stalinismus versus „Sozialfaschismus" und „Nationalfaschismus" (Anm. 56), bes. S. 185 bis 195; Bahne, „Sozialfaschismus" in Deutschland (Anm. 32), S. 222–231; Luks, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie (Anm. 45), S. 78–104; Poulantzas, Fascisme et dictature (Anm. 40), S. 157 bis 177; Josef Schleifstein, Die „Sozialfaschismus"-These. Zu ihrem geschichtlichen Hintergrund, Frankfurt a. M. 1980; Thomas Schmidt, Die Faschismusdiskussion auf dem VI. Kongreß der Kommunistischen Internationale, in: Arbeiterbewegung und Faschismus. Faschismus-Interpretationen in der europäischen Arbeiterbewegung. Hrsg. von Helga Grebing und Klaus Kinner, Essen 1990.

61 Protokoll Sechster Weltkongreß (Anm. 27), Bd. 2, 2. Teil, Zitate S. 24.

62 Siehe auch § 30 des neuen Programms der Komintern, das in dem Manifest des VI. Weltkongresses zum „Gesetz" erhoben wurde, siehe ebd., S. 10 und S. 127; vgl., auch zum folgenden, Michal Reiman, Die Geburt des Stalinismus. Die UdSSR am Vorabend der „zweiten Revolution", Frankfurt a. M. 1979.

63 Zwischen dem 1. und 3. Mai schlug die sozialdemokratische geführte Berliner Polizei eine trotz Verbots durchgeführte Demonstration der KPD und die anschließenden Barrikadenbesetzungen blutig auseinander, in der Folge wurden der Rote Frontkämpferbund und der Antifaschistische Kampfbund verboten, vgl. u. a. Thomas Kurz, „Blutmai". Sozialdemokraten und Kommunisten im Brennpunkt der Berliner Ereignisse von 1929. Mit einem Geleitwort von Heinrich August Winkler, Berlin u. a. 1988; vgl. dazu die

dessen revolutionäre Umwälzung mit allen Mitteln zu verhindern suchen werde. Aus dieser Kombination von Erfahrungselementen und theoretischen Versatzstücken destillierte das EKKI eine ultralinke Politik im Kampf gegen „Faschismus und Reaktion": Durch konsequente Anwendung der Einheitsfronttaktik „nur von unten" und unter der Losung „Klasse gegen Klasse" sollten die sozialdemokratischen Massen von ihren Führern getrennt und zu den Kommunisten herübergezogen werden; der ideologische Hauptstoß war gegen die Linken, die ärgsten „Sozialverräter", zu führen.[64] De facto war dies die Übertragung dessen, was Sinowjew auf dem IV. Weltkongreß vertreten hatte, auf die komplexeren Verhältnisse von 1929.

In Deutschland zeigten sich zuerst und am folgenreichsten die verheerenden Auswirkungen der angewandten „Sozialfaschismus"-Theorie.[65] Nicht nur beschimpfte die KPD zwischen 1929 und 1932 zeitweise selbst die einfachen Mitglieder von SPD und Freien Gewerkschaften als „Faschisten" und agierte sie in der Einheitsfrontpolitik mit katholischen, im Berliner BVG-Streik sogar mit „Werktätigen" der NSDAP gegen die Sozialdemokratie: die irrige und eindimensionale Faschismustheorie, die (quasi) Gleichsetzung von Bourgeoisie und konservativer Politik mit Faschismus und faschistischer Diktatur (z. B. „Brüning-Faschismus) und Faschismus mit Sozialdemokratie und reformistischer Politik stand vor allem dem Erkennen der Gefahr des Nationalsozialismus im Wege. Die „Sozialfaschismus"-Theorie verbot der KPD ein antifaschistisches Bündnis mit den sich seit etwa 1930 anbietenden linkssozialistischen und oppositionellen kommunistischen Parteien und Gruppierungen, das auch von linksbürgerlichen Demokraten gefordert und gefördert wurde.

Wie verhärtet die Fronten – auch von sozialdemokratischer Seite – waren, manifestierte sich in der Kampagne zur Reichspräsidentenwahl 1932.[66] Die Kominternführung sah ihre „Sozialfaschismus"-Theorie und ihre Revolutionserwartungen voll bestätigt,

[Fortsetzung von Anm. 63]
Rezension von James Wickham, in: *IRSH*, Jg. 36 (1991), S. 454–456; Aktionen gegen die KPD, polizeiliche Überwachungen, Registrierungen usw. sind eindrucksvoll dokumentiert im Teil-NL des sozialdemokratischen preußischen (1922–1924) und Berliner Polizeipräsidenten (1925–1926 und 1930 bis Juli 1932) sowie Innenministers (1926–1930) Albert Grzesinski im IISG; vgl. auch Grzesinski, Im Kampf um die deutsche Republik. Erinnerungen eines Sozialdemokraten. Hrsg. von Eberhard Kolb, München 2001, bes. S. 278 ff.

64 Vgl. u. a. Miloš Hájek, La nascita delle politica «classe contro classe». l'Internazionale comunista negli anni 1927–1929, in: *Dimensioni e problemi della ricerca storica*, 1991, Nr. 1, S. 244–247; G. Sokolov, Eine Periode des großen Umschwungs, in: Nikolaj Ivanovič Bucharin, 1929. Das Jahr des großen Umschwungs. Hrsg. von Wladislaw Hedeler und Ruth Stoljarowa, Berlin 1991, S. 112–124; Claudio Natoli, La Terza internazionale e il fascismo. Proletario di fabrica e reazione industriale nel primo dopo guerra, Rom 1982.

65 Hermann Weber, Hauptfeind Sozialdemokratie. Strategie und Taktik der KPD 1929–1933, Düsseldorf 1982; zur Revision ideologisch fundierter Geschichtsschreibung vgl. Klaus Kinner, Die verkannte Niederlage. KPD und Komintern im Jahre 1933, Leipzig 2003.

66 Ursula Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland?, Bd. 1: Vorgeschichte und Gründung des „Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront", 1933–1936, Frankfurt a. M. 1977, S. 21–34, beachte dort auf S. 214 in Anm. 19 auch den Vorwurf des ehemaligen demokratischen Staatssekretärs im preußischen Innenministerium Wilhelm Abbegg aus dem Jahre 1947 vom „fanatischen Haß der SPD gegen die Kommunisten", wobei „die bevorstehende Gegenrevolution eigentlich völlig außer Acht gelassen" worden sei; vgl., auf dem neuesten Stand der Forschung, demnächst dies., Deutsche Volksfront 1932–1939, 3 Bde., Berlin 2004, hier Bd. 1, S. 3–35.

als der auch von der SPD mitgewählte Reichspräsident am 30. Januar 1933 die Reichskanzlerschaft auf Hitler übertrug.[67] Das wohl unerwartete, in einem Aufruf verpackte Angebot der SAI an die Komintern vom 19. Februar, unter der Voraussetzung eines für alle organisatorischen Ebenen verbindlichen Burgfriedens zwischen den Zentralen über die Bildung einer „Kampfgemeinschaft" gegen den (deutschen) Faschismus, die von ihm ausgehende Kriegsgefahr und zugleich für den Schutz der bürgerlichen Demokratien als dem Bewegungsfeld der Arbeiterklasse zur „Eroberung der politischen Macht" zu verhandeln, lehnte sie am 5. März ebenfalls in einem Aufruf ab. Sie signalisierte nur eventuelle Verständigungsbereitschaft auf nationaler Ebene, der einige Sektionen auch mit Einheitsfrontvorschlägen folgten. Die KPD hatte bereits am Abend des 30. Januar einen Aufruf an die SPD und andere sozialdemokratische Organisationen lanciert – vergeblich.

Das XIII. Plenum des EKKI vom 28. November bis zum 12. Dezember 1933 war der Höhepunkt der selbstgerechten Verdrängungen und der Fehleinschätzungen: Ungeachtet der inzwischen in einer Reihe von Sektionen, darunter der französischen, geäußerten Zweifel bestätigte das EKKI sich selbst die prinzipielle Richtigkeit der seit 1929 verfolgten Strategie und wies alle Zweifel als „sozialfaschistisch" zurück.[68] Lediglich EKKI-Sekretär Dimitri Manuilski nannte explizit die Niederlage der KPD beim Namen; im übrigen wurden der als „zeitweilig" klassifizierte Sieg des Faschismus in Deutschland sowie die Faschisierung in anderen Ländern der Politik der Sozialdemokratie zugeschrieben. Nach den Worten von Wilhelm Pieck befanden ihre Internationale und die SPD sich jedoch nunmehr in einer „Krise". Die Ausmerzung ihrer Ideologie und ihre völlige Zerschlagung wurde allgemein als Voraussetzung für den bewaffneten Sturz der faschistischen Diktatur (in Deutschland) gesehen, den die kommunistischen Organisationen gemeinsam mit den Massen der von ihnen aufgenommenen und angeleiteten sozialdemokratischen Arbeiter betreiben würden.[69] Der Faschismus wurde nunmehr definiert als „die offene terroristische Diktatur der am meisten reaktionären, chauvinistischen und imperialistischen Elemente des Finanzkapitals".[70] Das EKKI war davon

67 Siegfried Bahne, Die KPD und das Ende von Weimar. Das Scheitern einer Politik 1932–1935, Frankfurt a. M. 1976, S. 34–42 und S. 84–89 (Auszug aus der Resolution des EKKI vom 1. April 1933); Luks, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie (Anm. 45), S. 161–163.

68 Mit Beispielen auch von verändernden Wertungen u. a. in der DDR-Historiographie: Johann Wachtler, Zwischen Revolutionserwartung und Untergang. Die Vorbereitung der KPD auf die Illegalität in den Jahren 1929–1933, Frankfurt a. M. u. a. 1983, S. 229–235.

69 Vgl., auch zum folgenden, Wilhelm Pieck, Wir kämpfen für ein Räte-Deutschland, Moskau und Leningrad 1934, S. 46 und S. 72 (Zitat); Der Faschimus in Deutschland. XIII. Plenum des EKKI, Dezember 1933, Moskau und Leningrad 1934 (Reprint: Mailand 1967); Béla Kun, Die II. Internationale in Auflösung, Moskau und Leningrad 1933; ders., La Social-Démocratie contre le Marxisme, Paris 1933; A. Fogarasi, Der Bankrott der Theorie des Sozialfaschismus am Ende der kapitalistischen Stabilisierung, Moskau und Leningrad 1934; vgl. Eve Rosenhaft, Beating the fascists? The German Communists and Political Violence 1929–1933, Cambridge, MA u. a. 1983; zur Frage der Gewalt allgemein: Jacob Schissler, Gewalt und gesellschaftliche Entwicklung. Die Kontroverse über die Gewalt zwischen Sozialdemokratie und Bolschewismus, Meisenheim am Glan 1976.

70 Zitiert nach: Wilhelm Pieck, Georgi Dimitroff und Palmiro Togliatti, Die Offensive des Faschismus und die Aufgaben der Kommunisten im Kampf für die Volksfront gegen Krieg und Faschismus. Referate auf dem VII. Weltkongreß der Komintern [1935], Berlin 1957, S. 87; zu Einschätzungen in der

überzeugt, mit dem XIII. Plenum die politischen Weichen für den für 1934 geplanten VII. Weltkongreß der Komintern gestellt zu haben.

Der Weg zur „Einheitsfront auf neue Art" und zur „Volksfront gegen Krieg und Faschismus", 1934–1935

Der VII. Weltkongreß fand nach mehrmaligen Verschiebungen vom 25. Juli bis zum 20. August 1935 statt. Er beschloß, den Ende Juli 1934 zwischen PCF und SFIO geschlossenen „pacte d'unité d'action" und dessen Erweiterung – durch die Anbindung der (klein)bürgerlichen Radikalsozialistischen Partei – zur „Front populaire antifasciste" zu sanktionieren. Mit der Resolution zum Bericht Dimitroffs verpflichtete der VII. Weltkongreß alle Sektionen, dem französischen Beispiel zu folgen und sofort Verhandlungen mit den sozialdemokratischen Parteiführungen aufzunehmen, um die Aktionseinheit der Arbeiterklasse herzustellen. Diese Einheitsfront „auf neue Art" sei die Grundlage jeder breiteren Kampffront gegen die „Offensive" von Kapital und Faschismus und gegen die Gefahr eines imperialistischen Krieges. Der VII. Weltkongreß erkannte im Prinzip die der SAI angeschlossenen Parteien als antifaschistisches Potential, ihre Massen als zweite Kraft in einer Einheitsfront an. Die Theorie des „Sozialfaschismus" wurde als „sektiererisch" fallengelassen. Die „bürgerlichen, demokratischen Freiheiten" in den kapitalistischen Ländern sollten im Interesse des „Klassenkampfes des Proletariats" verteidigt werden.[71]

Die Wahl Frankreichs als Modell schloß eineinhalb Jahre des Zögerns, der Unsicherheit, Ungleichheit und Ungleichzeitigkeit in der Politik des EKKI und der Sektionen hinsichtlich der „richtigen" Strategie gegen Faschismus und Krieg und der erforderlichen Taktik gegenüber der Sozialdemokratie ab. Von den vier weitreichendsten, verschiedenen Aktionseinheiten, die von Februar bis Oktober 1934 in Westeuropa zwischen Parteien und Unterorganisationen der SAI und Sektionen der Komintern mit Zustimmung bzw. auf Drängen aus Moskau schließlich zustandegekommen waren – in Frankreich, Österreich, an der Saar und in Spanien –, entschied sich der VII. Weltkongreß für die französische Variante. Er wählte damit jenes Modell, dessen „revolutionäre Taktik" (so Pieck im Bericht über die Tätigkeit des EKKI) darin bestanden hatte, den politischen Generalstreik vom Februar 1934 ohne Gewalt durchzuführen und in eine – bei kantonalen und munizipalen Wahlen erfolgreiche – Zusammenarbeit der Parteien im

[Fortsetzung von Anm. 70]
DDR 1971 und 1989/90 vgl. z. B. Elfriede Lewerenz, Zu einigen Fragen der Faschismus-Analyse der Kommunistischen Internationale in Vorbereitung des VII. Weltkongresses (1933–1935), in: *BzG*, Jg. 13 (1971), S. 733–750; dies., Zur Präzisierung des Faschismusbildes auf dem VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale, in: Arbeiterbewegung und Faschismus (Anm. 60), S. 125–134.

71 Siehe ebd., S. 113, auch S. 286, Anm. 118; für folgende faktische Darlegungen vgl. VII. Kongreß der Kommunistischen Internationale. Referate und Resolutionen. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Redaktion: Elfriede Lewerenz unter Mitarbeit von Helga Geisler, Berlin 1975; vgl. die Interpretation von Horst Schumacher, Der VII. Kongreß der KI zu den Aufgaben und Möglichkeiten der sozialdemokratischen Bewegung im Kampf gegen Faschismus und Krieg, in: *BzG*, Jg. 21 (1979), S. 42–54.

parlamentarischen Rahmen zu kanalisieren.[72] Demgegenüber waren die bewaffneten Aufstände in Österreich und in Spanien (vor allem in Asturien), die die Protagonisten auch in Reminiszenz an den kampflosen Untergang der im Bruderkampf verbissenen deutschen Arbeiterbewegung unternommen hatten, blutig niedergeschlagen worden. Für die Niederlagen waren zunächst die Führer der sozialistischen Linken, dann die Sozialdemokratie allgemein wegen ihrer „Inkompetenz" in Sachen bewaffneter Auseinandersetzungen verantwortlich gemacht worden. Den revolutionären Geist, der den Aufständen zugrundelag, beanspruchte die Komintern im nachhinein für sich.

Mit der Polemik gegen Kautsky, der den bewaffneten Aufstand in Österreich öffentlich kritisiert hatte, revidierte der VII. Weltkongreß, daß die „Izvestija" und die „Pravda" genau das gleiche getan hatten, das Zentralorgan des Prager Exilvorstands der SPD ihnen gegenüber jedoch die österreichische Sozialdemokratie als „Vortrupp der antifaschistischen proletarischen Revolution in Mitteleuropa" gefeiert hatte.[73] Die Einheitsfront im Saarland, die noch vor dem „pacte d'unité d'action" in Frankreich besiegelt worden war, die sich im Kampf um das Plebiszit über die staatliche Zugehörigkeit des Landes zu einer breiteren „Volksfront" gegen NS-Deutschland und für den Verbleib unter Völkerbundsverwaltung entwickelt hatte, die inzwischen aber in Illegalität und Exil zerstreut war, wurde (soweit bisher dokumentiert) auf dem VII. Weltkongreß nicht mehr erwähnt. In ersten Stellungnahmen zur verlorenen Abstimmungsschlacht hatte die Komintern der saarländischen Einheitsfront vorgeworfen, sich programmatisch der Sozialdemokratie angepaßt und die „Kraft des Nationalismus" negiert zu haben.[74]

Auf die widerspruchsvolle Vorreiterrolle eines Teils der PCF-Führung bei der Herausbildung der Konzeption des VII. Weltkongresses zur „Einheitsfront auf neue Art" und zur „Volksfront" sowie auf die Widerstände innnerhalb der KPdSU(B) und der Komintern ist oft hingewiesen worden.[75] Unklar bleibt, wem die ursprüngliche Idee

72 Die Aktionseinheit im italienischen Exil und in Belgien spielte für den Entscheidungsprozeß im Anlauf zum VII. Weltkongreß keine Rolle; zu den Aktionseinheitstypen 1934 in den vier genannten Ländern und deren Beurteilung durch die Komintern siehe Ursula Langkau-Alex, The Spanish Civil War and Popular Front Conflicts, in: German and International Perspectives on the Spanish Civil War. The Aesthetics of Partisanship. Hrsg. von Luis Costa, Richard Critchfield, Richard Golsan und Wulf Koepke, Columbia, SC 1992, S. 20–39, bes. S. 20–29; zwei Korrekturen dazu: die englische Übersetzung der SAI ist falsch, richtig: LSI (Labour and Socialist International), und auf S. 27, Ende 2. Abs., muß die Referenz lauten: Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland? Auf die jeweiligen Ereignisse und deren Einfluß auf die Herausbildung der Einheitsfront und die Inhalte und Ziele der Volksfront aus der Perspektive der Sozialisten fokussiert Gerd-Rainer Horn, European Socialists respond to Fascism. Ideology, Activism and Contingency in the 1930s, New York und Oxford 1996.

73 [Karl Kautsky], Grenzen der Gewalt (Probleme des Sozialismus, 10), Karlsbad 1934; Komintern, in: *Neuer Vorwärts,* 15. April 1934, Beilage, S. 3.

74 Verschiedene Belege bei Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland? (Anm. 66), S. 271–272, dort Anm. 102; ausführlicher noch demnächst dies., Deutsche Volksfront (Anm. 66), Bd. 1, S. 147 ff.; zur organisatorischen und programmatischen Entwicklung siehe Patrik von zur Mühlen, „Schlagt Hitler an der Saar!" Abstimmungskampf, Emigration und Widerstand im Saargebiet 1933–1935, Bonn 1979, bes. S. 195–221.

75 Vgl. z. B. Cécile und Albert Vassart, The Moscow Origin of the French "Popular Front" in: Milorad M. Drachkovitch und Branko Lazitch, The Comintern: Historical Highlights. Essays, Recollections, Documents, New York u. a. 1966, S. 234–252; Jörg Wegmüller, Das Experiment der Volksfront. Untersuchungen zur Taktik der Kommunistischen Internationale der Jahre 1934 bis 1938, Bern und Frankfurt a. M.

zur Revision der Kominternpolitik zuzuschreiben ist: Manuilski, Eugen (Ernö) Fried (Pseudonym: Clément), Dimitroff, Radek oder Stalin (im Zusammenhang mit der Außenpolitik der UdSSR)? Licht auf diese Frage und gleichzeitig auf die frühestmögliche Datierung der Revision wirft ein Brief, den Dimitroff als Leiter des Westeuropäischen Büros der Komintern in Berlin im Oktober 1932 an das EKKI geschrieben hat: Nachdem das XII. Plenum gerade allen tatsächlichen oder eventuellen Annäherungsversuchen an Organisationen der SAI einen Riegel vorgeschoben hatte, empfahl Dimitroff, die Einheitsfronttaktik gegenüber der Sozialdemokratie geschmeidiger anzuwenden. Die bisherige kategorische Forderung an die Mitglieder, zur kommunistischen Partei überzutreten, sei wenig erfolgreich gewesen. Friedrich Firsov sieht in dem Brief die „Keimzelle" für die Entwicklung zur Wende auf dem VII. Weltkongreß.[76] Kurz nach seiner Ankunft in Moskau am 27. Februar 1934 – das NS-Regime hatte ihn am Morgen aus der Haft entlassen – zeigte sich Dimitroff in einem Brief an Romain Rolland und Henri Barbusse von den „großen Kämpfen der werktätigen Massen" in Frankreich und Österreich sowie von dem Engagement der Intellektuellen in der „großen Massenbewegung" für seinen Freispruch im Reichstagsbrandprozeß beeindruckt. Er suggerierte, daß die Intellektuellen, da die Sozialdemokratie „grundsätzlich auf Seiten der bürgerlichen Ideologie steht", die Aufgabe zu übernehmen hätten, in Zusammenarbeit mit den Kommunisten die Zusammenfassung „aller Kräfte in gemeinsamer Front" „gegen die faschistische Reaktion" voranzutreiben.[77]

[Fortsetzung von Anm. 75]
1972; B. M. Lejbzon und K. K. Širinja, Povorot v politike Kominterna. Istoričeskoje značenie VII kongressa Kominterna, 2. Aufl., Moskau 1975, S. 210; Hájek, Historia de la Tercera Internacional (Anm. 27), S. 275–276; Jean Bruhat, Le parti communiste français face à l'hitlérisme de 1933 à 1936, in: La France et l'Allemagne 1932–1936. Hrsg. vom Centre Nationale de la Recherche Scientifique, Paris 1980, S. 191 bis 211; Serge Wolikow, Le Front populaire comme orientation stratégique du mouvement communiste, in: *Cahiers d'histoire de l'Institut de recherches marxistes,* Nr. 27, 1987, S. 8–27, bes. S. 15–19; Annie Kriegel und Stéphane Courtois, Eugen Fried, le Grand Secret du PCF, Paris 1997, hier bes. Kap. 16 (S. 232 ff.) – ein Vergleich der Daten und der Faktenübermittlung in genanntem Kapitel mit den Tagebuch-Eintragungen von Dimitroff zwischen dem 1. April und 4. Juli 1934 sowie der „Chronik" für den gleichen Zeitraum in: Dimitroff, Tagebücher, bzw. in: Kommentare und Materialien zu den Tagebüchern (Anm. 7) vermittelt ein anschauliches Bild des hin und her, und daß auf jeden Fall Maurice Thorez nicht als Verfechter gelten kann: er ließ erst nach Reprimanden aus und in Moskau von der „Sozialfaschismus"-Theorie ab und beerbte den Vordenker und -praktiker von Einheitsaktionen mit der SFIO, Jacques Doriot, der noch Ende Juni 1934 aus der PCF ausgeschlossen wurde.

76 Friedrich Firsov, Stalin und Fragen der Einheitsfrontpolitik, in: Tödliche Umarmung. Einheitsfront – ein stalinistisches Manöver? Hrsg. von Viola Godemann, Berlin 1991, S. 27–46, hier S. 37; russischer Originaltext in: *Političeskoje obrasowanije,* 1989, Nr. 1, S. 77–85.

77 Brief Dimitroffs an Barbusse und Rolland, 10. März 1934, in: Georgi Dimitrov, Lisma 1905–1949, Sofia 1962, S. 273–274; in Dimitroff, Tagebücher (Anm. 7), S. 92, sind „Briefe an Rom[ain] Rollan[d] und Barbusse" erst unter dem Datum des 24. März erwähnt; vgl. die Stenogrammaufzeichnungen über Gespräche von Alfred Kurella mit Dimitroff am 17. und 18. März 1934 in dem Beitrag: Dimitroff und die deutschen Kommunisten, in: *Einheit,* Jg. 27 (1972), S. 749–753 – Georgi Dimitroff, Tagebücher (siehe oben), trug Gespräche mit Kurella auf den 2. und den 4. April, diesmal „mit deutsche Stenotypist", ein (S. 94 und 95); Eudocio Ravines, The Yenan Way, New York 1961, S. 160, berichtete, daß Dimitroff sich in der Vorbereitungsphase der neuen Taktik über die „Sozialfaschismus"-Theorie mokierte und auch Pieck zu den Dogmatikern, den Sektierern rechnete; zu dem – von Dimitroff übergangenen – Engagement auch von offizieller sozialdemokratischer Seite für die Angeklagten im Reichstagsbrandprozeß vgl. Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland? (Anm. 66), S. 55–56 und S. 241–243, dort Anm. 65–83.

Bereits 1932, im Vorfeld des World Congress against the Imperialist War in Amsterdam, und 1933, bei der Vorbereitung des Antifaschistischen Arbeiter-Kongresses Europas, der dann im Juni des Jahres in den Salles Pleyel in Paris stattfand, hatten Barbusse und Rolland inoffiziell Kontakte zu einigen Führern der SAI aufgenommen, im Falle des Antifaschistischen Arbeiter-Kongresses selbst zur Linken, zu Otto Bauer. Die Entscheidung der SAI, den ihr angeschlossenen Organisationen die Teilnahme nicht zu erlauben, hatte einerseits zu kleinen Erfolgen der Taktik der Einheitsfront „von unten" beigetragen, andererseits den kommunistischen Invektiven gegen SAI und Völkerbund erneut Nahrung gegeben. Inzwischen hatten sich die aus beiden Kongressen hervorgegangenen Organisationen zum Weltkomitee gegen Krieg und Faschismus zusammengeschlossen, auch Komitee Amsterdam-Pleyel oder Amsterdam-Pleyel-Bewegung genannt. Das Komitee versuchte in Frankreich, auf populistische Weise lokale und regionale, meist linke sozialistische Organisationen an Aktionen des PCF zu binden. Mehr Erfolg hatte allerdings das gerade gegründete, der Lehrergewerkschaft innerhalb der CGT nahestehende Comité de vigilance des Intellectuels Antifascistes.[78]

Es ist immer wieder kolportiert worden, daß Dimitroff und Manuilski, eventuell auch Fried und andere, verschiedentlich versuchten, Stalin von der Notwendigkeit der Modifizierung der Einheitsfronttaktik zu überzeugen. Am 23. Mai 1934 endlich erschien in der „Pravda" ein höchstwahrscheinlich auf Stalin zurückgehender Artikel, in dem Aktionseinheitsangebote an die sozialdemokratischen Parteiführungen für zulässig erklärt wurden. Ob und wieweit mit diesem Artikel auch einem Druck „von unten" aus den Kominternsektionen Rechnung getragen wurde,[79] läßt sich aufgrund noch mangelnder vergleichender Forschungsergebnisse nicht eindeutig klären. Sicher ist jedoch, daß das EKKI erst einige Tage nach dem 23. Mai die PCF offiziell ermächtigte und faktisch anwies, Verhandlungen mit dem CAP der SFIO aufzunehmen. Danach auch erst räumte EKKI-Sekretär Manuilski offiziell ein (in einer Kommission zur Vorbereitung des VII. Weltkongresses, am 14. Juni), daß aus der bisherigen Politik, den Hauptstoß gegen die Sozialdemokratie zu führen, nicht die Komintern, sondern der Faschismus als Sieger hervorgegangen sei, der „Kampf gegen den Faschismus" also anders geführt werden müsse.[80] Die Erörterungen und Versuchsballons innerhalb des EKKI und die Überlegungen mit Stalin faßte Dimitroff in einem Stalin am 1. Juli 1934 übermittelten Entwurf zusammen, der wesentliche Punkte seiner für den VII. Weltkongreß der Komintern geplanten Rede enthielt.[81]

78 Vgl. ebd., S. 57–60; Horn, Efforts at United Fronts (Anm. 36), S. 470–477; Georges Lefranc, Histoire du Front populaire (1934–1938), 2., durchges. u. erw. Auflage, Paris 1974, S. 26–47; Ricard Vinyes, Antifascisme, communistes et frontpopulisme. Du discours au dialogue, in: *Cahiers d'histoire de l'Institut de recherches marxistes,* Nr. 27, 1987, S. 57–64; Annie Burger-Roussenac, 1932. L'année incertaine. Deux politiques communistes de rassemblement des intellectuels et de lutte contre la guerre: l'A. E. A. R. et le mouvement d'Amsterdam, in: *Communisme. Revue d'études pluridisciplinaires,* 1993, Nr. 32/33/34, S. 129–146.

79 Vgl. Edward Hallett Carr, The Twilight of Comintern, 1930–1935, London und Basingstoke 1982, S. 147 f.; zum folgenden auch: Stéphane Courtois und Marc Lazar, Histoire du Parti communiste français, Paris 1995, S. 118–124.

80 Firsov, Stalin und Fragen der Einheitsfrontpolitik (Anm. 76), S. 41.

81 Siehe: Dimitrov and Stalin 1934–1943. Letters from the Soviet Archives. Hrsg. von Alexander Dallin und F. I. Firsov, New Haven und London 2000, S. 13–16, mit handschr. Unterstreichungen und Kommentaren von Stalin, auf S. 15 Faksimile der ersten Seite des Briefs.

Am 2. Juli 1934 wurde im Saarland der erste offizielle, mit einer gegenseitigen Nichtangriffsklausel versehene Aktionseinheitspakt „von oben" gegen den (deutschen) Faschismus unterzeichnet – nachdem die KPD die Losung „Rote Saar im Räte-Deutschland" auf Druck Moskaus hatte fallenlassen. Am selben Tag ventilierte Dimitroff auf einer weiteren Sitzung zur Vorbereitung des VII. Weltkongresses die Möglichkeit, mit den Führern der linken Opposition in der Sozialdemokratie, die durch die Linksentwicklung der Arbeiterschaft infolge des Anwachsens des Faschismus gestärkt seien, zuammenzuarbeiten. Ziel blieb indes zu fördern, was man als „Differenzierung, Spaltung, Abspaltung und den Zerfall der Sozialdemokratie" wahrnahm, und die revolutionären Elemente für die bolschewistischen Positionen zu gewinnen. Dies sei besonders in Deutschland wichtig, da die SPD trotz Krise, Illegalität und Exil nicht tot sei. Als Modell für diese Politik schwebte Dimitroff die Vereinigung des linken Flügels der USPD mit der KPD im Jahre 1920 vor![82]

Die Orientierung auf die Führer der Linken in der Sozialdemokratie, die eine Reihe von Kominternsektionen alsbald in die Praxis umzusetzen versuchte, bedeutete den Bruch mit der seit Ende 1923 geführten Einheitsfrontpolitik und besonders mit der „Sozialfaschismus"-Theorie. Die Änderung der Taktik trug der Tatsache Rechnung, daß die Linken seit der Konferenz der SAI im August 1933 Bewegung in die Fixierung auf das parlamentarische System und die Abweisung des revolutionären Klassenkampfes gebracht hatten. Es war z. B. die Linke in der Führung der SFIO und ihr Anhang, die die Vertreter der Mitte und des rechten Flügels der Partei dazu bewog, Verhandlungen mit dem ZK der PCF für eine solide Zusammenarbeit zu wagen.[83] Ein weiteres Zeichen für die Abkehr von der „Sozialfaschismus"-Theorie war die etwa gleichzeitige Revision der „revolutionären" Gewerkschaftspolitik: die Vereinigung von „roten" und „freien" Gewerkschaften gelang dann im Frühjahr 1936 in Frankreich und Spanien, scheiterte aber zwischen RGI und IGB.[84] Die Konzeption der Einheitsfront mit Linkssozialisten blieb jedoch – das sei hier vorweggenommen – im Prinzip auf jene beschränkt, die noch innerhalb der SAI operierten. Nur in Spanien und innerhalb des deutschen Exils kam es vorübergehend zu äußerst spannungsvoller Zusammenarbeit. Parteien und Gruppen, die aus der SAI und der Komintern ausgeschieden waren und sich in der Internationalen Arbeitsgemeinschaft (IAG, ab 1935: „Londoner Büro") zusammengeschlossen hatten, wurden mit noch schärferen Angriffen bedacht, als sie der IASP in der Periode 1921 bis 1923 je zuteil geworden waren. Sie wurden, vor allem in der Zeit der Säuberungen und des Terrors ab Mitte 1936, des „Trotzkismus" sowie der „Handlangerdienste" für den Faschismus bezichtigt und, wo es ging, auch verfolgt.[85]

82 Dimitroff-Dokumente zur Politik der KI (1934–1936). Hrsg. von Erwin Lewin und Lidia Schewtschenko, in: *BzG*, Jg. 33 (1991), S. 212–234, hier S. 215 f.; vgl. Ein interessanter Brief Georgi Dimitroffs zur Vorbereitung des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale, in: ebd., Jg. 5 (1963), S. 282–284.

83 Vgl. Horn, European Socialists respond to Fascism (Anm. 72), bes. Kap. 2.

84 Erwin Oberländer, Die Moskauer Verhandlungen zwischen IGB und Sowjetgewerkschaften, November 1937, in: *IRSH*, Jg. 25 (1980), S. 350–394; im Dezember 1937 wurde die RGI aufgelöst, siehe Tosstorff, Moscow versus Amsterdam (Anm. 50).

85 Vgl. Buschak, Das Londoner Büro (Anm. 47), bes. Kap. IV und V; Michel Dreyfus, Bureau de Paris et bureau de Londres. Le socialisme de gauche en Europe entre les deux guerres, in: *Le Mouvement Social*, No. 112, 1980, S. 25–55.

Die Hinwendung zur Linken in der Sozialdemokratie ab ungefähr Anfang Juli 1934 war jedoch auf dem VII. Weltkongreß praktisch schon überholt. Bereits im Oktober 1934 nahm das EKKI durch seine Abgesandten Marcel Cachin und Maurice Thorez erstmals seit der gescheiterten Berliner Konferenz von 1922 wieder direkten Kontakt zur Führungsspitze der sozialistischen Internationale auf. SAI-Generalsekretär Friedrich Adler verkörperte die personelle Kontinuität. Das Verhandlungsthema, gemeinsame humanitäre und militärische Hilfe für die Bergarbeiter in Asturien, lag, wie 1922, auf der Ebene der Teilforderungen. Und ebenso wie 1922 wollten die SAI-Repräsentanten zuerst grundsätzliche Fragen geklärt wissen. Ihnen ging es um die Frage, ob die Komintern mit diesem Gespräch auch die Abwendung von der Politik des „Sozialfaschismus" und der Zerstörung der parlamentarischen Demokratien signalisiere oder ob es sich doch wieder nur um ein Manöver handle. Da in Moskau offiziell noch keine Entscheidung über den Kurs gegenüber der Sozialdemokratie gefallen war, konnte die Gegenseite die Frage für die SAI-Vertreter nicht zufriedenstellend beanworten. Andererseits waren Generalsekretär und Präsident aufgrund ihres imperativen Mandats nicht ohne Mehrheitsbeschluß entscheidungsbefugt. Dieses aus der demokratischen Struktur der SAI sich ergebende Faktum wurde weder in der Komintern noch in der entsprechenden Historiographie berücksichtigt.[86]

Mit ihrem Beschluß von Mitte November 1934, die Entscheidung für oder gegen eine Einheitsfront den einzelnen Parteien zu überlassen, revidierte die Exekutive der SAI ihre Position von 1933. Die Entscheidung entsprang der Notwendigkeit, einen halbwegs tragfähigen Kompromiß zu finden: Einer Mehrheit von strikten Einheitsfrontgegnern stand ein oppositioneller Block von sieben Parteien gegenüber – darunter die Revolutionären Sozialisten Österreichs und die Menschewiki –, der den sofortigen Abschluß einer Einheitsfront zwischen der SAI als Gesamtorganisation und der Komintern forderte. Das EKKI hatte mit der Aufnahme von Kontakten zur SAI-Führung im Oktober 1934 seine Position vom 5. März 1933 ebenfalls geändert, zumindest versuchsweise: offenbar suchte es einen Weg, über ein Spitzenabkommen die einheitsfrontfeindlichen Parteien der SAI in eine nationale Einheitsfront zu zwingen, oder, widrigenfalls, die SAI-Führung als „opportunistisch" zu „entlarven".

Die „Materialien" zum VII. Weltkongreß berücksichtigten diese taktische Wendung nicht mehr: die vorbereitenden Kommissionen hatten ihre Arbeit rechtzeitig zum ursprünglich vorgesehenen Kongreßtermin im Herbst 1934 abgeschlossen. Bis zum Juli 1935 wurde das Material, das dem Kongreß vorgelegt wurde, nur unwesentlich ergänzt.[87]

86 Vgl., auch zum folgenden, die Interpretationen bei Braunthal, Geschichte der Internationale (Anm. 2), Bd. 2., S. 496–498; Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), S. 209–213; aufgrund neuerer Dokumente: Horn, Efforts at United Fronts (Anm. 78), S. 478–484.

87 Die Kommunistische Internationale vor dem VII. Weltkongreß. Materialien. Hrsg. vom Büro des Sekretariats des Exekutivkomitees der Komintern, Moskau und Leningrad, July 1935, beachte dort die Vorbemerkung.

Wandel und Kontinuität in den Beziehungen zwischen der Komintern und der SAI, oder: Was heißt „Volksfront"?

Der Beschluß des VII. Weltkongresses, die Beziehungen der Komintern zur Sozialdemokratie auf dem Wege einer Verständigung mit deren Führung zu regeln, unterschied sich grundsätzlich von der Konzeption, die in den „Materialien" vom VI. Weltkongreß übernommen waren, daß nämlich nur die Einheitsfronttaktik „von unten" Mittel und Weg zur Mobilisierung der Arbeiterklasse gegen das Kapital, zudem „die Methode zur Eroberung der Mehrheit der Arbeiterklasse für den Kommunismus" sei.[88]

Von Zeitgenossen aufgeworfen und seither von der Historiographie diskutiert wurde die Frage, ob die Orientierung auf eine Einheitsfront „auf neue Art" eine strategische oder lediglich eine taktische Wende darstellte. Dieses neuartige Konzept einer Einheitsfront, innerhalb der PCF zunächst kurzfristig „Front populaire", auf dem VII. Weltkongreß auch „antifaschistische Einheitsfront" genannt, entwickelte sich weiter zu einer in das Kleinbürgertum und Kleinbauerntum hineinreichenden „Volksfront gegen Krieg und Faschismus". Serge Wolikow hat die Frage nach der Qualität der Wende und die weitergehende nach Kontinuität oder Diskontinuität differenziert beantwortet: trotz erkennbarer Interaktion sei zwischen der Politik im nationalen Rahmen und deren Transponierung auf die internationale Ebene zu unterscheiden. So knüpfte z. B. Thorez in seiner Argumentation auf dem VII. Weltkongreß an den Kurs der PCF-Führung von 1926/27 an, während sich Dimitroff auf Lenin und die Jahre 1921/22 berief. Die Politik des PCF 1934 bis 1936 charakterisiert Wolikow als „infléchissement stratégique" (strategische Schwenkung); sie sei freilich erst möglich geworden, nachdem u. a. die Amsterdam-Pleyel-Bewegung 1932/1933 eine neue politische Kultur geschaffen habe.[89]

Im ganzen jedoch blieb das Verhältnis der Kominternführung zur internationalen Sozialdemokratie auch nach dem VII. Weltkongreß von taktischen Erwägungen beherrscht; die Strategie der gemeinsamen Front gegen Faschismus, Reaktion und Krieg wurde teils zur Taktik heruntergespielt, teils verkam sie dazu. Ein Widerspruch gründete darin, daß an der Stoßrichtung gegen den „Imperialismus" festgehalten wurde: in Kolonialländern unterstützte die Politik der „antiimperialistischen Volksfront" nationale Feudalschichten gegen sozialdemokratische Organisationen, die durch Kooperation mit der Kolonialmacht bescheidene Reformen, beispielsweise auf dem Agrarsektor, durchzuführen trachteten.[90]

88 Ebd., S. 44.

89 Siehe, auch zum folgenden, Wolikow, Le Front populaire comme orientation stratégique (Anm. 75), bes. S. 12–15 und S. 18 f.; ders., Le Front populaire en France, Bruxelles 1996, S. 101–107; den Boden für die „Front populaire" bereiteten auch die Solidaritätsaktionen für die deutschen und österreichischen Antifaschisten – vgl. Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland? (Anm. 66), S. 51–57, bzw. demnächst Deutsche Volksfront (Anm. 66), Bd. 1, S. 70–89; zu den Begriffen siehe dies., Zur Genesis des Begriffs „Volksfront" 1932 bis 1934/35, in: *Soziale Bewegungen. Jahrbuch 1: Arbeiterbewegung und Faschismus.* Hrsg. von Heinz-Gerhard Haupt u. a., Frankfurt a. M. und New York 1984, S. 82–105; dies., Le Front populaire contre Hitler (1934). Ambiguïté et fluctuations, in: *Cahiers d'histoire de l'Institut de recherches marxistes,* Nr. 28, 1987, S. 133–145.

90 Für Palästina z. B. siehe den zeitgenössischen Artikel von Kurt Stein, Sturm über Palästina, in: *Zeitschrift für Sozialismus,* Karlsbad, Jg. 3 (1936), Nr. 34/35, S. 1078–1089; eine positive Bewertung des Festhaltens an der Imperialismustheorie bei Elfriede Lewerenz, Die Analyse des Faschismus durch die

Widersprüche zeigten sich auch schon bei der ersten Gelegenheit, bei der das EKKI seiner Verpflichtung gegenüber den Sektionen nachzukommen und auf Spitzenebene für die Einheitsfront „auf neue Art" zu sorgen hatte: während der Abessinien-Krise, die Anfang Oktober 1935 im Krieg mündete, richtete man zwar in rascher Folge an die Exekutive der SAI Verhandlungsangebote über eine Aktionseinheit gegen den Krieg, wartete aber die signalisierte Entscheidung gar nicht erst ab, unterstellte forsch eine negative Antwort und wetterte in deren Erwartung gegen „jene Elemente der Sozialistischen Arbeiterinternationale, die mit ihrer Bourgeoisie im Bunde stehen". Weiter bezichtigte man sie, „nicht so sehr um die Erhaltung des Friedens [...] als um die imperialistischen Ziele ihrer herrschenden Klassen" besorgt zu sein.[91] Gleichzeitig jedoch versuchte Manuilski über Ernst Fischer, der erst im Zuge des Februaraufstands der Schutzbündler 1934 von der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs (DSAPÖ) zur KPÖ übergetreten war, Kontakte zu Otto Bauer und dessen menschewistischem Freund Theodor Dan zu legen und so zunächst mindestens bei der SAI-Linken Vertrauen in die Ehrlichkeit der Wende der Komintern zu gewinnen. Die Gespräche wurden erst aufgegeben (und der Ansprechpartner wurde zum allgemeinen Prügelknaben), als Bauer mit seiner scharfen öffentlichen Kritik am ersten Moskauer Schauprozeß gegen alte Bolschewiki im August 1936 und in seiner Reaktion auf polemische Konterattacken von kommunistischer Seite klarstellte, daß er gerade im Interesse des Sozialismus und der Sowjetunion auf der Respektierung demokratischer Grundsätze und der Freiheit der Kritik beharre.[92] Für die SAI wogen in ihrem Verhältnis zur Komintern Fragen der Demokratie als untrennbares Korrelat des Sozialismus schwerer als alle anderen,[93] umgekehrt maß die Kominternführung die Sozialdemokratie parallel zur wachsenden Drohung eines europäischen oder Weltkrieges immer mehr an ihrer Bereitschaft, eine Aktionseinheit „gegen den Krieg" einzugehen.

[Fortsetzung von Anm. 90]
Kommunistische Internationale. Die Aufdeckung von Wesen und Funktion des Faschismus während der Vorbereitung und Durchführung des VII. Kongresses der Kommunistischen Internationale (1933 bis 1935), Berlin 1975 (Druck der Dissertation von 1971), S. 145 ff.

91 Braunthal, Geschichte der Internationale (Anm. 2), Bd. 2, S. 502–505, Zitate S. 504; vgl. Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), S. 217–219; Giuliano Procacci, Il socialismo internazionale e la guerra d'Etiopia, Roma 1978.

92 Vgl. Fedor I. Dan und Otto Bauer. Briefwechsel 1934–1938. Hrsg. von Hartmut Rüdiger Peter, Frankfurt a. M. und New York 1999, hier bes. S. 63–79; Horn, Efforts at United Fronts (Anm. 78), S. 484–489; bereits im Januar, dann nochmals im April 1936 attackierte Fischer unter dem Pseudonym Peter Wieden die beiden Linkssozialdemokraten Bauer und Dan wegen ihres „Versagens" in der Einheitsfrontfrage – siehe *Die Kommunistische Internationale* [künftig zitiert: *KI*], 1936, H. 1, S. 60–68; *L'Internationale Communiste*, 1936, Nr. 1, S. 66–74, und Nr. 4, S. 444 ff.; bei der Verurteilung Otto Bauers in der Historiographie des „Ostblocks" wirkte auch die negative zeitgenössische Rezeption seiner Konzeption des „Integralen Sozialismus" in: Zwischen zwei Weltkriegen? (Anm. 23), S. 312–336, nach; eine Revision der „von stalinistischen Dogmen beeinflußten Literatur" bei Horst Klein, Parteiauffassung und Konzept des „Integralen Sozialismus" des sozialdemokratischen Theoretikers Otto Bauer", in: *BzG*, Jg. 32 (1990), S. 302–311, Zitat S. 311; vgl. kurz: Dimitroff-Dokumente zur Politik der KI (Anm. 82), S. 214 (Einleitung).

93 Vgl. Ursula Langkau-Alex, Der Kampf für die Demokratie und den Frieden. Die Debatte in der Sozialistischen Arbeiter-Internationale 1938/1939 (IISH Research Papers, Nr. 2), 2., um Literatur erw. Aufl., Amsterdam 1992.

Der VII. Weltkongreß hatte den Sektionen die verbindliche Aufgabe gestellt, die bürgerlich-demokratischen Freiheiten als eine Existenzbedingung der Arbeiterorganisationen in den noch nicht faschistischen Ländern zu verteidigen. Zweifel seitens der SAI, ob sich die Kommunisten auch „entschließen können, in den Ländern, wo die Demokratie noch kraftvoll ist, auf deren Unterminierung zu verzichten",[94] schienen durch Moskaus Billigung der Wahlblöcke der „Front populaire" in Frankreich und der „Frente popular" in Spanien indirekt positiv beantwortet. Nach den Wahlsiegen beider Blöcke differenzierte Dimitroff im Mai 1936: Der PCF wies er die Rolle des offensiven Wächters und Vorreiters auf sozialökonomischem Gebiet zu, und zwar außerhalb der Regierung. Die Partei hatte die Massen davon zu überzeugen, „daß, wenn dieses Programm [der PCF] nicht realisiert wird, erst recht eine Stärkung der Volksfront notwendig ist, daß man [...] die Sowjetmacht, eine Sowjetregierung schaffen muß". In Spanien sollte das EKKI der erheblich schwächeren PCE „bei der Zuendeführung der bürgerlich-demokratischen Revolution und der Festigung der Partei für die Verwirklichung der Sowjetmacht [...] helfen".[95] Nach Ausbruch des Bürgerkriegs im Juli und der Regierungsbeteiligung der PCE unter sozialdemokratischer Führung Anfang September 1936 wurde auf Spanien die Losung der „demokratischen Republik" übertragen; sie war zuvor – als ausdrücklich „taktische Losung" – für Österreich, Deutschland und Italien aufgestellt worden.[96] Noch im Oktober 1936 hieß es, daß es für die „spanische Demokratie" gegenüber den „demokratischen Regierungen einzutreten gelte". Erst im Anlauf zu Besprechungen zwischen Vertretern beider Exekutiven über gemeinsame Hilfsmaßnahmen von SAI und Komintern für das republikanische Spanien sprach Dimitroff erstmals offiziell davon, daß es der Komintern um die „Verteidigung der Demokratie" in Spanien gehe.[97]

Die Besprechungen fanden auf Bitten der spanischen Sozialistischen und der Kommunistischen Partei sowie der neuen Einheitsgewerkschaft am 21. Juni 1937 im schweizerischen Annemasse statt. Dem gemeinsamen Kommuniqué verweigerte die Exekutive der SAI durch Mehrheitsbeschluß dann allerdings die Zustimmung.[98] Diese aufgrund der innerorganisatorischen Demokratie zu akzeptierende Weigerung (der sich auch die Parteien Spaniens und Frankreichs anschlossen), das Kommuniqué von Annemasse zu billigen und auf weitere Angebote Dimitroffs einzugehen, wurde von den Unterhändlern Friedrich Adler und Louis de Brouckère als bewußtes Schüren der Gegensätze in der SAI empfunden. Der tiefere Grund für die Weigerung liegt indessen in der

94 IISG, Archiv SAI, Nr. 3042, Bl. 5–12: Erster Entwurf des Berichtes über den VII. Kongreß der Kommunistischen Internationale, erstattet vom Sekretär der S.A.I. (12. Oktober 1935), hektogr., Zitat S. 7.

95 Dimitroff-Dokumente der KI (Anm. 82), Dok. 6 (zu Frankreich), Zitat S. 228, und Dok. 7 (zu Spanien), Zitat S. 230; zur frühen Entscheidung der Nichtbeteiligung der PCF an einer (möglichen) Volksfrontregierung vgl. Wolikow, Le Front populaire comme orientation stratégique (Anm. 75), S. 19–23.

96 Dimitroff-Dokumente der KI (Anm. 82), hier Dok. 5, Zitat S. 223.

97 Langkau-Alex, Der Kampf für die Demokratie und den Frieden (Anm. 93), S. 57, dort Anm. 36; vgl., auch zum folgenden, IISG, Archiv SAI, Nr. 3046; Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), S. 246–248; die verschiedenen Bedeutungen von „Demokratie" und ihre aktuellen oder theoretischen Hintergründe in der kommunistischen zeitgenössischen Presse der dreißiger, insbesondere der Jahre 1936 bis 1939 in internationaler Perspektive, werden ausführlich dargelegt in: Langkau-Alex, Deutsche Volksfront (Anm. 66), Bd. 2; zugespitzt auf KPD (und Komintern): Arnold Sywottek, Deutsche Volksdemokratie. Studien zur politischen Konzeption der KPD 1935–1946, Düsseldorf 1971.

98 Französische Fassung des Communiqués im IISG, Archiv SAI, Nr. 3046, Bl. 35.

Diskrepanz zwischen dem von der Komintern propagierten Bekenntnis zur „Demokratie" sowie der neuen Sowjetverfassung einerseits und der tatsächlichen kommunistischen Politik andererseits: in der UdSSR Terror gegen die eigene Bevölkerung, Säuberungen in Partei und Gewerkschaft, Prozesse gegen alte Bolschewiki mit meist tödlichem Ausgang sowie Verfolgung und Deportierung von Menschewiki; nach Spanien hineingetragener Kampf gegen den „Trotzkismus"; Beschimpfung der SAI- und IGB-Führer (und aller Sozialdemokraten, Sozialisten, bürgerlichen Demokraten), die gegen diese Praktiken protestierten, als „freiwillige Helfer und Beschützer faschistischer Mörder und Provokateure, die Hand in Hand mit der deutschen Gestapo arbeiteten", oder etwa als „Advokaten der trotzkistisch-sinowjewistischen Banditen".[99] In der Historiographie des „Ostblocks" wurden bis zum Zusammenbruch die in eine barbarische Diktatur ausgearteten Verletzungen demokratischer Rechte in der UdSSR, ihre gewiß komplexen Ursachen und ihre Auswirkungen verschwiegen, allenfalls pauschal mit dem Euphemismus „Folgen des Personenkults" angedeutet bzw. abgetan. Die damaligen Schuldzuweisungen für alle Mißerfolge und Niederlagen – z. B. auch in Spanien – an die Adresse der Sozialdemokratie wurden einfach reproduziert.[100] Das Ausmaß der direkten Beteiligung der Komintern an der Durchführung des „Stalinschen" Kurses wird erst seit der Öffnung von Archiven sichtbar.

Zum zwanzigsten Jahrestag der Oktoberrevolution holte Dimitroff die These vom „Sozialdemokratismus" als dem Wegbereiter des Faschismus wieder hervor, und mit einem Stalin-Zitat von 1927 gab er faktisch den Weg frei, den Hauptstoß des Kampfes wieder gegen die Sozialdemokratie zu richten.[101] Die Verpflichtung „zum unversöhnlichen Kampf gegen alle Tendenzen [...] einer Abschwächung der Kritik des Sozialdemokratismus als Ideologie und Praxis der Arbeitsgemeinschaft mit der Bourgeoisie" war zwar in Punkt VI der Resolution zu Dimitroffs Referat auf dem VII. Weltkongreß enthalten gewesen,[102] aber zwei Jahre lang praktisch unter Verschluß gehalten worden. Differenzierungen und Warnungen vor „opportunistischen Auslegungen" der Beschlüsse des VII. Weltkongresses, die Togliatti, Manuilski, Otto Kuusinen und Klement Gottwald zwischen Oktober und Dezember 1935 hatten hören lassen, waren jeweils für

99 Erstes Zitat nach der Übersetzung bzw. Paraphrasierung aus Izvestija vom 23. August 1936, in: *Sozialistische Aktion,* September 1936; zweites Zitat aus Ercoli (d. i. EKKI-Sekretär Palmiro Togliatti), Die Lehren des Prozesses gegen das trotzkistisch-sinowjewistische Terroristenzentrum, in: *KI,* 1936, H. 10, 10. November, S. 25; vgl. auch z. B. Georgi Dimitroff, Gemeine Terroristen in Schutz nehmen, bedeutet dem Faschismus helfen, in: *KI,* 1936, H. 9, 30. September, S. 804–806.

100 Vgl. als Pars pro toto: Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), hier S. 246–249; eine im ganzen kritisch ausgewogene Untersuchung auch zu internationalen Organisationen: Patrik von zur Mühlen, Spanien war ihre Hoffnung. Die deutsche Linke im Spanischen Bürgerkrieg 1936 bis 1939, Berlin und Bonn 1985, S. 117–122; auf westliche Seite bissen sich umgekehrt Historiker an den Auswüchsen, an Diktatur, „Verrat", „Spionage" usw. des „Kommunismus-Bolschewismus-Stalinismus" fest, ohne daß größere Erkenntnisse gewonnen wurden, siehe hier z. B. Stephen Koch, Double lives. Spies and Writers in the secret Soviet war of ideas aganist the West, New York, NY u. a. 1994.

101 Georgi Dimitroff, Die Sowjetunion und die Arbeiterklasse der kapitalistischen Länder, in: *Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung* [künftig zitiert: *Rundschau*], Jg. 6 (1937), Nr 49, 11. November, S. 1821–1824, und in: *KI,* 1937, H. 11/12, 15. Dezember, S. 1042–1048; vgl. auch D. Manuilski, Der Sieg des Sozialismus in der UdSSR und die Bewegung der Volksfront, in: ebd., S. 1049–1056.

102 Zitiert nach: VII. Kongreß der Kommunistischen Internationale (Anm. 71), S. 319.

eigenes, spezielles Publikum bestimmt. Ebenso wie die polemischen Ausfälle Dimitroffs gegen die Sozialdemokratie nach dem Attentat von Anhängern der rechtsextremistischen Action française auf den SFIO-Führer Léon Blum im Februar 1936 entsprangen sie eher internen Zweifeln und Auseinandersetzungen über den richtigen Kurs.[103] Dagegen setzten Dimitroffs Artikel gegen den „Sozialdemokratismus" und weitere Artikel von Ernst Fischer und Franz Kraus, die ihm 1938 folgten,[104] faktisch den Schlußstrich unter die 1935 propagierte neue Beziehung zur SAI.

Damit erledigte sich auch die Aussicht auf eine Einheitspartei von Kommunisten und Sozialdemokraten, die in der Resolution des VII. Weltkongresses zum Bericht Dimitroffs erstmals seit den frühen zwanziger Jahren wieder als Fernziel aufgetaucht war. Bis zu dem Zeitpunkt war die Vereinigung von Parteien nur in Katalonien und im übrigen republikanischen Spanien von den Jugendorganisationen vollzogen worden.[105] Dort hatte die Radikalisierung der sozialistischen Organisationen seit 1934 die Annahme der auf dem VII. Weltkongreß verabschiedeten fünf Bedingungen für eine Vereinigung – de facto eine Komprimierung jener einundzwanzig des II. Weltkongresses – begünstigt. Zwar hatte Thorez, ebenfalls zum 20. Jahrestag der Oktoberrevolution, noch einmal den Kurs auf die Einheitspartei als Lehre „des Dramas vom August 1914 und der Kriegspolitik, die zum Zusammenbruch der II. Internationale führte", bezeichnet,[106] die SFIO brach aber noch 1937 die Fusionsverhandlungen mit der PCF ab. Nach den verlorenen Schlachten der spanischen Republik und dem Wiederaufflammen des japanischen Eroberungskrieges in China entsprang Dimitroffs Artikel explizit der Sorge um die Sicherheit der Sowjetunion: Er erklärte die „Einstellung zur Sowjetunion [...] mit ihrer Diktatur der Arbeiterklasse und der Stalinschen Verfassung, mit der führenden Rolle der Partei Lenin-Stalins" zur „geschichtliche[n] Wasserscheide der Kräfte des Faschismus, des Krieges und des Kapitalismus einerseits und der Kräfte der Demokratie und des Sozialismus andererseits".[107]

In der westlichen Historiographie ist die auf dem VII. Weltkongreß weltweit inaugurierte Einheits- und Volksfrontpolitik der Komintern vielfach, wenn auch von unter-

103 Vgl. zu Togliatti: Diskussionsrede auf der „Brüsseler" Konferenz der KPD, in: Protokoll der „Brüsseler Konferenz" der KPD 1935. Reden, Diskussionen und Beschlüsse, Moskau vom 3.–15. Oktober 1935, 2 Teile. Hrsg. von Erwin Lewin, Elke Reuter und Stefan Weber, München 1997, S. 630–643; zu Manuilski: Die Ergebnisse des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale, in: *Rundschau*, Jg. 5 (1935), Nr. 67, 21. November, S. 2613–2631; zu O[tto] Kuusinen: Kein Grund zur Selbstzufriedenheit. Referat [...] über die Mängel und Fehler in der Durchführung der Einheitsfrontpolitik des VII. Weltkongresses der KI (gehalten in der Sitzung der Präsidiumsmitglieder mit den Parteivertrtern beim EKKI am 20. November 1935), in: *KI*, 1936, H. 1, Januar, S. 37–52; zu Kl[ement] Gottwald: Für die richtige Durchführung der Linie des VII. Kongresses (Zum Parteitag der KPTsch), in: *KI*, 1936, H. 2, Februar, S. 108–124; vgl. auch G. Dimitroff, Nicht schweigen, sondern handeln!, in: *Rundschau*, Jg. 5 (1936), Nr. 8, 20. Februar, S. 289–291.

104 E[rnst] Fischer, Der Sozialdemokratismus und die Einheit der Arbeiterklasse, in: *KI*, 1938, H. 1, S. 30 bis 37; Franz Kraus, Der Sozialdemokratismus in der Praxis, in: ebd., S. 38–44.

105 Andrew Durgan, The Catalan Federation and the international Communist Movement, in: Centenaire Jules Humbert-Droz (Anm. 4), S. 279–292; vgl. Reiner Tosstorf, Die Kommunistische Internationale und die Frage der Einheitspartei während der Volksfront, in: ebd., S. 361–396.

106 M[aurice] Thorez, Die Große Oktoberrevolution und Frankreich, in: *KI*, 1937, H. 11/12, 15. Dezember, S. 1161–1166, Zitat S. 1165.

107 Dimitroff, Die Sowjetunion und die Arbeiterklasse der kapitalistischen Länder (Anm. 101), S. 1048.

schiedlichen Ansätzen her, als Instrument der Außen- und Sicherheitspolitik der UdSSR und logische Folge der Aufnahme in den Völkerbund im September 1934 und des Beistandspakts mit Frankreich vom Mai 1935 dargestellt worden.[108] Doch so einfach ist es mit der Logik wohl doch nicht. Erinnert sei daran, daß dem Beitritt der UdSSR zum „imperialistischen" Völkerbund Nichtangriffspakte mit Finnland, Polen, Lettland, Estland und Frankreich (1932) und ein Nichtangriffs- und Freundschaftsvertrag mit Italien (1933) vorangegangen waren – und diese alle in der Periode ultralinker Politik der Komintern. Stalins Zusatzerklärung zum Beistandspakt mit Frankreich Anfang Mai 1935 traf die SFIO in ihrem Pazifismus und bedeutete für die PCF, daß sie entgegen aller Tradition dem Verteidigungsbudget und der Landesverteidigung zuzustimmen hatte. Eine Militärallianz zwischen der UdSSR und der „kapitalistisch-imperialistischen" Regierung Frankreichs war in der Parteiführung für unmöglich gehalten worden, weil „monstrueuse trahison, pire que celle de 1914".[109] Mit dem Axiom, der Kampf der Weltpartei habe von Anfang an und stetig dem Kapitalismus, dem Imperialismus, dann dem Faschismus und last, but not least dem Krieg gegolten, haben dem Marxismus-Leninismus verpflichtete Historiker beharrlich den Nachdruck auf eine gewisse Eigenständigkeit der Komintern bei natürlicher Übereinstimmung mit den proklamierten sozial- und außenpolitischen Zielen der Sowjetunion gelegt.[110] Edward H. Carr hat bereits konkret auf Wechselwirkungen hingewiesen.[111]

Tatsächlich sind neben Parallelen auch Unterschiede und Ungleichzeitigkeiten zu beobachten: nach der Besetzung der entmilitarisierten Rheinlandzone durch die deutsche Wehrmacht im März 1936 wandte sich das EKKI nicht an die SAI-Führung; vielmehr forderte das Präsidium „Sanktionen (vollständige Kreditverweigerung, Einstellung des Handels und der Rohstofflieferung)" gegen das „Dritte Reich". Die Sowjetregierung aber schloß mit eben diesem kurz darauf einen Wirtschaftsvertrag über die Lieferung der für Hitlers Rüstungsproduktion dringend benötigten Rohstoffe und erhielt selbst einen Kredit in Höhe von mehreren hundert Millionen Reichsmark.[112] Die durch die Rheinlandbesetzung nach damaliger übereinstimmender Einschätzung in

108 In Nachfolge von Franz Borkenau, Der europäische Kommunismus. Seine Geschichte von 1917 bis zur Gegenwart, München 1952, z. B. Horst Duhnke, Die KPD von 1933 bis 1945, Köln 1972; vgl. Sywottek, Deutsche Volksdemokratie (Anm. 97).

109 Lefranc, Histoire du front populaire (Anm. 78), S. 73, Zitat dort in Anm. 2 [Übersetzung: „ungeheuerlicher Verrat, schlimmer als der von 1914"], und S. 469–470 (Text der Moskauer Erklärung vom 15. Mai 1935); vgl. u. a. Philippe Burin, Diplomatie soviétique, Internationale communiste et PCF au tournant du Front populaire (1934–1935), in: *Relations internationales*, Jg. 45 (1986), S. 19–34.

110 Vgl. z. B. Kirill Kirillovic Širinja, Strategija i taktika Kominterna v bor'be protiv fasizma i vojny (1934–1939 gg.), Moskau 1979; Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Anm. 4), brachte es fertig, Stalin aus der ganzen Politik der Komintern herauszuhalten; siehe demgegenüber, als Beispiel auch für andere Sektionen, Friedrich Firsov, Stalins Eingreifen in die Politik der KPD, in: Sozialismus und Kommunismus im Wandel. Hermann Weber zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Klaus Schönhoven und Dietrich Staritz, Köln 1993, S. 174–187.

111 Carr, The Twilight of Comintern (Anm. 79), S. VIII f. und S. 147–155.

112 Beschluß des Präsidiums des EKKI zur Frage der Kriegsgefahr (1. April 1936), Erstveröffentlichung in deutscher Sprache in: *Einheit*, Jg. 24 (1969), S. 517–526, Zitat S. 524; Silvio Pons, The Comintern and the Issue of War in the 1930s. The Debate in March–April 1936, in: Centre and Periphery (Anm. 6), S. 114–121; siehe die Akten in: Auswärtiges Amt, Politisches Archiv: Rußland B, Handel 13, Bd. 1; im Dezember 1936 wurde noch ein Zusatzabkommen geschlossen, vgl. Lew Besymenski, Geheimmission in

West und Ost zugenommene Kriegsgefahr veranlaßte das EKKI, die Devise der Umwandlung eines imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg gegen die Bourgeoisie des eigenen Landes, die auf dem VII. Weltkongreß abermals festgeschrieben worden war, durch die Richtlinie zu ersetzen, im Kriegsfalle Regierungen der Volksfront zu bilden – was dann, wie oben gesagt, in Spanien auch geschah.[113] Vordergründig zumindest begab sich das EKKI auf Positionen in der SAI, als es infolge der Besetzung des entmilitarisierten Rheinlands durch die Wehrmacht seine Bemühungen um die Bewahrung des Friedens ganz in den Rahmen des Völkerbundssystems der kollektiven Sicherheit stellte. Das organisatorische Vehikel dazu war das im Herbst 1935 anläßlich der Abessinien-Krise unter eigener Regie entstandene überparteiliche „Rassemblement Universel pour la Paix" (RUP); in ihm engagierten sich auch prominente Sozialdemokraten, selbst Gegner einer Einheitsfront mit der Komintern oder ihren Sektionen.[114]

Der VII. Weltkongreß hatte die Faschismusdefinition des XIII. EKKI-Plenums vom Dezember 1933 – „Der Faschismus ist die offene terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals"[115] – fast wörtlich übernommen. Diese Formel erwies sich als außerordentlich flexibel dort, wo (wie z. B. nach Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs) mit weit über die Mitte des politischen Spektrums reichenden Bündnisangeboten versucht wurde, die „Volksfront" zu erweitern: die PCF propagierte Anfang August 1936 die „Front des Français", den nationalen Konsens gegen die „200 Familien" der Kriegstreiber und Kriegsgewinnler; die PCI plädierte kurz darauf für die „Wiederversöhnung des italienischen Volkes für die Rettung Italiens"; für Spanien wurde dann die Losung der „Volksdemokratie" aufgestellt.[116] Der Inhalt dieser Losung schloß nur verbal an die

[Fortsetzung von Anm. 112]
Stalins Auftrag? David Kandelaki und die sowjetisch-deutschen Beziehungen Mitte der dreißiger Jahre, in: *VfZG*, Jg. 40 (1992), S. 340–357.

113 Zu den Umständen vgl. u. a. Pierre Broué, Staline et la Révolution. Le cas espagnol (1936–1939), Paris 1993, S. 101–102.

114 Ursula Langkau-Alex, Das Rassemblement Universel pour la Paix, die Sektion der deutschen Exulanten und der Weltfriedenskongreß in Brüssel 1936, in: Die Waffen nieder! Schriftsteller in den Friedensbewegungen des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Sigrid Bock u. a., Berlin 1989, S. 201–210 und S. 330–332, dort Anm. 440–469; Sabine Jansen und Louis Dolivet, Kominternien, in: *Communisme*, 1995, Nr. 40/41, S. 117–129.

115 Zitiert nach Siegfried Vietzke, Die KPD auf dem Weg zur Brüsseler Konferenz, Berlin 1966, S. 44; zur Einschätzung dieser und ähnlicher Definitionen vgl. Langkau-Alex, Deutsche Volksfront (Anm. 66), Bd. 1, S. 209 ff.; für die Definition des VII. Weltkongresses siehe oben (bei Anm. 70).

116 Zur PCF siehe *L'Humanité*, 1936, 8. August: Au Service de la Liberté et de la Paix, vollständiger Text in: Maurice Thorez, Oeuvres, Bd. 12, Paris 1954, S. 135 ff.; für die PCI vgl. Nicoletti (d. i. Giuseppe di Vittorio), Zur Lage in Italien. Wiederversöhnung des italienischen Volkes für die Rettung Italiens. Ein bedeutsamer Aufruf der KP Italiens, in: *Rundschau*, Jg. 5 (1936), Nr. 37, 20. August, S. 1497–1499; Palmiro Togliatti, Opere, Bd. IV.1. Hrsg. von Franco Andreucci und Paolo Spriano, Rom 1979, S. 41 ff. und S. 58 ff.; siehe auch die Einleitung dort von Paolo Spriano, bes. S. XXXVIII ff., und vgl. Claudio Natoli, L'Analyse du fascisme et la lutte contre la guerre chez G. Dimitrov, in: *Cahiers d'histoire de l'Institut de recherches marxistes*, 1987, Nr. 27, S. 38–56, bes. Anm. 20; Aldo Agosti, Un front populaire avec les fascistes? Les communistes et l'anomalie italienne, in: Antifascisme et Nation. Les Gauches européennes au temps du Front populaire. Hrsg. von Serge Wolikow und Annie Bleton-Ruget, Dijon 1998, S. 101–112, hier S. 101 ff.; zu Spanien vgl. z. B. Georgi Dimitroff über die Einheits- und Volksfrontpolitik (1935–1937). Hrsg. von Erwin Lewin, in: *BzG*, Jg. 14 (1972), S. 447–463, hier S. 459 f.

Definition einer „Volksfrontregierung" als „Arbeiter- und Bauern-Regierung" an, die der VII. Weltkongreß gegeben hatte.

Derart amorpher Antifaschismus wirkte zwar vordergründig integrierend, schloß aber sozialdemokratische Positionen zunehmend aus. In seiner Konsequenz, wenn auch im EKKI scharf umstritten, lag ein deutscher „Aufruf zur Versöhnung der antifaschistischen und der nationalsozialistischen Massen", den Walter Ulbricht nach dem Nürnberger Parteitag der NSDAP verfaßte und im Oktober 1936 als Dokument des ZK der KPD veröffentlichte und persönlich kommentierte: Es gehe darum, „die Politik der Volksfront so anzuwenden, daß die große Initiative der Volksmassen für ihre gerechten Forderungen entfaltet wird", es gehe um die „Durchführung der alten sozialen Forderungen der NSDAP".[117] Dimitroff, Togliatti und Pieck wandten sich zunächst scharf dagegen. Aber dieser für die Sozialdemokraten ebenso unverständliche wie unerträgliche Kurs, der über die „Taktik des Trojanischen Pferdes" (legale Arbeit in den faschistischen Massenorganisationen) weit hinausging, wurde ab Frühjahr 1937, wenn auch weniger lautstark, vom EKKI unter dem Banner des Kampfes für die „Volksfront" weiter verfolgt.[118]

Da wird verständlich, daß westliche Historiker den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 als letzte Konsequenz der Volksfrontpolitik gesehen haben.[119] Uns scheint eine konkurrierende Deutung zumindest möglich: Auf dem VII. Weltkongreß wurde eine mit hohen und kurzfristigen Erwartungen verbundene Wende im Verhältnis zur internationalen Sozialdemokratie, die sich seit 1934 vorbereitet hatte, verbindlich festgeschrieben. Dabei lag es ganz in der Tradition der Komintern, diese Wende in den Kongreßresolutionen als konsequente Fortsetzung bisheriger Politik darzustellen.[120] Als diese Erwartungen enttäuscht wurden – wobei die Initiative der sozialistisch geführten französischen Volksfrontregierung zur Nichtinterventionspolitik und der Verlauf des Spanischen Bürgerkriegs eine erhebliche Rolle spielten –, ließ sich eine Wende zurück mit eben diesen Kontinuitätsformeln frühestens ab Herbst 1937 (Scheitern einer Fusion von RGI und IGB) und spätestens ab Frühjahr 1938 (u. a. „Anschluß" Österreichs) rechtfertigen.[121] Zur wahllosen Suche nach anderen Bündnispartnern kam die schrittweise Abkehr von der Sozialdemokratie. Nach dem unerwarteten Pakt zwischen Hitler und Stalin vom 24. August 1939 blieb die Komintern nur einen Moment sprachlos: Schon im September wurde die SAI als Wegbereiter des „neuen imperialistischen Krieg[es]" denunziert.[122]

117 Siehe *Deutsche Volks-Zeitung*, 1936, Nr. 31, 18. Oktober. Für Deutschland, für unser Volk. Ein bedeutsamer Aufruf des ZK der KPD, und: Walter [Ulbricht]: Für die Versöhnung des deutschen Volkes; der Aufruf wird als Dokument 21 abgedr. in: Langkau-Alex, Deutsche Volksfront (Anm. 66), Bd. 3.

118 Vgl. ausführlich Langkau-Alex, Deutsche Volksfront (Anm. 66), Bd. 2, Kapitel VI.

119 Zum Beispiel Borkenau, Der europäische Kommunismus (Anm. 108); Horst Duhnke, KPD (Anm. 108); Sywottek, Deutsche Volksdemokratie (Anm. 97); Wolfgang Pfeiler, Das Deutschlandbild und die Deutschlandpolitik Josef Stalins, in: *Deutschland-Archiv*, Jg. 12 (1979), S. 1258–1282; Bianca Pietrow, Stalinismus, Sicherheit, Offensive. Das „Dritte Reich" in der Konzeption der sowjetischen Außenpolitik 1933–1941, Melsungen 1983.

120 Vgl. Širinja, Strategija i taktika Kominterna (Anm. 110).

121 Vgl. Firsow und Schirinja, Komintern (Anm. 5), bes. S. 16.

122 Wie die Vertreter des Sozialdemokratismus mithalfen, den neuen imperialistischen Krieg vorzubereiten, in: *Rundschau*, Jg. 8 (1939), Nr. 50, 28. September, S. 1419–1420; vgl. schon vorher Nr. 48, 14. September, S. 1371–1374: Die Antisowjethetze – ein Verbrechen an der internationalen Arbeiterklasse.

Anton Erkelenz

Ein Sozialliberaler in der SPD am Ende der Weimarer Republik

Von Axel Kellmann

„Warum ich zur Sozialdemokratie übergetreten bin? Weil ich glaube, dass meine politischen Ideale gegenüber dem Ansturm von unvernünftigen und unklaren Menschen, wie sie bei den Nationalsozialisten sind, am stärksten und am erfolgreichsten von der Sozialdemokratie vertreten werden können. Ich bin Republikaner, Demokrat, Sozialpolitiker, Gewerkschafter, habe mein Leben lang für die Aufwärtsentwicklung der Arbeitnehmer gekämpft und will das, was wir alle dazu beigetragen haben, nicht zerschlagen sehen von Leuten, die in einem Wahn befangen sind."[1]

Mit diesen Worten, die zugleich sein politisches Glaubensbekenntnis beinhalteten, rechtfertigte Anton Erkelenz am 27. Juni 1932 seinen Parteiwechsel, der zu diesem Zeitpunkt fast zwei Jahre zurücklag.

Was könnte einen Politiker wie Erkelenz für uns heute interessant machen? Historiker, die sich mit der Geschichte der Weimarer Republik befassen, kennen ihn als Vorsitzenden des Vorstandes der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP). Mit dem Übertritt zur SPD war seine parteipolitische Karriere beendet. Doch er blieb ein Mann, der um Rat gefragt wurde, der als Journalist in republikanisch orientierten Blättern veröffentlichte und der sich auch in der SPD als streitbarer Geist erwies. Erkelenz besaß in dieser traditionsbewußten Partei, in der man zuerst die Ochsentour absolvieren muß, keine Hausmacht. Doch sein Name und seine Feder eröffneten ihm Einflußmöglichkeiten, und er war entschlossen, sie zu nutzen. Die Tatsache, daß er aus dem liberalen Lager kommend zur SPD stieß, sollte nicht dazu verleiten, ihn automatisch dem rechten Parteiflügel zuzurechnen.[2] Als Anhänger eines sozial gezähmten Kapitalismus wandte er sich ab 1931 gegen die Deflationspolitik der Regierung Brüning und forderte eine aktivere Rolle des Staates bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, während der Marxist Rudolf Hilferding im Gegensatz dazu davon abriet, weil er inflationäre Entwicklungen fürchtete. Erkelenz gehörte neben Käthe Kollwitz und Heinrich Mann zu jenen Republikanern, die 1932 angesichts der drohenden nationalsozialistischen Machtübernahme für eine Zusammenarbeit von Kommunisten und Sozialdemokraten im Wahlkampf plädierten. Als Gewerkschafter setzte sich Erkelenz für eine Verschmelzung der liberalen und sozialdemokratischen Arbeitnehmervertretungen ein. Ein Quälgeist also, ein Querkopf, der sich nirgendwo einordnen konnte, oder jemand, der Themen ansprach, die heute noch aktuell sind, wie etwa die Frage, ob ein Abbau sozialstaatlicher Einrichtungen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beiträgt?

1 Anton Erkelenz an Max Fischer, in: Bundesarchiv Koblenz, Nachlaß Anton Erkelenz, N 1072/138, Bl. 94.

2 So beispielsweise die Einschätzung bei Reinhard Giersch, Herbert Gottwald und Gerhard Müller, Verband der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) (VDG) 1869–1933, in: Lexikon zur Parteiengeschichte, Bd. 4, Köln 1986, S. 211–247, hier S. 239. Erkelenz wird sogar dem Parteivorstand der SPD zugerechnet, er hatte jedoch kein Vorstandsamt inne.

Ich möchte in diesem Aufsatz einen Politiker vorstellen, dessen Aktivitäten zwischen 1930 und 1933 geprägt waren von der Sorge um den Bestand der Demokratie in Deutschland, dessen Briefwechsel mit Rudolf Hilferding, Friedrich Stampfer oder Robert Bosch Einblicke vermittelt in die Gedankenwelt eines Mannes, der zwar keine Patentrezepte besaß, aber Anstöße gab, die vielleicht mehr Beachtung verdient hätten.

Im ersten Teil werde ich das sozialliberale Politikverständnis von Anton Erkelenz erläutern, im zweiten geht es um den Parteiübertritt, im dritten steht der Kampf gegen die Deflationspolitik von Heinrich Brüning im Mittelpunkt, und im letzten Teil meines Beitrages geht es um die Frage, ob Erkelenz eine realistische Alternative zur offiziellen Taktik der Parteiführung in der Schlußphase der Republik besaß.

Lebensweg

Zum besseren Verständnis sei vorab der Lebensweg von Anton Erkelenz skizziert.

Anton Erkelenz wurde am 10. Oktober 1878 in Neuss geboren. Er wuchs in einer Handwerkerfamilie in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf. Nach der Ausbildung zum Schlosser und Dreher wurde er 1897 Mitglied im liberalen Gewerkverein Deutscher Metallarbeiter. 1902 trat er in Düsseldorf eine Stelle als hauptamtlicher Funktionär in einem Arbeitersekretariat an und betreute als Redakteur den „Gewerkvereinsboten". In diesen Positionen geriet Erkelenz in eine verbandsinterne Auseinandersetzung, die für seinen weiteren Lebensweg von großer Bedeutung sein sollte.[3] Eine Gruppe junger Gewerkschafter, die sogenannte Düsseldorfer Opposition, lehnte sich gegen die Berliner Führung auf und verlangte durchgreifende Reformen im Verband. Das Erscheinungsbild der Gewerkvereine sollte aufpoliert werden: weg vom Image einer Selbsthilfeorganisation, die wie ein betulicher Kassenunterstützungsverein auftrat, hin zu einer modernen Interessenvertretung der Arbeiterschaft, die den Marxismus ablehnte, Reformen innerhalb des kapitalistischen Systems anstrebte und Konflikten mit den Arbeitgebern nicht aus dem Wege ging. Anton Erkelenz gehörte zu den Anführern der Oppositionsgruppe und wurde wegen seiner Angriffe auf die Führungsspitze 1903 aus dem Gewerkverein der Metallarbeiter ausgeschlossen.[4]

Doch die Reformer gewannen an Boden, und 1905 erhielt Erkelenz sein Mitgliedsbuch zurück. Von 1906 bis 1907 besuchte er als Gasthörer die Handelshochschule in Frankfurt. Nach Beendigung seiner Studien wechselte er als Verbandsfunktionär in die Berliner Zentrale der Gewerkvereine, die er jedoch 1912 verließ, um sich als Journalist dem Aufbau der liberalen Arbeiterbewegung zu widmen.[5] Während seiner Düsseldorfer Zeit hatte Erkelenz die Überzeugung gewonnen, daß die Situation der Arbeiterschaft

3 Vgl. Rennie William Brantz, The Question of Reform. The "Düsseldorf Opposition" and Anton Erkelenz in the Hirsch-Duncker Trade Unions, 1900–1914, in: *IWK*, Jg. 14 (1978), S. 295–311.

4 Vgl. Hans-Georg Fleck, Sozialliberalismus und Gewerkschaftsbewegung. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine 1868–1914, Köln 1914, S. 189–195.

5 Vgl. Axel Kellmann, Anton Erkelenz und die liberale Arbeiterbewegung im späten Kaiserreich, in: *Jahrbuch zur Liberalismusforschung*, Jg. 13 (2001), S. 151–177.

mit gewerkschaftlichen Mitteln allein nicht verbessert werden könnte.[6] Die Gewerkvereine benötigten in seinen Augen politische Ansprechpartner. Einen solchen Bundesgenossen sah Anton Erkelenz in einem sozialen und demokratischen Liberalismus. 1904 trat er der Freisinnigen Vereinigung bei, die 1910 zusammen mit anderen kleinen linksliberalen Gruppierungen in der Fortschrittlichen Volkspartei aufging.[7] Er gehörte zum Vorstand des „Nationalvereins für das liberale Deutschland". Für die Fortschrittliche Volkspartei kandidierte er 1912 vergeblich bei den Reichstagswahlen. Außerdem war der liberale Gewerkschafter führend an der Gründung des „Reichsvereins liberaler Arbeiter und Angestellter" beteiligt, einer Organisation, die innerhalb der Fortschrittlichen Volkspartei die Anliegen der freisinnigen Arbeitnehmer vertreten sollte.

Von 1914 bis 1917 mußte Erkelenz Kriegsdienst leisten. Nach seiner Entlassung aus dem Militär – er wurde für die Führung des elterlichen Betriebes unabkömmlich gestellt – engagierte sich Erkelenz wieder für die Gewerkvereinsbewegung. In der Weimarer Republik leitete er die Redaktion des „Regulator", der Verbandszeitschrift der liberalen Metallarbeitergewerkschaft, und wirkte beim Aufbau des Freiheitlich-Nationalen Gewerkschaftsrings mit. Das Schwergewicht seiner Aktivitäten lag jedoch nach dem Krieg auf parteipolitischer Arbeit. Im November 1918 gründete Erkelenz zusammen mit anderen Linksliberalen in Düsseldorf die örtliche Parteiorganisation der Deutschen Demokratischen Partei (DDP). Den Wahlkreis Düsseldorf Ost vertrat er zuerst in der Weimarer Nationalversammlung und anschließend bis 1930 im Reichstag. Erkelenz profilierte sich bald als Sprecher des linken Parteiflügels und erreichte 1921 den Höhepunkt seiner Karriere: Die Delegierten des Bremer Parteitages wählten ihn zum Vorsitzenden des Parteivorstandes. Bis zum Ende der zwanziger Jahre gehörte er zu den führenden Politikern der DDP.[8]

Erkelenz betätigte sich daneben auch als Journalist und politischer Schriftsteller. Zusammen mit Gertrud Bäumer gab er seit 1923 als Nachfolger von Friedrich Naumann die renommierte Wochenschrift „Die Hilfe" heraus. Hinzu kamen weitere Ämter wie beispielsweise das des Schriftwarts in der von ihm mitbegründeten Gesellschaft „Carl Schurz", einer Vereinigung, die sich der Vertiefung der deutsch-amerikanischen Beziehungen widmete, oder sein intensives Engagement für den 1924 gegründeten Reichsbanner.

6 Vgl. Anton Erkelenz, Die Gewerkvereine und die Politik. Erweiterter Vortrag. Erstattet auf dem Delegiertentag des Rheinisch-Westfälischen Ausbreitungsverbandes der deutschen Gewerkvereine in M. Gladbach am 23. und 24. April 1905, Düsseldorf 1905.

7 Zur Geschichte der Fortschrittlichen Volkspartei siehe: Ludwig Elm, Fortschrittliche Volkspartei (FoVp), in: Lexikon zur Parteiengeschichte, Bd. 2, Köln 1984, S. 599–609.

8 Zur Rolle von Anton Erkelenz in der Weimarer Republik siehe: Rennie William Brantz, Anton Erkelenz, the Hirsch-Duncker Trade Unions and the German Democratic Party, Diss. phil., Ohio State University 1973.

Ein Liberalismus für Arbeiter

Liberalismus und Sozialpolitik sind zwei Begriffe, die heute fast nur noch als Gegensatzpaare verstanden werden. Das Schlagwort „neoliberal" steht geradezu für den Abbau sozialstaatlicher Einrichtungen, von den einen als Deregulierung und Freisetzung bislang gefesselter wirtschaftlicher Energien begrüßt, von den anderen als Rückkehr eines menschenverachtenden Manchesterkapitalismus gefürchtet. Der Vorrang des marktwirtschaftlichen Denkens, der seit dem Ende der siebziger Jahre den organisierten Liberalismus in Deutschland prägt, macht vergessen, daß es auch in der liberalen Ideenfamilie einen sozialen Liberalismus gibt, der auf eigenständige Traditionen zurückblicken kann. In der Umgangssprache weckt der Begriff Sozialliberalismus Erinnerungen an die erste sozialliberale Koalition 1969, man denkt an die neue Ostpolitik und den Versuch, die Verkrustungen der Nachkriegsgesellschaft durch innere Reformen aufzubrechen. Doch Sozialliberalismus war und ist mehr als nur eine Koalitionsstrategie.[9]

Um die Jahrhundertwende dachten Liberale wie Friedrich Naumann, Wilhelm Ohr oder Theodor Barth darüber nach, wie der Liberalismus wieder Anhänger unter den Arbeitern gewinnen könne.[10] Sie kamen aus dem Bildungsbürgertum und fürchteten, daß es in Zukunft für Liberale zwischen einem sozialistischen und einem konservativen Block keine Zukunft mehr geben könnte. Parteipolitisch war der Linksliberalismus zersplittert, und die Ideen, die er vertrat, schienen veraltet: Bürgerrechte und Freihandel waren keine Themen, mit denen ein Politiker um die Jahrhundertwende auf sich aufmerksam machen konnte. Wollte der Liberalismus wenigstens einen Teil der Massen zurückgewinnen, mußte er sich der sozialen Frage stellen.[11]

Anton Erkelenz war der einzige der liberalen Reformer, der aus der Arbeiterschaft stammte. Naumann und Barth kannte er persönlich, mit Wilhelm Ohr arbeitete er im Nationalverein für das liberale Deutschland eng zusammen. In den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende festigte sich sein sozialliberales Politikverständnis, und noch in seinen unveröffentlichen Memoiren, die er unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges niederschrieb, bezeichnete sich Anton Erkelenz als „wahrhaft liberaldemokratischen Menschen".[12] Freiheit spielte schon für den jungen Gewerkschafter eine wichtige Rolle. Doch es war ein Freiheitsbegriff, der gerade auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialpolitik sich vom traditionellen Freisinn unterschied. Sozialliberale wie Naumann

9 Vgl. zu den geistigen Wurzeln eines sozialen Liberalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hans-Georg Fleck, Sozialer Liberalismus und Gewerkschaftsbewegung in Preußen, in: *Jahrbuch zur Liberalismusforschung*, Jg. 14 (2002), S. 259–280, hier S. 260–268.

10 Friedrich Naumann ist der liberale Sozialpolitiker, über den am meisten geschrieben und geforscht worden ist. Vgl. Peter Theiner, Friedrich Naumann und der soziale Liberalismus im Kaiserreich, in: Sozialer Liberalismus. Hrsg. von Karl Holl, Günter Trautmann und Hans Vorländer, Göttingen 1986, S. 72–83. Noch heute lesbar ist die Biographie von Theodor Heuss, Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit, 2., neubearbeitete Aufl., Stuttgart und Tübingen 1949. Einen Überblick über die Literatur bietet: Hans Cymorek, Und das soll Naumann sein? Wege zu einer Biographie Friedrich Naumanns, in: *Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung*, Jg. 14 (2002), S. 245–258.

11 Vgl. Wilhelm Ohr, Der neue Weg. Ein Bericht über die Tätigkeit des Nationalvereins für das liberale Deutschland, München 1910, S. 29.

12 N 1072/103, Bl. 136. Die Mappe 103 im Nachlaß Erkelenz enthält ein ungedrucktes autobiographisches Manuskript, das sich allerdings kaum mit der Weimarer Republik befaßt.

oder Erkelenz versuchten, das Verhältnis von Freiheit und Gleichheit im Liberalismus neu auszutarieren.[13] Die Freiheitschancen des einzelnen standen auch für sie im Mittelpunkt.[14] Sie verstanden darunter jedoch mehr als nur die Freiheit des Unternehmers oder des Eigentümers. Ging Naumann davon aus, daß der Fabrikant in einer Volkswirtschaft, die zunehmend von Monopolen, Firmenzusammenschlüssen und Kartellen geprägt war, ohnehin nur noch wenig Gestaltungsspielraum besaß, so brachten Erkelenz seine Erfahrungen als Gewerkschafter zu einer Revision des altliberalen Freiheitsbegriffes. In seiner 1910 erschienenen programmatischen Schrift „Die freiheitlich-nationale Arbeiterbewegung" schrieb der liberale Sozialpolitiker: „Für uns gilt es, möglichst vielen ein großes Maß von Freiheit zu verschaffen. Dazu ist eine Beschränkung der Freiheit nötig, d.h. für alle jene Überstarken. Nur diese Einschränkung der Freiheit der Mächtigen garantiert den Schwächeren ein größeres Maß von Freiheit."[15] Solche Schlußfolgerungen brachen mit der Illusion einer staatsfreien Wirtschaft, in der Wettbewerb und ungezügeltes Verfolgen eigener Interessen automatisch zu Wohlstand und Chancengerechtigkeit führten. Im Gegenteil: Liberale wie Naumann, Barth oder Erkelenz forderten geradezu staatliche Eingriffe, wenn dadurch die Freiheitschancen breiter Bevölkerungsschichten gesichert werden konnten.[16] Aus dieser Haltung heraus bestimmten sie ihr Verhältnis zur staatlichen Sozialpolitik neu. Noch in den achtziger Jahren hatten führende Linksliberale im Reichstag die Bismarckschen Sozialversicherungsgesetze bekämpft. Die traditionelle liberale Sozialpolitik folgte dem Leitbild der individuellen Selbsthilfe und des genossenschaftlichen Zusammenschlusses. Darauf wollten die sozialliberalen Erneuerer freisinnigen Denkens keineswegs verzichten. Doch überall da, wo das wirtschaftliche und finanzielle Übergewicht einzelner die Freiheitschancen anderer beeinträchtigte und das Problem durch gesellschaftliche Übereinkünfte nicht gelöst werden konnte, sollte staatliche Sozialpolitik eingreifen. „Die Staatshilfe", forderte Anton Erkelenz, „muß die Selbsthilfe der Arbeiter ergänzen."[17] Der Gewerkschafter dachte dabei vor allem an den Schutz alter und invalider Arbeiter, an die Kodifizierung eines Arbeitsrechtes, das eine Grenze gegen Unternehmerwillkür ziehen sollte, und an gesetzliche Garantien für berufstätige Frauen, Heim- und Landarbeiter. Eine staatliche Lohnfestsetzung lehnte er ab.[18] Anton Erkelenz wollte wie andere Sozialliberale kein Füllhorn staatlicher Leistungen über die Arbeiter ausleeren, sondern auf liberalem und demokratischem Wege nach Möglichkeiten suchen, um soziale Mißstände zu bekämpfen. Er lehnte kollektivistische Lösungen genauso ab wie eine konservative Rückkehr zu vorindustriellen Zuständen. Öffentlichem Eigentum stand er grundsätzlich nicht ablehnend gegenüber, doch eine Volkswirtschaft, die sich auf das Privateigentum gründete, hielt Erkelenz für effizienter. In Anlehnung an Friedrich Naumann vertrat der Gewerkschafter die Ansicht, daß das zentrale Thema

13 Vgl. Anton Erkelenz, Freiheitlich-Nationale Arbeiterbewegung, München 1910, S. 9.
14 Vgl. Friedrich Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik, 3. Aufl., Berlin 1906, S. 425.
15 Erkelenz, Freiheitlich-Nationale Arbeiterbewegung (Anm. 13), S. 113.
16 Vgl. ebd., S. 113; Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik (Anm. 14), S. 426.
17 Erkelenz, Freiheitlich-Nationale Arbeiterbewegung (Anm. 13), S. 80.
18 Vgl. Anton Erkelenz, Arbeiterkatechismus. Eine Erklärung des Programms der freiheitlich-nationalen Arbeiterschaft, Berlin 1908, S. 138–143.

einer liberalen Sozialpolitik darin bestehe, dem Arbeiter im Wirtschaftsleben seine Menschenwürde zu erhalten. Diese war für Erkelenz im sozialistischen Zukunftsstaat genauso gefährdet wie in einem ungebändigten Kapitalismus oder in einer gutsherrenartigen Betriebsverfassung, die dem Werktätigen zwar bestimmte Sozialeinrichtungen zur Verfügung stellte, ihn jedoch politisch zu entmündigen drohte.

Für Anton Erkelenz gehörten soziale Gerechtigkeit, staatsbürgerliche Gleichheit und der Grundsatz der Volkssouveränität eng zusammen. Die Gleichberechtigung der Arbeiterschaft war für ihn keine Klassenfrage, sondern Teil eines Demokratisierungsprozesses, den das Kaiserreich noch zu durchlaufen hatte, um ein echter Verfassungsstaat zu werden, in dem die Regierung wirklich den Volkswillen repräsentierte. Deshalb lehnte er den von der Sozialdemokratie verfochtenen Klassenkampfgedanken ab.[19] Die gerechte Teilhabe an der politischen Macht und am wirtschaftlichen Fortschritt glaubte Erkelenz im Kaiserreich und in der Weimarer Republik auf friedlichem Wege erreichen zu können.[20] Die Gegensätze zwischen Unternehmern und Arbeitern sollten im demokratischen Wettbewerb ausgefochten werden. Seiner Vorstellung von einem freiheitlichen Staatswesen widersprach es, bestimmte Bevölkerungsgruppen vom politischen Prozeß auszuschließen. Einer Diktatur des Proletariats erteilte er eine deutliche Absage.[21] Erkelenz schwebte ein demokratischer Verfassungsstaat vor, dem auf wirtschaftlichem Gebiet eine kapitalistische Wirtschaftsordnung entsprach, die dem Staat jedoch das Recht zugestand, zum Schutze Schwächerer und zum Wohle aller einzugreifen. Die wirtschaftliche Macht der Unternehmer würde durch Gewerkschaften begrenzt, aber nicht aufgehoben. Der Arbeiter wäre ein in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht gleichberechtigter Staatsbürger, der seine Geschicke solidarisch in die Hände nimmt und für Selbsthilfe sorgt, ehe er sich an den Staat wendet.[22] An diesem sozialliberalen Politikmodell hielt Erkelenz bis an sein Lebensende fest.

Auch die Teilnahme am Weltkrieg und die Revolution 1918 sollten daran nichts ändern. Allenfalls in der Frage der Staatsform nahm Anton Erkelenz einen neuen Standpunkt ein. Hatte er sich noch vor dem Ersten Weltkrieg zu einer parlamentarischen Monarchie bekannt, so entwickelte er sich nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches zu einem überzeugten Republikaner.

In den zwanziger Jahren war Erkelenz bemüht, seine Landsleute von den Vorzügen der Demokratie zu überzeugen. In seinen Augen war es die einzige Staatsform, die für einen gerechten Ausgleich zwischen Individuum und Gesellschaft sorgen konnte und die nationalen Interessen Rechnung trug. Anton Erkelenz wußte, daß nicht wenige Deutsche und auch so mancher Liberaler noch in den Kategorien des monarchistischen Obrigkeitsstaates dachten. Um so wichtiger war für ihn, daß die Deutschen begannen, verantwortungsbewußt mit ihren neuen Freiheiten umzugehen. Die Entwicklung von Frankreich und England zu demokratischen Nationalstaaten empfand er als Vorbild.[23]

19 Vgl. ebd., S. 57.
20 Vgl. Erkelenz, Freiheitlich-Nationale Arbeiterbewegung (Anm. 13), S. 83.
21 Vgl. Anton Erkelenz und Karl Kopp, Die Arbeiterfrage, München 1907, S. 19.
22 Vgl. Erkelenz, Freiheitlich-Nationale Arbeiterbewegung (Anm. 13), S. 88–96.
23 Vgl. Anton Erkelenz, „1922", in: *Der Demokrat. Mitteilungen aus der Deutschen Demokratischen Partei*, 1922, Nr. 1, S. 2–7.

In der Außenpolitik strebte er eine Revision des Versailler Vertrages auf friedlichem Wege an. Neue Wege schlug er dagegen in der Sozialpolitik ein. Die „Entstaatlichung der Sozialpolitik" wurde zu einem Standardthema, das er in Presseartikeln, auf Gewerkschaftstagen und im Reichstag immer wieder behandelte.[24] Hier zeigte sich, daß Erkelenz als Sozialliberaler die Gleichheit nicht über die Freiheit stellte und gegenüber staatlichen Einrichtungen mißtrauisch blieb. Doch der Arbeitersekretär war nicht etwa zum klassischen Wirtschaftsliberalen geworden. Der sozialstaatliche Auftrag der öffentlichen Hand sollte erhalten bleiben, die staatliche Sozialbürokratie jedoch durch eine von den Tarifparteien getragene Selbstverwaltung abgelöst werden. Ging es im Kaiserreich darum, die Staatshilfe für Liberale akzeptabel zu machen, so glaubte Erkelenz Ende der zwanziger Jahre, wieder an die Bedeutung von Selbsthilfe und genossenschaftlichem Handeln erinnern zu müssen.[25]

Was also bewog einen solchen Mann dazu, sich der Sozialdemokratie anzuschließen?

Genosse Erkelenz

Die Positionen, die Anton Erkelenz vertrat, waren vor dem Ersten Weltkrieg im organisierten Liberalismus nicht mehrheitsfähig. Bei der Gründung der DDP standen die Chancen für eine liberale Partei, die Arbeiter und Bürger vereinen sollte, zunächst günstiger. Friedrich Naumann wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt, doch sein früher Tod 1919 verhinderte, daß er die Linksliberalen in seinem Sinne beeinflussen konnte. Programmatisch hielt die DDP bis zu ihrem Ende im Juli 1930 an einem gemäßigten Sozialliberalismus fest: in der Praxis setzten sich immer stärker Industrie- und Mittelstandsinteressen durch.[26] Anton Erkelenz nutzte seinen Einfluß und seine verschiedenen Posten, um diese Entwicklung zu bekämpfen. Doch er konnte nicht verhindern, daß die liberale Fraktion im Reichstag immer kleiner wurde. Mit jeder Wahlniederlage wuchs die Zahl derjenigen, die eine Fusion mit der rechtsliberalen Deutschen Volkspartei anstrebten. Als Anton Erkelenz 1928 seinen 50. Geburtstag feierte und ihn viele Glückwünsche erreichten, hatte er den Höhepunkt seines Einflusses überschritten. Seine Reden auf Parteitagen wurden beklatscht, seine Presseartikel oft zitiert und auch außerhalb seiner Partei begegnete man ihm mit Respekt und Achtung. Doch der

24 Anton Erkelenz, Gegen die Versteinerung der deutschen Sozialpolitik. Eine sozialpolitische Streitschrift. Vortrag auf dem Verbandstag der deutschen Gewerkvereine in Berlin im Jahre 1922, in: ders., Moderne Sozialpolitik, Berlin 1926, S. 95–121.

25 Vgl. Anton Erkelenz, Die Förderung des Gemeinwesens durch die Sozialversicherung, in: *Der Regulator. Wochenschrift des Gewerkvereins Deutscher Metallarbeiter (H.-D.)*, 1928, Nr. 11, S. 81.

26 Zur Literatur über die DDP siehe: Werner Schneider, Die Deutsche Demokratische Partei in der Weimarer Republik 1924–1930, München 1978. Schneider vertritt die These, daß schon 1919 kein liberaler Neuanfang erfolgt sei, S. 57–59. Vgl. ebenfalls Hartmut Schustereit, Liberalismus und Sozialdemokratie in der Weimarer Republik. Eine vergleichende Betrachtung der Politik von DDP und SPD 1919 bis 1930, Düsseldorf 1975, S. 188. Aus Sicht eines DDR-Historikers: Werner Fritsch, Deutsche Demokratische Partei (DDP), in: Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789–1945), Bd. 1, Köln 1983, S. 574–621.

Liberalismus, für den Anton Erkelenz stand, fand immer weniger Anhänger innerhalb der DDP.[27] Dabei kam seinen Gegnern zugute, daß der Vorsitzende des Parteivorstandes seit 1927 durch Krankheit daran gehindert war, sich so an der politischen Auseinandersetzung zu beteiligen, wie er das in den Jahren zuvor getan hatte. Er klagte über Erschöpfungszustände und Schlafstörungen und mußte ab 1928 seine vielfältigen Aktivitäten stark einschränken, da er nur noch selten das Haus verlassen konnte.[28] Der Vorsitzende der DDP, Erich Koch-Weser, nutzte diesen Umstand, um Erkelenz zu entmachten.[29] Der Parteitag der Demokraten beschloß 1929 eine Organisationsreform, die das Amt des Vorsitzenden des Parteivorstandes abschaffte und die Position des Parteivorsitzenden stärkte. Anton Erkelenz wurde stellvertretender Parteivorsitzender und verlor damit auch offiziell an Einfluß.[30]

Erkelenz war von Beginn seiner Karriere daran gewöhnt, um Mehrheiten zu kämpfen. In der Auseinandersetzung mit innerparteilichen Gegnern ließ er es an der nötigen Härte nicht fehlen. Er stellte hohe Ansprüche an sich und andere, was ihm in der Partei den Beinamen „General" eintrug.[31] Doch 1929/1930 war Erkelenz ein General ohne Truppen. Sein Plädoyer für eine Neuorientierung in der Sozialpolitik hatte bei liberalen Gewerkschaftern Kritik ausgelöst.[32] Für den rechten Parteiflügel war er ohnehin ein rotes Tuch. Als Erich Koch-Weser 1929 die Annäherung an den Jungdeutschen Orden vorantrieb, konnte Anton Erkelenz den Geschehnissen nur ohnmächtig zusehen.[33] Noch zwei Jahre später hatte Erkelenz seine Verbitterung über den Kurs des Parteivorsitzenden und das Verhalten seiner Gewerkschaftskollegen nicht verwunden. „Mein Ausscheiden aus der Parteiführung musste unvermeidlich eine völlige Rechtsdrehung der Partei und irgendwo das Ende der Partei im alten Sinne bringen", schrieb der liberale Politiker am 11. Januar 1932 an Gustav Hartmann, einen Weggefährten aus früheren Zeiten. „Auch für diese Lage fand ich damals wenig Verständnis. Einige Ringführer hatten sich schon Herrn Koch zur Verfügung gestellt. Meine Hilferufe an den Arbeitnehmerausschuss zu Händen des Herrn Räucker verhallten. Der Arbeitnehmerausschuss hat diese Briefe nie gesehen. Dagegen gelangten die Schreiben in die Hände des Herrn Koch."[34]

Mag in diesen Zeilen auch ein gewisses Maß an Selbstüberschätzung zum Vorschein kommen, in der Sache hatte Erkelenz nicht unrecht. Mochten der Jungdeutsche Orden (Jungdo) und die 1929 aus ihm hervorgegangene Volksnationale Reichsvereinigung sich zu einem Volksstaat und zur deutsch-französischen Aussöhnung bekennen, seine bündische Struktur und seine politische Philosophie, die als ein vergorener Aufguß politischer Romantik daher kam, paßten schlecht zu einer Partei, die für sich die besten

27 Vgl. Anton Erkelenz an Ettinghausen am 11. September 1930, in: N 1072/133, Bl. 60 f.
28 Vgl. Anton Erkelenz an Adolf Damaschke am 7. Januar 1931, in: N 1072/60, Bl. 24.
29 Vgl Erich Papke, Der liberale Politiker Erich Koch-Weser in der Weimarer Republik, Baden-Baden 1989, S. 169.
30 Vgl. Anton Erkelenz an Hoffmann am 22. April 1930, in: N 1072/57, Bl. 244.
31 Vgl. *Der Demokrat*, 1925, Nr. 7, S. 205.
32 Vgl. Anton Erkelenz an Schneider am 20. November 1928, in: N 1072/50, Bl. 193.
33 Vgl. Anton Erkelenz an Otto Becker am 5. Mai 1930, in: N 1072/126, Bl. 25.
34 Anton Erkelenz an Gustav Hartmann am 11. Januar 1932, in: N 1072/138, Bl. 48.

Traditionen des deutschen Liberalismus reklamierte.[35] Vordergründig schien es Gemeinsamkeiten zu geben: beide Seiten waren sich darin einig, daß die Weimarer Demokratie erneuert werden müsse und beklagten die Vorherrschaft von Partikularinteressen gegenüber dem Allgemeinwohl. Ein antikapitalistischer Grundzug im Gedankengut des Jungdo und der Volksnationalen Reichsvereinigung bot selbst für liberale Gewerkschafter wie Gustav Schneider oder Ernst Lemmer Anknüpfungspunkte.[36] Was der Orden genau wollte, war selbst Politikern nicht klar, die die Annäherung an die Jungdeutschen forcierten. Er halte das Gedankengut des Jungdo für „völlig verschwommen", notierte Erich Koch-Weser am 5. Juli 1929 in seinem Tagebuch.[37] Der Vorsitzende der DDP gab seiner Partei am Ende der zwanziger Jahre keine Chance mehr. Am Orden und der Volksnationalen Reichsvereinigung faszinierte ihn, daß diese Organisationen auf viele junge Menschen eine große Anziehungskraft ausübten. Mangelnde Zuversicht in die eigene Überlebensfähigkeit, der Glaube, die relativ unerfahrene Basis der Jungdeutschen für eigene Zwecke nutzen zu können, und das Gefühl, der Liberalismus müsse sich mit Hilfe einer vitalen politischen Kraft erneuern, führten am 27. Juli 1930 dazu, daß führende Politiker der DDP mit leitenden Funktionären der Volksnationalen Reichsvereinigung, einzelnen Mitgliedern der Deutschen Volkspartei und christlichen Gewerkschaftern die Deutsche Staatspartei gründeten.[38] Anton Erkelenz verließ am 29. Juli die Demokraten und schloß sich der SPD an. Unter der Überschrift „An der Seite der Arbeitenden!" meldete der „Vorwärts" in seiner Ausgabe vom 30. Juli 1930 auf der Titelseite den Parteiwechsel und druckte die Austrittserklärung des Liberaldemokraten ab.[39] Erkelenz rechnete in seinem Schreiben an Erich Koch-Weser mit der Entwicklung der DDP in den letzten Jahren ab. In den Augen des liberalen Gewerkschafters hatte sich die DDP immer mehr von ihrem Gründungsprogramm entfernt und sei „Opfer nationalistischer und antisozialistischer Schlagworte geworden".[40] Sie sei zu einer rein bürgerlichen Partei geworden, in der Arbeiterinteressen keinen Platz mehr fänden. Anton Erkelenz sah sich so zu einer Entscheidung gezwungen: „Wenn die Wortführer des deutschen Bürgertums einen Entscheidungskampf suchen gegen den Teil des Volkes, der in Not und Verzweiflung am treuesten zum neuen Staat gestanden hat, dann ist mein Platz an der Seite der Arbeitenden, an der Seite derjenigen, die für die Freiheit der Arbeit, der Arbeit des Geistes und der Hand eintreten."[41]

35 Vgl. Klaus Hornung, Der Jungdeutsche Orden, Düsseldorf 1958, S. 79; vgl. Theodor Heuss, Erinnerungen 1905–1933, Tübingen 1963, S. 395.

36 Vgl. ebd., S. 83. Schneider, Lemmer und Koch-Weser nahmen an einer Veranstaltung der Volksnationalen Reichsvereinigung am 16. Juni 1929 in Dortmund teil; siehe: Werner Fritsch, Volksnationale Reichsvereinigung (VR) 1929–1932, in: Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789–1945), Bd. 4, Köln 1986, S. 431–435, hier S. 431.

37 Tagebuch Erich Koch-Weser, in: Bundesarchiv Koblenz, Nachlaß Koch-Weser, N 1012/39, Bl. 61.

38 Vgl. Erich Matthias und Rudolf Morsey, Die Deutsche Staatspartei, in: Das Ende der Parteien 1933. Darstellungen und Dokumente. Hrsg. von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Düsseldorf 1979, S. 31–97, hier S. 32; Heuss, Erinnerungen (Anm. 33), S. 395: „Wir hatten den Jungdeutschen Orden nie richtig ernst genommen [...]".

39 *Vorwärts*, Nr. 331, 30. Juli 1930.

40 Ebd.

41 Ebd.

Insgesamt hielt sich die Zahl der Austritte „in Grenzen".[42] Politiker, die Erkelenz politisch und zum Teil auch menschlich nahe standen wie Gustav Hartmann, Ernst Lemmer, Wilhelm Cohnstaedt oder Hermann Luppe – alles überzeugte Sozialliberale – folgten der Parteiführung auf dem Weg in die Staatspartei. Sie glaubten, freiheitliches Gedankengut dort bewahren zu können.

Der Parteiwechsel von Anton Erkelenz überraschte seine ehemaligen Parteifreunde und „rief Verwunderung hervor", wie Werner Stephan, der Reichsgeschäftsführer der DDP, später schrieb.[43] Zwar wußte man, daß der ehemalige Vorsitzende des Vorstandes seinen Machtverlust nicht verwunden hatte und an einer „nervliche[n] Beeinträchtigung" litt, doch anscheinend konnte man sich in Führungskreisen nicht vorstellen, daß der streitbare Freisinnige nach fast dreißig Jahren der liberalen Partei den Rücken kehren würde.[44] Aber Anton Erkelenz fand in der Staatspartei nichts vom Gedankengut eines Friedrich Naumann oder Lujo Brentano wieder. Für ihn brach die Neugründung mit jener Tradition, die zu Beginn des Jahrhunderts die Freisinnige Vereinigung begründet hatte.

Der Übertritt von Anton Erkelenz vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Sicher war man unter den Sozialdemokraten über den Neuzugang froh, galt der liberale Gewerkschafter doch als Politiker und Journalist von Rang. Ein Blick in die Zeitungsarchive hätte jedoch sehr kritische Äußerungen über die Sozialdemokratie zu Tage gefördert. In Düsseldorf, wo Anton Erkelenz sich dem dortigen Ortsverein anschloß, waren die Meinungen geteilt, wie ein Brief eines Genossen an den neuen Parteifreund bezeugt: „Dass Sie hier starke Sympathien haben, werden Ihnen ja die vielfachen Ersuchen um die Übernahme von Referaten gezeigt haben", erfuhr Erkelenz am 26. August 1930. „Natürlich gibt es auch Widerstände und das möchte ich besser mündlich mit Ihnen erörtern."[45] Zu Beginn des Jahrhunderts hatte der liberale Gewerkschafter dort als Arbeitersekretär mit den Sozialisten so manchen harten Strauß ausgefochten. Im Kaiserreich kritisierte er die Sozialdemokratie, weil er ihre marxistische Programmatik für verfehlt hielt und ihr vorwarf, sie schade mit ihrem Radikalismus der Arbeiterschaft. Statt ideologischen Prinzipien nachzujagen, solle sie lieber durch eine tatkräftige Reformpolitik die Situation der Arbeiterschaft verbessern.[46] Erkelenz bezweifelte die Notwendigkeit einer sozialistisch geprägten Arbeiterpartei. Daß die SPD in Deutschland so stark war, führte er auf die rückständige Politik der Reichsregierungen zurück, die in der Sozialpolitik auf der Stelle traten und eine Parlamentarisierung und Demokratisieung Deutschlands behinderten, wobei die revolutionäre Rhetorik eines Bebel als

42 Matthias und Morsey (Anm. 38), S. 33.

43 Werner Stephan, Aufstieg und Verfall des Linksliberalismus 1918–1933. Geschichte der Deutschen Demokratischen Partei, Göttingen 1973, S. 453.

44 Ebd., S. 454. Bei diesem Urteil von Stephan handelt es sich nicht um eine Übertreibung. Vgl. dazu die Selbsteinschätzung von Erkelenz, der von einem „nervösen Erschöpfungszustand" sprach. Anton Erkelenz an Schmitt am 10. Oktober 1931, in: N 1072/62, Bl. 24.

45 Gerlach an Anton Erkelenz am 26. August 1930, in: N 1072/133, Bl. 3.

46 Vgl. Anton Erkelenz, Die liberale Arbeitnehmerschaft im Kampfe des öffentlichen Lebens. Sonderabdruck aus „Die Wacht", Magdeburg 1913.

Begründung für den Stillstand diente.[47] Der Marxismus der SPD sei keine angemessene Perspektive, sondern vermittele Arbeitern, die an der Werkbank sich diskriminiert fühlten, lediglich ein Gefühl der Hoffnung. Da, wo die SPD und die ihr nahe stehenden Freien Gewerkschaften konkrete Verbesserungen erreicht hätten, bedienten sie sich aus dem geistigen Fundus des Liberalismus. Zweifelsohne waren erste Schritte in Richtung einer praktischen Sozialpolitik wie Tarifverträge, Ansätze einer betrieblichen Mitbestimmung und eines kollektiven Arbeitsrechts freisinnigen Ursprungs, und Erkelenz gehörte zu denjenigen, die den Liberalen oft ihre Versäumnisse vorhielten.[48] Doch er unterschätzte die Bedeutung des Revisionismus innerhalb der SPD im Kaiserreich. Sein Bild einer von intellektuellen Dogmatikern geprägten Partei entsprach nur zum Teil der Wahrheit.[49] Das Klima zwischen der sozialdemokratischen und der deutlich schwächeren liberalen Arbeiterbewegung war gespannt und verhinderte nicht selten eine Zusammenarbeit, wo sie möglich gewesen wäre.[50] Anton Erkelenz warnte aber nicht nur aus pragmatischen Gründen vor einer Ausgrenzung der SPD. Genauso, wie er eine Diskriminierung von Unternehmern ablehnte, nur weil sie Gewinne machen wollten, war er dagegen, durch eine restriktive Handhabung des Versammlungs- oder des Vereinsrechts die Sozialisten zu behindern. Im Gegenteil: Erkelenz forderte, sie mit Verantwortung zu betrauen, wo dies möglich erschien. In der Praxis würden sich dann die Widersprüche zwischen marxistischer Programmatik und reformistischer Tagespolitik verschärfen und eine erneuerte liberale Partei hätte Chancen, von diesem Konflikt zu profitieren.

In der Weimarer Republik kritisierte Erkelenz, daß die Sozialdemokratie zwischen 1920 und 1928 anscheinend lieber die Rolle der Opposition spiele, als die Last der Regierung zu schultern.[51] Doch er würdigte auch die Verdienste der ältesten deutschen Partei beim Aufbau der jungen Republik. Entschieden kämpfte er innerhalb der DDP darum, die Kontakte zur SPD nicht abreißen zu lassen. Zusammen mit anderen Linksliberalen wehrte er sich dagegen, den Demokraten die feste Rolle eines linken Flügels in einem Bürgerblock zuzuweisen, der bis zur rechtskonservativen Deutsch-Nationalen Volkspartei reichen sollte.

In offiziellen Stellungnahmen und in seiner privaten Korrespondenz betonte Anton Erkelenz nach seinem Parteiwechsel, daß sich an seiner politischen Grundhaltung nichts geändert hätte. „Sachlich brauche ich mich nicht zu ändern; ich bleibe in der Sozialdemokratie derselbe, der ich bisher in der demokratischen Partei war", schrieb er beispielsweise am 11. September 1930. „Die Parteien haben sich eben geändert, nicht ich, und auch wenn man fünfzig Jahre alt ist, muss man noch jung und beweglich genug sein, um den Notwendigkeiten der Zeit Rechnung zu tragen."[52] Die Briefstelle ist in mehrerer Hinsicht interessant: sie zeigt, daß Erkelenz trotz seiner Krankheit und einiger

47 Vgl. Karl Erich Born, Staat und Sozialpolitik seit Bismarcks Sturz. Ein Beitrag zur Geschichte der innenpolitischen Entwicklung des Deutschen Reiches 1890–1914, Wiesbaden 1957, S. 175.

48 Vgl. Anton Erkelenz, Was ist sozial?, München 1910, S. 7.

49 Vgl. Erkelenz, Freiheitlich-Nationale Arbeiterbewegung (Anm. 13), S. 133.

50 Vgl. *Mitteilungen des Reichsvereins liberaler Arbeiter und Angestellter*, 1913, Nr.4.

51 Vgl. Anton Erkelenz, Warum siegte die Reaktion? Ein Nachwort zum Hamburger Parteitag, in: *Die Hilfe*, 1927, Nr. 9, S. 225–226.

52 Anton Erkelenz an Ettinger am 11. September 1930, in: N 1072/133, Bl. 61.

resignativer Untertöne, die sich jetzt manchmal in seine Korrespondenz einschlichen, seine politische Laufbahn fortsetzen wollte. Neben dem Bemühen, möglichst viel Kontinuität in der eigenen Biographie zu wahren, sprach Anton Erkelenz Entwicklungen an, die in der SPD seit den frühen zwanziger Jahren vor sich gingen. Die Sozialdemokraten diskutierten über ihr Verhältnis zum Staat und fragten sich, wie sozialistische Politik in einer bürgerlichen Republik aussehen könnte. Zwar blieben die Sozialdemokraten bis zum Aufstieg der NSDAP die stärkste Partei, doch es war abzusehen, daß sie stets auf nichtsozialistische Koalitionspartner angewiesen wären.[53] Unter dem Einfluß von Rudolf Hilferding, dem führenden Theoretiker der Weimarer SPD, beschloß der Kieler Parteitag 1927 mehrheitlich, den Weg für diese Koalitionspolitik frei zu machen.[54] Aus der Sicht von Erkelenz war damit der Widerspruch zwischen revolutionärer Theorie und reformistischer Praxis ausgeräumt. Er interpretierte sie als Abkehr von ideologischen Wunschträumen, die es auch einem Liberalen ermöglichte, sich der SPD anzuschließen. „Sie ist heute keine marxistische Partei mehr, wie vor dem Kriege. Sie hat in den letzten zwölf Jahren meist direkt oder indirekt die Verantwortung für die Regierung mitgetragen, sie hat in ihrem Kieler Programm alle die Dinge ausgesperrt, die für Leute meines Schlages unerträglich waren, und sie hat endlich in jeder Richtung dem neuen Staate treu gedient."[55] Der Auflösungsprozeß der bürgerlichen Mitte, der Niedergang des organisierten Liberalismus und die Wandlung der Sozialdemokratie bescherten der SPD daher eine neue Aufgabe: Sie sei, schrieb Erkelenz am 8. August 1930, „vom politischen Schicksal – gewollt oder ungewollt – dazu verurteilt, die grosse liberale Reformpartei zu sein, die das deutsche Bürgertum nie hat auf die Beine stellen können".[56] Die Sozialdemokratie als Erbin eines demokratischen Liberalismus, diese Vorstellung war auch in Teilen der Sozialdemokratie verankert.[57] Sie wurde vor allem von Parteimitgliedern vertreten, die ebenfalls aus dem bürgerlichen Lager kommend zu den Sozialisten gestoßen waren, wie etwa dem Breslauer Philosophen Siegfried Marck. „Der Sozialismus bejaht das demokratische Element in der Seele des Liberalismus, er greift aufs schärfste die plutokratische Verfälschung dieser Demokratie durch Bevorrechtung des Besitzbürgertums an", schrieb Marck 1931.[58]

Die SPD konnte die ihr zugedachte Aufgabe nur erfüllen, wenn sie auch außerhalb der Arbeiterschaft neue Mitglieder und Anhänger gewann. Erkelenz versuchte, Gleichgesinnte aus dem linksbürgerlichen Lager für seine Ansichten zu interessieren.[59] Er wollte ein „Wegweiser" sein, der linken Liberalen beim Einleben in ihre neue politische Heimat behilflich sein könnte und andererseits mit dazu beitragen, daß freisinniges Gedankengut im Sinne eines Barth oder Naumann in der SPD akzeptiert wurde.[60] Im

53 Vgl. Wilfried Gottschalch, Strukturveränderungen der Gesellschaft und politisches Handeln in der Lehre von Rudolf Hilferding, Berlin 1962, S. 204. – Zur Biographie Hilferdings siehe: William Smaldone, Rudolf Hilferding. Tragödie eines deutschen Sozialdemokraten, Bonn 2000.

54 Vgl. Siegfried Marck, Sozialdemokratie, Berlin 1931, S. 31.

55 Anton Erkelenz an Ettinger am 11. September 1930, in: N 1072/133, Bl. 61.

56 Anton Erkelenz an Backhaus am 8. August 1930, in: N 1072/133, Bl. 34.

57 Vgl. Marck, Sozialdemokratie (Anm. 54), S. 58.

58 Ebd.

59 Anton Erkelenz an Helmuth von Gerlach am 1. Februar 1931, in: N 1072/60, Bl. 100.

60 Anton Erkelenz an Kronenberg am 26. Januar 1931, in: N 1072/60, Bl. 83.

fortschrittlichen Bürgertum, so glaubte er, sei ein Potential vorhanden, das eine reformerisch orientierte Sozialdemokratie ansprechen könne.[61]

Seine politische Herkunft aus der Arbeiterbewegung schuf dafür gute Voraussetzungen. Anton Erkelenz war nicht der erste Liberale, der zur SPD übertrat. In der Regel waren es die bürgerlichen Politiker, die sich mit den Gebräuchen der Partei nicht leicht taten. Anton Erkelenz hatte, solange er gesund gewesen war, nie Probleme damit gehabt, in rauchverhangenen Hinterzimmern Sitzungen abzuhalten, er wußte, daß Politik darin besteht, in mühevoller Kleinarbeit andere zu überzeugen, und als ehemaliger Arbeitersekretär stieß er sich auch nicht an Verhaltensformen, die an Stammtischen freisinniger Honoratioren vielleicht nicht üblich waren.[62] Da er seine Mitgliedschaft im liberalen Gewerkverein der Metallarbeiter nicht aufkündigte und weiterhin Kontakte zu ehemaligen Parteifreunden pflegte, war er über Entwicklungen im bürgerlichen Lager gut informiert. Von der Herausgeberschaft der „Hilfe" trat er allerdings zurück.[63] Als Autor blieb er der „Hilfe" jedoch verbunden und veröffentlichte fortan unter dem Pseudonym „Josef Holter".[64]

Anton Erkelenz war sich für die Zukunft darüber im klaren, daß er in der SPD um Mehrheiten kämpfen mußte. Eine ehemalige Parteifreundin aus der DDP setzte große Hoffnungen auf ihn: „Sie werden an Ihrem neuen Platze manche Fehler der SPD verhindern, die vielleicht ohne Ihre Mitarbeit wieder gemacht werden."[65] Erkelenz wußte, daß ihm der sozialdemokratische Stallgeruch fehlte, und betrachtete die Partei nicht als geistige Heimat, sondern als „Werkzeug" bei der Durchsetzung politischer Ziele.[66]

Im Wahlkampf, der im Hochsommer des Jahres 1930 geführt wurde, hielt sich Erkelenz zurück.[67] Sein Parteiübertritt war zu spät erfolgt, um in der SPD noch eine Wahlkreiskandidatur zu erlangen. Unklar ist auch, ob Erkelenz sich in der Kürze der Zeit überhaupt ernsthaft darum bemüht hatte. Bedingungen stellte er nicht, als er in die Sozialdemokratie eintrat.[68]

Doch eine Fortsetzung seiner parlamentarischen Laufbahn wäre schon aus gesundheitlichen Gründen schlecht möglich gewesen. Außerdem hatte der liberale Arbeiterpolitiker das Scheitern der DDP nicht verarbeitet, wie ein Brief an Adolf Damaschke, einen führenden Bodenreformer, der ebenfalls zum linken Flügel der DDP gehört hatte, zeigt. Erkelenz und Damaschke kannten sich seit der Jahrhundertwende, und der Gewerkschafter nahm in seinem Schreiben vom 7. Januar 1931 Bezug auf ihre gemeinsamen Erlebnisse. Damaschke habe ihn einmal als „Jung-Siegfried" bezeichnet, doch seitdem sei viel Zeit vergangen. „Nun ist der Jung-Siegfried von 1930 nicht mehr ganz derselbe wie von 1900", bemerkte Erkelenz mit einer Mischung aus Selbstironie und Selbstmitleid. „Dreißig Jahre Arbeit und Erfahrung zehren aber nicht nur an den

61 Vgl. Anton Erkelenz, Der Kampf um die Macht, in: N 1072/126, Bl. 87.
62 Vgl. Anton Erkelenz an Robert Bosch am 3. Februar 1930, in: N 1072/126, Bl. 146.
63 Wilhelm Cohnstaedt an Anton Erkelenz am 30. August 1930, in: N 1072/133, Bl. 46.
64 Anton Erkelenz an Adolf Damaschke am 7. Januar 1931, in: N 1072/60, Bl. 82.
65 Elise Kirchner an Anton Erkelenz am 31. Juli 1930, in: N 1072/133, Bl. 47.
66 Anton Erkelenz an Elise Kirchner am 2. August 1930, in: N 1072/133, Bl. 48.
67 Adolf Lange an Anton Erkelenz am 30. August 1930, in: N 1072/133, Bl. 44 f.
68 Anton Erkelenz an Fritz Halstenberg am 25. Juli 1930, in N 1072/133, Bl. 41.

Kräften, sondern auch am Elan."[69] Kaum jemand hätte sich so für die DDP eingesetzt wie er: „Dabei habe ich einen beträchtlichen Mißerfolg erlitten, und Sie werden selber wissen, dass solche Misserfolge an der Arbeitskraft nicht unwesentlich zehren."[70]

Doch Erkelenz war zu sehr Homo politicus, um zu resignieren. Schon bald wagte er sich wieder in die Arena, und zwar auf seinem ureigensten Gebiet, der Wirtschafts- und Sozialpolitik.[71]

Der Kampf gegen die Deflationspolitik

Das Schwergewicht der politischen Aktivitäten von Anton Erkelenz lag 1931 auf der Bekämpfung der Wirtschaftspolitik der Regierung Brüning. Wie alle anderen europäischen Industrieländer und die Vereinigten Staaten machte Deutschland seit 1930 eine schwere Krise durch, die 1932 ihren Höhepunkt erreichen sollte und deren Kennzeichen eine nachlassende Industrieproduktion, sinkende Einkommen und eine stark ansteigende Arbeitslosigkeit waren. Die Wirtschaftskrise wurde 1931 durch Bankenzusammenbrüche verschlimmert.[72] In Deutschland verschärften ein fast schon chronisches Haushaltsdefizit, die Reparationsfrage und die Instabilität des politischen Systems zusätzlich die Situation.

Die Regierung Brüning reagierte auf diese Herausforderungen mit dem Versuch, durch Ausgabenkürzungen die Haushaltsprobleme in den Griff zu bekommen. Gleichzeitig wurden mit Hilfe von Notverordnungen Löhne und Preise eingefroren. Doch Brüning verfolgte noch weitergehende Ziele: er wollte die weltweite Krise nutzen, um die Reparationsfrage endgültig zu lösen, wobei die Situation auf dem Arbeitsmarkt für ihn zweitrangig war.[73] Ob der Zentrumspolitiker darüber hinaus mittelfristig oder langfristig die Wiedereinführung der Monarchie anstrebte, ist in der Forschung umstritten.[74]

Schon Zeitgenossen betrachteten die Ernennung Heinrich Brünings im März 1930 nicht als normalen Regierungswechsel. Das Kabinett Brüning besaß keine parlamentarische Mehrheit und stützte sich auf das Vertrauen des rechtskonservativen Reichspräsidenten von Hindenburg. Für Anton Erkelenz war klar, daß sich damit das Koordinatensystem der Republik nach rechts verschob. Er sah den sozialliberalen Gründungskonsens des Weimarer Staates in Gefahr.

69 Anton Erkelenz an Adolf Damaschke am 7. Januar 1931, in: N 1072/60, Bl. 24.

70 Ebd., Bl. 31.

71 Vgl. Anton Erkelenz an Ernst Lemmer am 31. Mai 1931, in: N 1072/60, Bl. 387.

72 Vgl. Andreas Korsch, Der Stand der beschäftigungspolitischen Diskussion zur Zeit der Weltwirtschaftskrise in Deutschland, in: Der Keynesianismus I. Theorie und Praxis keynesianischer Wirtschaftspolitik. Entwicklung und Stand der Diskussion. Hrsg. von Hans-Jürgen Ramser, Manfred Timmermann und Walter Wittmann, Berlin, Heidelberg und New York 1976, S. 9–132, hier S. 29.

73 Vgl. Herbert Hömig, Brüning, Kanzler in der Krise. Eine Weimarer Biographie, Paderborn, München, Wien und Zürich 2000, S. 251.

74 Vgl Heinrich August Winkler, Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, 2., durchgesehene Auflage, München 1994, S. 475: Für Winkler ist diese Frage „nur von begrenztem historischen Interesse". Vgl. die Zusammenfassung der Diskussion bei Eberhard Kolb, Die Weimarer Demokratie, 2., durchgesehene und ergänzte Auflage, München 1988, S. 200. Konsens besteht jedoch darin, daß Brüning vorrangig die Lösung der Reparationsfrage anstrebte.

„Es handelt sich darum", schrieb Erkelenz unmittelbar nach seinem Parteiwechsel, „ob den Arbeitnehmern, den Arbeitenden überhaupt, der endlich allzu spät errungene, spärliche Einfluss wieder genommen werden soll. Es handelt sich darum, den guten und gesunden Kern der deutschen Sozialpolitik zu retten, soviel ich selber an System und an Einzelheiten auszusetzen habe. Es handelt sich darum zu verhüten, dass Militaristen und Gewaltpolitiker in Deutschland wieder ausschlaggebend werden. Es handelt sich darum, den Arbeitnehmer, alle Arbeitenden zum Bürger, zum Vollbürger zu machen und nicht den Ehrentitel Bürger und bürgerlich für eine Partei oder Geistesrichtung zu monopolisieren. Kurz gesagt: ich bin der Meinung, dass wir erst die äussere Form des neuen Volksstaates errungen haben, und dass jetzt erst der lange Kampf um den Inhalt dieser Form einsetzt."[75]

Anton Erkelenz hielt die Politik der Regierung Brüning für wirtschaftlich falsch und für politisch verhängnisvoll. Doch welche Gegenargumente führte er an? Aufschlußreich ist ein Zeitungsartikel, den er im Juni 1931 unter dem Titel „Wie der Lohnabbau die Krise verschärft!" veröffentlichte.[76]

Der liberale Gewerkschafter mußte am Anfang gleich einräumen: „Zu großen Maßnahmen zur positiven Überwindung der Krise sind Zeit und Verhältnisse noch nicht reif."[77] Die Ursachen der Weltwirtschaftskrise lagen für Erkelenz in einer Überproduktion seit dem Ende des Weltkrieges. Kartelle und Preisabsprachen hätten die Krise hinausgezögert. In Deutschland hätte es trotz der Kapitalarmut eine Überexpansion in unproduktive Anlagen gegeben.

Erkelenz trat der Ansicht entgegen, daß die Löhne zu hoch seien. Durch Rationalisierungen sei der Lohnanteil an den Produktionskosten gesunken, die Preise seien nicht im gleichen Maße zurückgegangen. „Der Mehrgewinn wurde zum Teil von Steuern und sonstigen Belastungen aufgezehrt, zum anderen Teil aber immer zur Schaffung von Neuanlagen benutzt und verführte deshalb zur Überdimensionierung des Produktionsapparates."[78]

In einer Planwirtschaft sei es unter Umständen möglich, den Abbau von Überkapazitäten in geordneter Form durchzuführen. Im Kapitalismus sei dies ein ungeordneter Prozeß, der zum Kampf aller gegen alle führe. Da die Zeit für eine Planwirtschaft nicht reif sei, müsse man den kapitalistischen Weg gehen. Erkelenz vertrat – wie schon in der DDP – die Kaufkrafttheorie. Er betonte die volkswirtschaftliche Funktion der Löhne, ihre Bedeutung für die Kaufkraft der Massen und damit für die Binnennachfrage. Eine Stärkung der Binnennachfrage könne die Konjunktur beleben. „Für Deutschland können wir angesichts der Reparationsbelastungen nicht erwarten, daß in den Krisenjahren eine Steigerung des Realeinkommens um ein Drittel möglich wäre. Das heißt also praktisch, daß gewisse Lohnherabsetzungen auch in Deutschland kaum zu vermeiden

75 Anton Erkelenz, Der Kampf um die Macht [undatiertes Manuskript, das im Juli oder August 1930 entstanden ist], in: N 1072/126, Bl. 12.

76 Anton Erkelenz, Wie der Lohnabbau die Krise verschärft!, in: *Wirtschaftliche Selbstverwaltung*, 1931, Nr. 6.

77 Ebd.

78 Ebd.

sind. Aber es kommt dabei auf zwei entscheidende Punkte an: 1. die Preissenkung muß der Lohnsenkung vorangehen; 2. die Lohnsenkung muß stets hinter der Preissenkung zurückbleiben."[79]

Anton Erkelenz kritisierte in diesem Artikel nicht grundsätzlich die Brüningsche Deflationspolitik, sondern lediglich ihre soziale Schlagseite. Deutlichere Worte fand er in einer Broschüre, die Anfang Dezember 1931 unter dem Titel „Der Abbauwahn" erschien.[80] Ging es in dem oben zitierten Aufsatz in erster Linie darum, gegen den Lohnabbau Stellung zu nehmen, so ordnete Erkelenz die Krise nun in politische Zusammenhänge ein und forderte eine antizyklische Geldpolitik des Staates. Die Deflation sei kein naturgegebenes Schicksal, sondern werde von der Regierung Brüning noch verstärkt.[81] Dabei stimmte er mit dem Reichskanzler darin überein, daß die Reparationsfrage gelöst werden müsse. Deutschland jedoch künstlich verarmen zu lassen, um die Zahlungsunfähigkeit des Reiches zu beweisen, hielt er für den falschen Weg. „Nicht wahlloses Sparen ist die Parole, sondern planvolles Ausgeben", lautete seine Forderung.[82] Anton Erkelenz sprach sich für eine Ausweitung der Geldmenge durch internationale Anleihen aus.[83] Die Aufgabe der Regierung müsse es sein, jede Inflation im Keime zu ersticken.[84] Da die Deflation weltweit ein Problem sei, hätten nationale Alleingänge wenig Sinn und die Notenbanken müßten ihr Vorgehen abstimmen. Erkelenz trat daher für eine politische Verständigung mit den ehemaligen Weltkriegsgegnern, vor allem mit Frankreich, ein.[85] Die Regierung Brüning hingegen forderte Paris mit dem Projekt einer deutsch-österreichischen Zollunion geradezu heraus und verursachte damit eine schwere Krise auf den internationalen Finanzmärkten.[86]

Innenpolitisch versuchte der liberale Gewerkschafter den Nachweis zu führen, daß die Deflationspolitik auch den Unternehmern schade, da sie zur „Kapitalzerstörung" führe.[87]

Erkelenz vertraute nicht mehr auf die Selbstheilungskräfte des Marktes. Doch er war kein Sozialist geworden. Die Motive, die ihn bewogen, den „Abbauwahn" zu verfassen, beschrieb er in einem Brief vom 5. Januar 1932 an den Unternehmer Robert Bosch: „In diesem Falle kämpfe ich und mit mir die gesamten Gewerkschaften für den gesunden kapitalistischen Gedanken, so wie er durch Brentano, Naumann, Max Weber festgelegt wurde."[88] Der gesunde Kapitalismus, das war für Erkelenz eine sich selbst regulierende Wirtschaftsordnung, die den Arbeitern eine gerechte Teilhabe am wirtschaftlichen Fortschritt und den Unternehmern angemessene Gewinne bot.

Als Liberaler stand Erkelenz staatlichen Eingriffen in die Lohn- und Preisgestaltung kritisch gegenüber. Die Haltung der Unternehmer, die Krise für Lohnkürzungen und

79 Ebd.
80 Anton Erkelenz, Der Abbauwahn. Gegen Deflation, gegen Inflation, für Stabilität, Berlin 1932.
81 Vgl. ebd., S. 6.
82 Ebd., S. 70.
83 Vgl. auch Anton Erkelenz an Paul Frankell am 4. Februar 1932, in: N 1072/138, Bl. 55.
84 Vgl. Erkelenz., Der Abbauwahn (Anm. 80), S. 8.
85 Vgl. ebd., S. 71.
86 Vgl. Detlev J. K. Peukert, Die Weimarer Republik, Frankfurt a. M. 1987, S. 250.
87 Ebd., S. 31.
88 Anton Erkelenz an Robert Bosch am 5. Januar 1932, in: N 1072/138, Bl. 41.

einen Abbau sozialer Schutzrechte zu nutzen, hielt er für kurzsichtig, denn sie schadeten damit auch eigenen Interessen. „Die grossen Verbände der Unternehmerschaft kämpfen dagegen für eine Politik, die praktisch auf die Wiederherstellung des kanonischen Rechts hinausführt", warnte Erkelenz. „Denn die jetzige Zwangswirtschaft der vierten Notverordnung mit der unvermeidlichen Folge der Schuldenabwertung, die noch kommt, führt uns tiefer in die Zwangswirtschaft hinein."[89]

Der „Abbauwahn" erschien im liberalen Hans Bott Verlag und nicht in der parteinahen Presse, der Erkelenz das Manuskript zuerst angeboten hatte. Doch der liberale Gewerkschafter vertrat Ansichten, die im wichtigsten Punkt, nämlich dem Plädoyer für eine antizyklische Konjunkturpolitik, deutlich vom Standpunkt der Parteiführung abwichen.

Die Sozialdemokratie unterstützte 1931 die Wirtschaftspolitik der Reichsregierung und stand damit nicht allein da.[90] Der durch die Mehrheitsverhältnisse im Reichstag vorgegebene Zwang, die Regierung Brüning als „kleineres Übel" stützen zu müssen, und ein fehlendes wirtschaftspolitisches Alternativprogramm führten zu dieser Haltung.[91] Friedrich Stampfer hat die Defizite der SPD in seine Erinnerungen klar benannt: „Als im Herbst des Jahres 1929 die große Weltwirtschaftskrise heranrollte, fehlte es den politisch wirkenden Kräften Deutschlands, insbesondere auch der Sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften, an der nötigen geistigen Vorbereitung."[92] Das wirtschaftspolitische Denken der Parteimehrheit war geprägt von der Angst vor inflationären Entwicklungen. Viele sozialdemokratische Wirtschaftsexperten glaubten außerdem nicht, daß man in der Krise etwas gegen die Arbeitslosigkeit tun könne. Beispielhaft für ihre Ansichten sind die Ausführungen von Fritz Naphtali. „Der entscheidende Augenblick der Konjunkturpolitik liegt nach meinem Dafürhalten allerdings nicht in der Krise, sondern vor der Krise", führte er 1930 aus. „Ich glaube nicht, daß wir wirtschaftspolitisch in der Krise sehr viel, sehr Entscheidendes zu ihrer Überwindung tun können."[93] Naphtali stand Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen grundsätzlich nicht ablehnend gegenüber, doch da zu ihrer Realisierung Kredite erforderlich waren, lehnte er sie ab. Die Sanierung des Haushalts hatte für Naphtali Vorrang.[94]

Doch es wäre falsch, daraus die Schlußfolgerung zu ziehen, die Sozialdemokratie habe Anfang der dreißiger Jahre rein wirtschaftsliberale Ideen vertreten. Neben dem Gedankengut, das aus der Schule der klassischen Nationalökonomie kam, standen auch kritische Anmerkungen zu einem Wirtschaftssystem, das auf dem Privateigentum

89 Ebd.

90 Vgl. Winkler, Weimar 1918–1933 (Anm. 74), S. 474.

91 Die Charakterisierung Brünings als kleineres Übel stammt von Siegfried Marck und war in der Partei weit verbreitet, vgl. Marck, Sozialdemokratie (Anm. 54), S. 58.

92 Vgl. Friedrich Stampfer, Erfahrungen und Erkenntnisse. Aufzeichnungen aus meinem Leben, Köln 1957, S. 256 f. Das Urteil Stampfers wird von Historikern geteilt. Vgl. Robert A. Gates, Von der Sozialpolitik zur Wirtschaftspolitik? Das Dilemma der deutschen Sozialdemokratie in der Krise 1929–1933, in: Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik. Verhandlungen des Internationalen Symposiums in Bochum vom 12.–17. Juni 1973. Hrsg. von Hans Mommsen, Dietmar Petzina und Bernd Weisbrod, Düsseldorf 1974, S. 206–225, hier S. 209.

93 Fritz Naphtali, Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit, Berlin 1930, S. 24.

94 Vgl. ebd., S. 25.

an Produktionsmitteln beruhte.[95] „Kapitalistische Planlosigkeit und kapitalistische Einkommensverteilung sind anzuklagen und zu bekämpfen, aber nicht der technische Fortschritt",[96] meinte Naphtali und forderte eine „Kontrolle der monopolistischen Machtstellungen und ihrer Preispolitik durch die Demokratie [...]".[97] Diese für die Mehrheit der sozialdemokratischen Wirtschaftspolitiker charakteristische Mischung aus konjunkturpolitischer Abstinenz und sozialistischen Fernzielen lähmte die Partei und verhinderte, daß sie der rigorosen Deflationspolitik Einhalt gebieten konnte. Die von Rudolf Hilferding maßgeblich beeinflußte Haltung der SPD trug den Kurs Brünings mit, versuchte jedoch, die Arbeiter und kleinen Angestellten nicht einseitig zu belasten.[98] Wenn die Sozialdemokraten Alternativen vorschlugen, dann waren sie nicht grundsätzlicher Natur: Arbeitszeitverkürzungen und die Verringerung von Nebentätigkeiten sollten das Arbeitsvolumen gerechter verteilen, die Sicherung der Kaufkraft durch Erhaltung von Sozialleistungen und Löhnen die Konjunktur ankurbeln.[99] Mit diesen Vorschlägen konnte sich auch Erkelenz anfreunden, und solange er lediglich die Auswirkungen der Brüningschen Politik beklagte, stand ihm die sozialdemokratische Presse offen. Als er jedoch das Manuskript des „Abbauwahns" dem Dietz-Verlag vorlegte, stieß er auf Bedenken, die vor allem seine Forderung nach einer antizyklischen Geldpolitik betrafen. „Der Genosse Hilferding schließt sich im wesentlichen dem Genossen Naphtali an", hieß es in der Antwort vom 1. Oktober 1931. „Er ist der Meinung, dass eine ganze Reihe sehr guter Partien in Ihrer Arbeit vorhanden sind, dass aber der Standpunkt, den sie vorwiegend in der Arbeit einnehmen, doch nicht der bisherigen Auffassung der Partei entspricht."[100]

In einem Brief an Hilferding vom 5. Oktober 1931 versuchte Erkelenz den Eindruck aus der Welt zu schaffen, er nehme die Gefahr einer Inflation nicht ernst. „Ein Unterschied in der Beurteilung liegt nur darin, dass Sie die Inflation von morgen für gefährlicher halten als die Deflation, die uns schon seit zwei Jahren beim Kragen hat. Ich beschäftige mich mehr mit der Deflation, die schon vorhanden ist, ohne damit die Sorge vor der Inflation für morgen irgendwie zu unterschätzen."[101] Der Liberale sorgte sich vor allem um die politischen Auswirkungen der Deflationspolitik. „Es kann der Partei nicht gelingen, den deutschen Arbeitern klar zu machen, dass sie einen weiteren Lohnabbau tragen müssen."[102] Hilferding gab in seiner Antwort Erkelenz in diesem Punkt recht: „Keineswegs bin ich aber der Ansicht, dass ein weiterer Lohnabbau in Deutschland irgendwie zu rechtfertigen wäre."[103] Zur Unterstützung von Heinrich Brüning gab es für den ehemaligen Finanzminister jedoch keine Alternative: „Was allerdings unsere Taktik gegenüber der jetzigen Regierung anlangt, so bleibt meiner Meinung nach die

95 Vgl Rainer Schäfer, SPD in der Ära Brüning, Tolerierung oder Mobilisierung. Handlungsspielräume und Strategien sozialdemokratischer Politik 1930–1932, Frankfurt a. M. und New York 1990, S. 365.
96 Naphtali, Wirtschaftskrise (Anm. 93), S. 17.
97 Ebd., S. 21.
98 Vgl. Schäfer, SPD in der Ära Brüning (Anm. 95), S. 367.
99 Vgl. ebd., S. 373 f.
100 Dietz-Verlag an Anton Erkelenz am 1. Oktober 1931, in: N 1072/62, Bl. 4.
101 Anton Erkelenz an Rudolf Hilferding am 5. Oktober 1931, in: N 1072/138, Bl. 10.
102 Ebd., Bl. 11.
103 Rudolf Hilferding an Anton Erkelenz am 30. November 1931, in: N 1072/138, Bl. 26.

Erwägung im Vordergrund, dass ein von uns herbei geführter Sturz der Regierung Brüning die Lage der Arbeiterschaft nur noch weiter verschlechtern würde. Dass diese Taktik außerordentlich schwere Opfer uns schon auferlegt hat und immer wieder auferlegt, bestreite ich in gar keiner Weise."[104]

Erkelenz war nicht der einzige Sozialdemokrat, der vor den verheerenden Konsequenzen der Deflationspolitik warnte. In der Partei und in den Freien Gewerkschaften wuchs 1931/1932 die Zahl derjenigen, die vom Staat ein aktiveres Handeln gegen die Arbeitslosigkeit erwarteten.[105] Das Spektrum reichte von Maßnahmen, die innerhalb der bestehenden Wirtschaftsordnung ergriffen werden sollten, wie etwa Arbeitsbeschaffungsprogramme, bis hin zu der Forderung nach einer Umgestaltung der Produktionsverhältnisse.[106] Anton Erkelenz gehörte mit seinen journalistischen Arbeiten zu den gemäßigten Kritikern des Brüningschen Kurses. Staatlichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen stand er skeptisch gegenüber, von Verstaatlichungen hielt er ebenfalls nichts.[107]

Erkelenz war kein besonders origineller wirtschaftspolitischer Denker, aber er hat diesen Anspruch auch nie erhoben. Sein Verdienst liegt darin, den Blick auf die wachsende Verarmung breiter Bevölkerungsschichten und die daraus erwachsenden politischen Gefahren gelenkt zu haben.[108] Außerdem erkannte er die Notwendigkeit einer antizyklischen Geldpolitik, ein Programm, das heute in der Forschung als „eine angemessene wirtschaftspolitische Reaktion" auf die Krise bezeichnet wird.[109] Der liberale Gewerkschafter war offen für neue Gedankengänge wie den des britischen Nationalökonomen John Maynard Keynes, während die Mehrheit des sozialdemokratischen Parteiestablishments allzu lange an marxistischen Dogmen festhielt.[110]

Wie schon in der DDP scheute sich Erkelenz auch in der SPD nicht vor Auseinandersetzungen. Dies zeigte er auch in der parteiinternen Debatte über den politischen Kurs der Sozialdemokratie Anfang der dreißiger Jahre.

104 Ebd., Bl. 24.

105 Vgl. Schäfer, SPD in der Ära Brüning (Anm. 95), S. 373.

106 Der in Diensten des ADGB stehende Exilrusse Wladimir Woytinski arbeitete im Januar und Februar 1931 Pläne aus, die denen von Erkelenz ähnelten und zusätzliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen vorsahen. Vgl. Michael Schneider, Arbeitsbeschaffung. Die Vorstellungen von Freien Gwerkschaften und SPD zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise, in: Wolfgang Luthardt, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik. Materialien zur gesellschaftlichen Entwicklung 1927–1933, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1978, S. 220–232, hier S. 220.

107 Vgl. Anton Erkelenz an Haring am 14. Oktober 1931, in: N 1072/62, Bl. 41.

108 Zu den verheerenden Auswirkungen der Sparpolitik in der Weltwirtschaftskrise siehe: Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, München 2003, S. 317 ff.

109 Gottfried Plumpe, Wirtschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise. Realität und Alternativen, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 11 (1985), H. 3, S. 326–357, hier S. 349.

110 Erkelenz kannte offensichtlich die Schriften von Keynes und schätzte sie. Vgl. Anton Erkelenz an Kronenberg am 26. Januar 1931, in: N 1072/60, Bl. 82.

Hammer oder Amboß: die SPD Anfang der dreißiger Jahre und Gedanken zur Einheitsgewerkschft

Nicht nur die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Regierung Brüning lehnte Anton Erkelenz schroff ab. Als Anhänger der parlamentarischen Demokratie beobachtete er die Ära der Präsidialregierungen, die im März 1930 mit dem ersten Kabinett Brüning begann, mit tiefer Sorge.

„Nicht ganz so sicher bin ich in Bezug auf die Beurteilung der politischen Zukunft", schrieb Erkelenz am 26. Januar 1931 einem Bekannten. „Ich glaube zwar und kämpfe für die Erhaltung des demokratischen Systems und nehme auch an, dass das gelingt, nachdem das Zentrum sich von seinem ersten Brüning-Weg von April bis September wieder bekehrt hat. Die erste Phase Brüning ist ja wirklich eine Katastrophe ersten Ranges, und das einzige, was damit versöhnen konnte, ist, dass der Mann jetzt versucht, die Suppe auzulöffeln, die er selber mit eingebrockt hat."[111] In diesen Worten kommt noch eine gewisse Hoffnung zum Ausdruck, daß es gelingen könnte, aus der instabilen politischen Situation herauszufinden, auch wenn der liberale Gewerkschafter Unbehagen über die „Halbdiktatur" empfand.[112]

Die Sozialdemokraten tolerierten im Reichstag das Minderheitenkabinett des Zentrumspolitikers. Der Ausgang der Septemberwahlen 1930 ließ der ältesten deutschen Partei wenig Handlungsspielraum. Zwar konnte die SPD sich als stärkste politische Kraft behaupten, doch darauf folgten mit den Nationalsozialisten und den Kommunisten zwei entschiedene Feinde der Republik. Die bürgerliche Mitte war bedeutungslos geworden, auch die Gründung der Staatspartei hatte den Niedergang des Liberalismus nicht stoppen können. Eine Neuauflage der großen Koalition schied aus, da Hindenburg eine Regierung mit sozialdemokratischer Beteiligung ablehnte.[113] Brüning zu tolerieren schien aus der Sicht der SPD die einzige Möglichkeit zu sein, eine Zusammenarbeit des Reichskanzlers mit Hitler und Hugenberg zu verhindern.[114] Brüning hatte neben seinen Kontakten zur NSDAP noch einen weiteren Trumpf in der Hand: die Stimmen des preußischen Zentrums. Kündigte das Zentrum in Preußen die Koalition mit den Sozialdemokraten auf, so verschwand die letzte machtvolle sozialdemokratische Bastion im Reich, die Regierung des preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun.[115]

Erkelenz trug zu Beginn des Jahres 1931 die Tolerierungspolitik mit „inneren Hemmungen" mit, denn er fürchtete, daß die SPD sich auf Dauer genauso verschleißen würde wie die DDP.[116] Ihm kam es darauf an, daß die Partei bei aller gebotenen Flexibilität ihre Lebendigkeit und Kraft erhielt. Im März 1931 reichte er dem „Vorwärts" ein Manuskript ein, in dem er sich aus einer Position der kritischen Solidarität heraus mit

111 Ebd.
112 Ebd.
113 Vgl. Hömig, Brüning (Anm. 73), S. 201.
114 Vgl. Dietmar Klenke, Die SPD-Linke in der Weimarer Republik. Eine Untersuchung zu den regionalen organisatorischen Grundlagen und zur politischen Praxis und Theoriebildung des linken Flügels der SPD in den Jahren 1922–1932, Münster 1989, S. 98; Peter Pistorius, Rudolf Breitscheid 1874–1944. Ein biographischer Beitrag zur deutschen Parteiengeschichte, Phil. Diss., Köln 1970, S. 291.
115 Vgl. Hömig, Brüning (Anm. 73), S. 203; zu den Kontakten zwischen Brüning und Hitler, S. 204 f.
116 Anton Erkelenz an Kronenberg am 26. Januar 1931, in: N 1072/60, Bl. 82.

der Politik der Parteiführung auseinandersetzte.[117] Erkelenz verwies darauf, daß gerade die Arbeiterschaft für den Erhalt der Republik Opfer brächte, eine Verpflichtung, zu der sich das Bürgertum und agrarische Interessenvertreter nicht durchringen könnten. Friedrich Stampfer, den Chefredakteur des „Vorwärts", störten gerade die Passagen des Artikels, in denen die Passivität der Sozialdemokraten betont wurde. „Aber darüber haben Sie die andere Seite der Sache übersehen; nämlich dass wir als Partei ständig im Kampfe stehen gegen die Beschuldigung, wir opferten irgendeinem republikanischen Staatsfetisch die realen Interessen der Arbeiterklasse. Diese nach meiner Überzeugung gänzlich falsche, aber sehr gefährliche Auffassung – sie hat schon die schlimmsten Verwirrungen angerichtet – könnte vielleicht durch Ihren Artikel so, wie er jetzt ist, eine gewisse Stütze erhalten. Ich möchte Ihnen also empfehlen, sich den Artikel in der Richtung meiner Bedenken noch einmal etwas genauer durchzusehen."[118] Die Tolerierungspolitik stieß in den Ortsvereinen zunehmend auf Kritik, denn während Lohn- und Gehaltsempfängern Einbußen zugemutet wurden, erhielten ostpreußische Junker finanzielle Subventionen, wurden Preise nicht in dem Maße wie die Einkommen gesenkt, ging die Industrie daran, Schutzrechte für Arbeitnehmer einzuschränken.

Stampfer wollte diese für die Partei schwierige Situation nicht noch durch Kritik aus den eigenen Reihen verstärken. Die offizielle Haltung der SPD bestand darin, die Unterstützung Brünings als Interessenvertretung der Arbeiterschaft zu betrachten. Der Reichskanzler galt als persönlich integer, und man hoffte, daß er von seinen Ausnahmebefugnissen einen klugen Gebrauch machte und die als notwendig erachteten Opfer gerecht verteilte.[119]

Erkelenz zog seinen Aufsatz zurück. In seiner Erwiderung an Stampfer stellte er noch einmal klar, daß er nicht grundsätzlich gegen eine Tolerierung Brünings sei, doch er glaube, daß Fraktion und Partei innerhalb der SPD dabei unterschiedliche Aufgaben hätten. „Die Fraktion muß nachgiebig sein, die Partei muß aggressiv und offensiv sein."[120] Der liberale Gewerkschafter räumte ein, daß er früher selbst den Fehler gemacht hätte, das politische Geschehen zu sehr aus der Perspektive des Abgeordneten zu betrachten.

Doch Anton Erkelenz ging es nicht nur darum, die Taktik der SPD zu verbessern. Er strebte auch eine Diskussion um grundsätzliche Ziele der Partei an. Wenn schon der politische Alltag ständig Kompromisse erforderte, Kompromisse, die dazu noch als schmerzhaft empfunden wurden und die die Frage aufwarfen, was denn diese Politik noch mit sozialdemokratischen Inhalten zu tun hatte, dann war eine mittel- und langfristige Orientierung notwendig. Sie lag für Erkelenz nicht in einer marxistischen Heilserwartung, die seit Kautsky in vereinfachter Form in das Ideengut der SPD eingeflossen war, sondern in einer linksdemokratischen Politik, die entschieden die demokratischen Freiheiten und die Rechte der Arbeitnehmer verteidigte. „Die Partei", schrieb er im Oktober 1931, „braucht wieder eine grundsätzliche Festigung nicht so sehr für einen in

117 „Die Opfer der Arbeitnehmer", in: N 1072/60, Bl. 258–262.

118 Friedrich Stampfer an Anton Erkelenz am 1. April 1931, in: N 1072/60, Bl. 257.

119 Vgl. Max Cohen, Wie stehen wir zu Brüning?, in: *Sozialistische Monatshefte*, Jg. 37 (1931), Teilbd. 1, S. 422.

120 Anton Erkelenz an Friedrich Stampfer am 2. April 1931, in: N 1072/60, Bl. 283.

der weiten Zukunft liegenden Zukunftsstaat, als für das, was wir in den nächsten zehn und zwanzig Jahren tun können, um den breiten Arbeitermassen Anteil zu gewähren an den Gütern der Zivilisation."[121] Diesen programmatischen Aspekt hatte er schon in seinem unveröffentlichten Manuskript im März angesprochen und dabei seine Hoffnung wiederholt, die SPD werde das Erbe eines sozialen und demokratischen Liberalismus antreten. In der Praxis bedeutete dies nichts anderes als eine politische Strategie zu vertreten, wie sie in der Sozialdemokratie auch von reformsozialistischen Gruppen verfolgt wurde.[122] Die SPD sollte dem Fernziel eines sozialistischen Staates abschwören, sich statt dessen klar zur demokratischen Republik bekennen und die in der Weimarer Verfassung eingeräumten sozialen, wirtschaftlichen und politischen Beteiligungsrechte nutzen. „Eines der offenkundigsten Schwächemomente der sozialdemokratischen Politik vor allem in der Spätphase der Weimarer Republik", so Hans Mommsen, „bestand im Fehlen einer positiven, zukunftsorientierten Gesamtkonzeption. Das gilt nicht zuletzt für ihr Verhältnis zur parlamentarischen Demokratie."[123] Vielen Sozialdemokraten erschien der parlamentarische Rechtstaat nicht als Endziel der politischen Entwicklung, das es erlaubte, für die Mehrheit der Bevölkerung bessere Lebensbedingungen zu erreichen, sondern als Durchgangsstadium zum Sozialismus.[124] Selbstverständlich sollte auch diese sozialistische Ordnung demokratische Grundrechte enthalten und ein freiheitlicher Sozialismus sein. Doch statt dessen war die Partei Anfang der dreißiger Jahre damit beschäftigt, der Reichsregierung bei der Gestaltung der Notverordnungen Zugeständnisse abzuringen. Die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis führte zu einem „Immobilismus", der die Parteiführung lähmte und die Mitglieder zusehends mutloser machte.[125] Die Befürchtungen von Erkelenz, die SPD reibe sich auf, ohne viel zu erreichen, schienen nicht unbegründet. Aber er verhielt sich nicht gerade geschickt, wenn er seinen neuen Parteifreunden die Aufgabe stellte, zuerst einmal für die Durchsetzung der liberalen Demokratie zu sorgen, ehe man den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung in Angriff nahm.[126] Außerdem übersah er, daß der Reformsozialismus über eigene Traditionen verfügte, waren auch Gemeinsamkeiten mit sozialliberalem Gedankengut nicht von der Hand zu weisen. Bei den existentiellen Problemen, mit denen das normale Parteimitglied Anfang der dreißiger Jahre zu kämpfen hatte, mochte das Ansinnen, nun die Arbeit eines Friedrich Naumann oder Theodor Barth zu vollenden, wie ein Hohn wirken. Die SPD war eben 1930 nicht die liberale Reformpartei, die Anton Erkelenz sich erhofft hatte, wenn er auch nicht als einziger die Forderung

121 Anton Erkelenz an Wilhelm Schmitt am 10. Oktober 1931, in: N 1072/62, Bl. 24.

122 Vgl. Dorothea Beck, Theodor Haubach, Julius Leber, Carlo Mierendorff, Kurt Schumacher. Zum Selbstverständnis der „militanten Sozialisten" in der Weimarer Republik, in: *Archiv für Sozialgeschichte,* Bd. 26 (1986), S. 87–123.

123 Hans Mommsen, Die Sozialdemokratie in der Defensive. Der Immobilismus der SPD und der Aufstieg des Nationalsozialismus, in: Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei. Hrsg. von Hans Mommsen, Frankfurt a. M. 1974, S. 106–133, hier S. 110.

124 Vgl. Heinrich August Winkler, Klassenbewegung oder Volkspartei? Zur Programmdiskussion in der Weimarer Sozialdemokratie 1920–1925, in: *Geschichte und Gesellschaft,* Jg. 8 (1982), H. 1, S. 9–54, hier S. 53.

125 Mommsen, Sozialdemokratie in der Defensive (Anm. 123), S. 109.

126 Vgl. „Das Opfer der Arbeitnehmer", in: N 1072/60, Bl. 260.

erhob, den marxistischen Ballast über Bord zu werfen.[127] Die Masse der Funktionäre und Parteimitglieder blieb hingegen jenem von Kautsky und Hilferding geprägten Denken verpflichtet. Außerdem gab es einen linken Flügel, der ebenso wie der rechte Flügel die Erstarrung der Partei überwinden wollte, dabei aber entgegengesetzte Ziele verfolgte, an linkssozialistische Positionen anknüpfte und dadurch die Republik retten wollte.[128] Eine Programmdebatte, wie sie Erkelenz vorschwebte, hätte die SPD während der Weltwirtschaftskrise wahrscheinlich überfordert und die noch verbliebene Handlungsfähigkeit gekostet. Es rächte sich, daß man diese Diskussion in den zwanziger Jahren unterlassen hatte.[129]

Im Laufe des Jahres 1931 zweifelte Anton Erkelenz zunehmend am Sinn der Tolerierungspolitik. Am 14. Dezember 1931 äußerte er gegenüber dem Redakteur einer sozialdemokratischen Zeitung, daß er als Mitglied der Fraktion nicht mehr für Brüning stimmen würde.[130] Der Journalist verteidigte in seinem Antwortschreiben die Haltung der Parteispitze. „Dabei ist zu bedenken, dass die Sozialdemokratie, wenn sie dem Kabinett Brüning zuviel Schwierigkeiten macht, sehr leicht Gefahr läuft, das gesamte Bürgertum, wenn auch zunächst nur parlamentarisch, an die Seite des Faschismus zu treiben. Eine solche, wenn auch ungewollte, Stärkung Hitlers dürfen wir nicht veranlassen."[131] Das Zitat zeigt, wie sehr die SPD in die Defensive geraten war und die Initiative verloren hatte. Sicher mußte es ein Ziel sozialdemokratischer Politik sein, Hitler zu verhindern. Doch sich bis zur politischen Handlungsunfähigkeit an Brüning zu ketten, kam einer Selbstaufgabe der Partei gleich. Anton Erkelenz war nicht mehr bereit, diesen Preis zu zahlen, auch auf die Gefahr hin, daß Nationalsozialisten am Kabinettstisch Platz nähmen. „Und es kann wirklich nur noch ein Wunder diese Situation ändern", resignierte er im Dezember 1931. „Ich selber bin ja seit langem der Ansicht, dass man Hitler regieren lassen soll, und glaube nicht, dass die Sache so schlimm wird, wie manchmal behauptet. Aber ich sehe kaum noch einen anderen Weg."[132] Hat der liberale Gewerkschafter den Nationalsozialismus unterschätzt? Oder war er über die Situation seiner Partei so verzweifelt, daß ihm die Tragweite seiner Bemerkung nicht klar wurde? Vielleicht haben beide Faktoren für seine Fehleinschätzung eine Rolle gespielt. Über den rechtsradikalen Charakter der Bewegung machte Anton Erkelenz sich keine Illusionen. Möglicherweise glaubte er, daß der ehemalige Weltkriegsgefreite auf Koalitionspartner angewiesen wäre und deshalb innerhalb der – ohnehin schon ausgehöhlten – Verfassung regieren werde. Daß die Nationalsozialisten vom ersten Tag ihrer Herrschaft an systematisch mit Duldung Hindenburgs daran gehen würden, eine verbrecherische Diktatur zu errichten, konnte zu diesem Zeitpunkt selbst ein politisch interessierter Beobachter wie Erkelenz nicht ahnen. Er vermutete wohl, daß die SPD in der Opposition eine Chance hätte, sich

127 Vgl. Julius Leber, Gedanken zum Verbot der deutschen Sozialdemokratie, in: Ein Mann geht seinen Weg. Schriften, Reden und Briefe, Berlin und Frankfurt a. M. 1952, S. 209 f.

128 Vgl. Sibille Quack, Geistig Frei und niemandes Knecht. Paul Levi/Rosa Luxemburg, Politische Arbeit und persönliche Beziehung. Mit 50 unveröffentlichten Briefen, Köln 1983, S. 177 ff.

129 Vgl. Winkler, Klassenbewegung oder Volkspartei (Anm. 124), S. 50.

130 Anton Erkelenz an Schulz am 14. Dezember 1931, in: N 1072/138, Bl. 30.

131 Schulz an Anton Erkelenz am 29. Dezember 1931, in: N 1072/138, Bl. 35.

132 Anton Erkelenz an Kronenberg am 28. Dezember 1931, in: N 1072/62, Bl. 348.

zu erneuern. Die Quellenlage läßt jedoch keine eindeutige Antwort zu. Bis zum Januar 1933 blieb er bei seiner widersprüchlichen Haltung: Er warnte vor einer nationalsozialistischen Diktatur, glaubte aber andererseits, daß die Nationalsozialisten an Popularität verlören, ließe man sie einmal Verantwortung übernehmen.

Fragen löste auch eine Unterschrift aus, die Erkelenz im Juni 1932 unter einen Appell setzte, den unabhängige Persönlichkeiten entworfen hatten. Zusammen mit Käthe und Karl Kollwitz, Heinrich Mann, Albert Einstein und anderen Prominenten forderte Anton Erkelenz den „Aufbau einer einheitlichen Arbeiterfront" und befürwortete „ein Zusammengehen der SPD und KPD für diesen Wahlkampf".[133] Parteifreunde wunderten sich über sein Verhalten. Gegenüber Paul Löbe räumte Erkelenz ein, daß der Aufruf schlecht formuliert sei; er habe allerdings keine Änderungen mehr anbringen können. Ihm sei es nicht um die Bildung einer Volksfront gegangen, sondern er habe die „noch einigermassen verständigen Kommunisten zur SPD" zurückführen wollen.[134] Wenige Monate darauf bezeichnete er die Anhänger von Marx und Lenin als „Auffangstelle für unzufriedene Arbeiter, für rebellische Naturen aller Art".[135] Eine ernsthafte Gefahr für die Demokratie sah er in ihnen nicht.

Anton Erkelenz konzentrierte sich in der zweiten Jahreshälfte auf Projekte außerhalb der Sozialdemokratie. Der Plan einer überparteilichen Organisation zum Schutze der Republik, die Liberale, Radikaldemokraten und Sozialisten vereinen sollte, kam über Gedankenspiele nicht hinaus.[136]

Konkretere Formen nahmen seine Aktivitäten zur Schaffung einer Einheitsgewerkschaft an. Die Zeit schien reif für eine Verschmelzung der Richtungsgewerkschaften, die der SPD, dem Zentrum und den Liberalen nahestanden. „Ich bin, solange ich denken kann, ein tätiger Anhänger der einigen Arbeiterbewegung", schrieb Anton Erkelenz am 11. Januar 1932 an Gustav Hartmann.[137] Seit den zwanziger Jahren trug er sich mit dem Gedanken, wenigstens die Freien Gewerkschaften und die liberalen Gewerkvereine in einer Organisation zusammenzufassen, da ihre Gemeinsamkeiten nach 1918 stärker waren als ihre Meinungsverschiedenheiten. In der Praxis stellten sie fast die gleichen Forderungen.[138] Anfang der dreißiger Jahre sah Erkelenz erneut die Gelegenheit gekommen, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, ohnehin die mit Abstand kleinste der drei Richtungsgewerkschaften, litten unter Mitgliederschwund und konnten sich kaum noch finanzieren.[139]

133 Der Aufruf ist abgedruckt in: Inge Jens, Dichter zwischen rechts und links. Die Geschichte der Sektion für Dichtkunst an der Preußischen Akademie der Künste, 2. Aufl., Leipzig 1994, S. 224.

134 Anton Erkelenz an Paul Löbe am 29. Juni 1932, in: N 1072/138, Bl. 98.

135 Anton Erkelenz, Um die Einheit der deutschen Gewerkschaftsbewegung, in: *Kölner Sozialpolitische Vierteljahresschrift*, Jg. 11 (1932), H. 2, S. 161.

136 Vgl. Anton Erkelenz an Rudolf Hilferding am 12. August 1932, in: N 1072/138 Bl. 108 f.

137 Anton Erkelenz an Gustav Hartmann am 11. Januar 1932, in: N 1072/138, Bl. 46.

138 Ebd., Bl. 48 f.

139 Die Mitgliederzahlen gingen in der Weltwirtschaftskrise in den drei Richtungsgewerkschaften zurück. 1930 hatten die sozialdemokratischen Gewerkschaften 4716569 Mitglieder, die Christlichen Gewerkschaften zählten 688707 Mitglieder, während in den Gewerkvereinen 163302 Arbeiter organisiert waren. In den folgenden zwölf Monaten kam es zu dramatischen Rückgängen. Die Zahlen für 1931: ADGB 4134902 Mitglieder; Christliche Gewerkschaften 577512 Mitglieder; Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine 149804 Mitglieder. Damit waren die liberalen Gewerkvereine kaum noch handlungsfähig. Für 1932

Im Januar 1932 kam Erkelenz zu der Schlußfolgerung, „dass die Gewerkvereine praktisch am Ende ihrer Lebensfähigkeit angelangt sind".[140] Ein Zusammenschluß mit den Einzelgewerkschaften der sozialistisch orientierten Gewerkschaften bot sich als Ausweg an. Die Metallarbeiterorganisationen sollten auf beiden Seiten den Anfang machen. Im „Freiheitlich-nationalen Gewerkschaftsring", dem Dachverband der liberalen Arbeiter, Angestellten und Beamtenverbände, dem auch die Gewerkvereine angehörten, wollte man dieser Entwicklung nicht tatenlos zusehen. Am 21. Dezember 1931 trafen sich Gustav Hartmann, Ernst Lemmer und Gustav Schneider, Spitzenfunktionäre des Rings, mit Anton Erkelenz. Sie boten ihm ein Monatsgehalt von 200 Mark für schriftstellerische Arbeiten, falls Erkelenz auf seine Fusionspläne verzichtete, doch der liberale Gewerkschafter ließ sich nicht bestechen.[141] Auf dem Delegiertentag der liberalen Metallarbeiter im August 1932 konnten Erkelenz und seine Freunde keine Mehrheit gewinnen, doch man einigte sich auf eine engere Zusammenarbeit mit den sozialistischen Kollegen.[142]

Anton Erkelenz ließ sich von diesem Rückschlag nicht beeindrucken. Im Herbst 1932 veröffentlichte er einen Aufsatz, in dem er noch einmal nachdrücklich für die Einheitsgewerkschaft warb. Für ihn war die Trennung der Arbeiterbewegung in Richtungsgewerkschaften, die aus dem 19. Jahrhundert stammte, überholt, weil sich die ideologischen Gegensätze abgeschliffen hatten. „Deshalb gibt es seit 1914 keinen wesentlichen, prinzipiellen Streit mehr zwischen den einzelnen Gewerkschaftsrichtungen. Deshalb arbeiten sie überraschend gut zusammen."[143]

Erkelenz konnte nicht mehr als Vorschläge unterbreiten. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten machte einen Strich durch die Rechnung. Er zog sich aus der Politik zurück und traf sich gelegentlich mit ehemaligen Kollegen aus der Partei- und Gewerkschaftsarbeit. Aus seinen nachgelassenen Papieren ergeben sich keine Anhaltspunkte für Widerstandsaktivitäten. Anton Erkelenz wurde am 24. April 1945 in seinem Berliner Haus ermordet, als er seine Haushälterin vor marodierenden russischen Soldaten schützen wollte.

Anton Erkelenz war kein „Großer" der Geschichte. In der Ahnengalerie des Sozialliberalismus hätte er Anspruch auf einen Platz neben Friedrich Naumann oder Karl-Hermann Flach, doch selbst hier spielt er nur eine untergeordnete Rolle. Als sich in den sechziger Jahren junge Liberale aufmachten, die FDP von den Fesseln eines verstaubten Nationalliberalismus zu befreien, taugte Erkelenz nicht zur intellektuellen Galionsfigur. Statt dessen erkor man Friedrich Naumann zum Kronzeugen für eine Erneuerung freiheitlichen Denkens. Zugegeben – die intellektuelle Brillanz des Theologen Naumann besaß Anton Erkelenz nicht. Er hat auf den ersten Blick etwas Funktionärhaftes an sich, etwas, was wenig Interesse daran weckt, sich mit ihm näher zu beschäftigen.

[Fortsetzung von Anm. 139]
fehlt statistisches Material. Vgl. Michael Schneider, Die christlichen Gewerkschaften 1894–1933, Bonn 1982, S. 452.

140 Anton Erkelenz an Gustav Hartmann am 11. Januar 1932, in: N 1072/138, Bl. 48.

141 Ebd., Bl. 47.

142 Vgl. Giersch, Gottwald und Müller (Anm. 2), S. 241.

143 Erkelenz, Einheit der Gewerkschaftsbewegung (Anm. 135), S. 157.

Besondere Brüche gab es in seinem Leben nicht und auch in seiner Korrespondenz und in seinen politischen Schriften gab er wenig von seiner Person preis. Letztlich scheiterte er bei den Liberalen. Doch wenn man genau hinsieht, entdeckt man, daß Erkelenz einen Politikertypus verkörpert, wie er unter Linksliberalen selten anzutreffen ist. Er wußte, daß es nicht nur darauf ankam, daß der Freisinn sich inhaltlich erneuerte, und er wußte auch, daß politisches Arbeiten feste Organisationsformen verlangte. Als er die Demokraten im Sommer 1930 verließ, dachte er keinen Augenblick daran, eine linksliberale Partei zu gründen, die neben der Sozialdemokratie nur das Dasein einer Splittergruppe gefristet hätte.

In der Sozialdemokratie wurde er geachtet, doch er besaß wenig Einfluß und gehörte keinem Flügel an. Sein schlechter Gesundheitszustand verhinderte ein stärkeres Engagement.

Was bleibt von Anton Erkelenz, welche Spuren sind es wert, daß wir ihnen nachfolgen? Zum einen das Prinzip der Einheitsgewerkschaft. Arbeiter sollten sich ungeachtet ihrer politischen Haltung in einer Organisation zusammenschließen, um gemeinsam für ihre Interessen zu kämpfen. Zum anderen die feste Überzeugung, daß auch staatlicher Schutz den einzelnen nicht aus seiner Verantwortung für sein Schicksal entlassen kann. Die Freiheit und die Gleichheit: sie sind beide unerläßlich für eine solidarische und gerechte Gesellschaft.

„Verräter an der Partei"?

Heinz Brandt und das Ostbüro der SPD 1956 bis 1958*

Von Knud Andresen

Der „Träumer zwischen Ost und West"[1] Heinz Brandt hat in den letzten Jahren größere Aufmerksamkeit erhalten. Galt Brandt in den siebziger Jahren noch als antistalinistischer Linker, der durch sein bewegtes und schicksalsträchtiges Leben den Kampf und die Hoffnung für einen undogmatischen, demokratischen Sozialismus repräsentierte, so ist in den letzten Jahren seine Rolle als Oppositioneller in der DDR in den Vordergrund gerückt. Dabei lag der Schwerpunkt auf Brandts Verhalten am 17. Juni 1953 und seiner Entführung in die DDR 1961.[2] Gerade die Fokussierung auf den 17. Juni ist jedoch nur begrenzt geeignet, eine Oppositionsarbeit aufzuzeigen.[3] Brandt war ein kritischer Funktionär innerhalb der SED, der am 17. Juni vor allem den „Neuen Kurs" der SED retten wollte und die Ereignisse als Tragödie bewertete, mit der ein Sturz Ulbrichts und so die Demokratisierung der DDR verhindert worden sei.[4] Brandt verhielt sich in den Tagen des Aufstandes abwartend und versuchte, den Aufstand im Sinne einer Ulbricht-kritischen SED-Opposition zu kanalisieren. Ein endgültiger Bruch mit der SED erfolgte erst drei Jahre später, als Brandt regelmäßig das Ostbüro der SPD über die Entwicklung in der SED informierte. Das Ostbüro war 1946 als Verbindungsstelle für die illegale SPD in der Sowjetischen Besatzungszone gegründet worden und wurde in den fünfziger Jahren zur Informationsquelle des Parteivorstands der SPD zur DDR. Dabei wurde auch mit nachrichtendienstlichen Methoden gearbeitet.[5]

Diese Verbindung Brandts soll im folgenden Artikel näher beleuchtet werden. Was waren seine Motive, diese hochgefährliche und im DDR-Verständnis illegale Verbindung

* Der Verfasser arbeitet an einer biographischen Studie zu Heinz Brandt unter dem Titel „Aus der Vergangenheit nicht die Asche, sondern das Feuer mit in die Zukunft nehmen". Der Artikel beruht auf Forschungsergebnissen zu dieser Arbeit.

1 So der Titel einer Sendung von Doris Liebermann im Deutschlandradio am 19. Juni 2003.

2 Vgl. Manfred Rexin, Verfolgte Kommunisten unter Hitler und Ulbricht: Kurt Müller, Robert Bialek, Heinz Brandt, Karl Schirdewan, in: Verfolgung und Lebensgeschichte. Diktaturerfahrungen unter nationalsozialistischer und stalinistischer Herrschaft in Deutschland. Hrsg. von Friedhelm Boll, Berlin 1997, S. 165–188, zu Brandt bes. S. 175–181; Heinrich Mohr, Heinz Brandt, in: Opposition und Widerstand in der DDR. Politische Lebensbilder. Hrsg. von Karl Wilhelm Fricke, Peter Steinbach und Johannes Tuchel, München 2002, S. 332–339.

3 So die etwas unverständliche Zuordnung Brandts zum Abschnitt „Der Volksaufstand am 17. Juni" in Fricke, Steinbach und Tuchel (Anm. 3). Zutreffender wäre die Zuordnung in den Abschnitt „Innerparteiliche Opposition in der SED" gewesen.

4 Diese Interpretation des 17. Junis propagierte Brandt bereits 1959: Heinz Brandt, Le soulèvement de l'Allemagne de L'Est du 17 juin, in: *Études. Revue Trimestrielle Internationale*, publ. par l'Institut Imre Nagy des Sciences Politique, Jg. 1 (1959) H. 2, S. 98–118.

5 Auf quellengesättigter Grundlage beruhen zwei Arbeiten von Wolfgang Buschfort, die sich mit dem Ostbüro der SPD und anderer Organisationen befassen. Vgl. Wolfgang Buschfort, Das Ostbüro der SPD. Von der Gründung bis zur Berlin-Krise, München 1991; Wolfgang Buschfort, Parteien im Kalten Krieg. Die Ostbüros von SPD, CDU und FDP, Berlin 2000.

einzugehen? Immerhin war das Ostbüro der SPD zu dieser Zeit für die Staatssicherheit „die ‚konterrevolutionäre' Bedrohung schlechthin".[6] Welche politischen, welche persönlichen Ziele verband Brandt mit dieser konspirativen Widerstandsarbeit?

Es gibt zu dieser Verbindung in der Literatur bisher nur spekulative Annahmen, die auf Brandts sehr vagen Andeutungen in dieser Sache beruhen und zumeist eine dauerhafte Verbindung seit 1946 annehmen.[7] Die Unterlagen des Ostbüros der SPD – soweit sie einsehbar sind – und Dokumente aus dem Nachlaß Siggi (Siegmund) Neumanns ergeben jedoch ein anderes Bild. Brandt stand erst seit November 1956 mit dem Ostbüro in Kontakt. Dieser Kontakt hielt bis zu Brandts Wegzug aus Berlin im April 1959.

Der Weg des „Versöhnlers" – zur Person Brandts

Zuerst soll jedoch kurz der Lebensweg skizziert werden, um die Widerstandsarbeit einordnen zu können. Heinz Brandt verstand sich als Nonkonformist und undogmatischer Sozialist, der für einen ethisch geprägten Sozialismus eines „dritten Weges" eintrat. Er wurde 1909 in einer jüdischen Intellektuellenfamilie in Posen geboren.[8] Das Elternhaus vermittelte ihm Pazifismus und einen hohen rationalen Idealismus. Der Erste Weltkrieg gehörte zu den prägenden und einschneidenden Erlebnissen in seiner Kindheit. Die Eltern waren Nonkonformisten, entschiedene Kriegsgegner und sympathisierten mit Rosa Luxemburg und der russischen Revolution. Neben dieser Prägung gehörte jedoch auch ein sozialer Abstieg der Familie zu den Folgen des Krieges. Brandt ging, ebenso wie zwei seiner drei Geschwister, 1926 mittellos nach Berlin, wo er sich, weitgehend auf sich allein gestellt, der kommunistischen Bewegung anschloß: zuerst dem Sozialistischen Schülerbund, einer Organisation von kommunistischen und sozialistischen Oberschülern, und dann dem Kommunistischen Jugendverband. 1931 wurde er in die KPD aufgenommen und arbeitete – nach abgebrochenem Studium ohne feste Erwerbstätigkeit – auf der unteren Organisationsebene für die Partei. 1934 wegen illegaler Tätigkeit verhaftet, wurde er zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt und kam anschließend in ein Konzentrationslager. Er überlebte Sachsenhausen, Auschwitz und Buchenwald. 1945 arbeitete Brandt zuerst für den Berliner Hauptausschuß Opfer des Faschismus, dann ab Dezember 1945 für die KPD und später für die SED. Als Abteilungsleiter für Werbung und Propaganda stieg er 1950 schließlich zum Sekretär der Berliner SED-Landesleitung auf, zuerst zuständig für Propaganda, dann schließlich für Agitation. Den 17. Juni 1953 erlebte er in dieser Funktion und wurde im August 1953, zusammen mit dem Berliner Ersten Sekretär der SED, Hans Jendretzky, seiner Ämter enthoben, verblieb aber als Abteilungsleiter in der Berliner SED-Bezirksleitung. Erst im August 1954, nach dem Vorwurf einer sexuellen Belästigung, wurde er mit einer Parteistrafe belegt und aller

6 Karl-Wilhelm Fricke und Roger Engelmann, „Konzentrierte Schläge". Staatssicherheitsaktionen und politische Prozesse in der DDR 1953–1956, Berlin 1998, S. 74.

7 Vgl. Eintrag Heinz Brandt, in: Lexikon Opposition und Widerstand in der SED-Diktatur. Hrsg. von Hans-Joachim Veen, Berlin und München 2000, S. 83 f.; Mohr (Anm. 2), S. 334.

8 Zu den biographischen Angaben allgemein vgl. Heinz Brandt, Ein Traum, der nicht entführbar ist, München 1967, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1986.

Funktionen enthoben. Er wurde im Verlag „Die Wirtschaft" untergebracht, wo er bald zum kommissarischen Chefredakteur der Metall-Zeitungen aufstieg. Brandt empfand diese Tätigkeit als politisch unbefriedigend und nahm Anfang 1956, als er bereits Fluchtpläne hegte, Kontakt mit alten Freunden im Westen auf. Hieraus entstand die Zusammenarbeit mit dem Ostbüro der SPD. Angesichts einer drohenden Verhaftung floh er im September 1958 nach Westberlin und konnte ab April 1959 als Redakteur der IG Metall-Mitgliederzeitung „Metall" in Frankfurt arbeiten. Dieser Ortswechsel vereitelte eine bereits geplante Entführung durch die Staatssicherheit. Im Juni 1961 gelang es dieser jedoch, Brandt bei einem Besuch in Westberlin zu entführen. Brandt wurde wegen seiner Ostbüro-Verbindungen durch das Oberste Gericht der DDR zu dreizehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Seine Freilassung erfolgte im Mai 1964, nach einer großen internationalen Kampagne der IG Metall und linker Kreise im Westen.[9] Anschließend arbeitete Brandt wieder für die IG Metall und galt als eine „Galionsfigur eines in der IG Metall gepflegten humanistischen Sozialismus".[10] Nach seiner Pensionierung wurde Brandt als linker Publizist und Atomkraftgegner, der sich auch mit der Gewerkschaftsführung anlegte,[11] prominent und gehörte zu den Mitbegründern der Grünen, die er jedoch bald wieder verließ. 1986 verstarb er in Frankfurt am Main.

Eine Opposition innerhalb der SED bezog sich vor allem auf die Machtfülle Ulbrichts, die Ausschaltung von offenen Diskussionen und die bedingungslose Unterordnung der DDR unter sowjetische Vorgaben. Langjährigen Kommunisten wie Heinz Brandt, die zudem nicht die Erfahrung des Moskauer Exils, sondern langjährige Haft in Deutschland gemacht hatten, fiel die geforderte Unterordnung häufig schwer. In den ersten Jahre unterstützte Brandt die politische Linie der KPD- und SED-Führung, da er den welthistorischen Fortschritt des Sozialismus als prinzipielle Alternative zum Kapitalismus sah. Brandt gehörte zu einem Typus von „eigensinnigen Kommunisten", die sich abwartend verhielten und Zweifel an der SED-Politik höchstens im vertrauten Kreis äußerten.[12] Wolfgang Leonhard, der Brandt 1946 kennenlernte, skizzierte ihn folgendermaßen: „Während der ersten Nachkriegsjahre [...] war ich oft mit ihm zusammen gewesen. Er gehörte zu jenen, die sich ihre Ideale, ihren Charakter und ihre Menschlichkeit bewahrten – und damit früher oder später in Konflikt mit den zynischen und eiskalten Apparatschiks geraten mußte."[13]

9 Die Rolle von Amnesty International an dieser Kampagne hat kürzlich dargestellt: Anja Mihr, Die internationalen Bemühungen von Amnesty International im Fall Heinz Brandt, in: *IWK*, Jg. 37 (2001), H. 4, S. 449–464. Leider leuchtet Mihr in ihrem Beitrag an keinem Punkt die Zusammenarbeit mit dem Ostbüro der SPD aus, obwohl diese mit ursächlich für die Entführung und Verurteilung war. Die bisher beste Darstellung zu der Entführung aus westlicher Sicht bringt Diether Posser, der sich als westdeutscher Anwalt für Brandt einsetzte. Vgl. Diether Posser, Anwalt im kalten Krieg. Ein Stück deutscher Geschichte in politischen Prozessen 1951–1968, München 1991, S. 315–357.

10 Petra Monika Jander, Don Quichote gegen Atomfilz, in: *Die Zeit*, 29. 4. 1977.

11 Vgl. zu einem Ausschlußverfahren der IG Metall gegen Heinz Brandt: Der Atomfilz, Gewerkschaften und Atomkraft. Hrsg. von Lutz Mez und Manfred Wilke, Berlin 1977.

12 Jochen Černý, KPO in der SED? in: Ausblicke auf das vergangene Jahrhundert. Die Politik der internationalen Arbeiterbewegung von 1900 bis 2000. Hrsg. von Wladislaw Hedeler, Mario Keßler und Gert Schäfer, Hamburg 1996, S. 100–117, hier S. 113.

13 Wolfgang Leonhard, Geheimprozeß in Ostberlin, in: *Die Zeit*, 25. 5. 1962.

Brandt hatte von 1931 bis 1934 einer Gruppe von „Versöhnlern" in Berlin angehört,[14] die die Stalinisierung der KPD und den linksradikalen Kurs der Partei intern kritisierten, jedoch in der Partei verbleiben wollten. Man hoffte und wartete auf einen Kurswechsel der Kominternführung. Dieses Verhaltensmuster wiederholte Brandt nach dem Krieg. Er wartete auf einen Kurswechsel der Parteiführung, einen günstigen Moment. Durch einen eigenständigen Weg der DDR, dem Ende des stalinistischen Terrors und einer demokratischen Entwicklung in der SED sollte perspektivisch die Wiedervereinigung unter sozialistischen Vorzeichen möglich werden.[15] Das Ende des „Neuen Kurses" und der 17. Juni 1953 zerstörten die Hoffnungen Brandts, aus der SED und dem Moskauer Machtzentrum heraus würde es einen Kurswechsel geben. Verbunden mit seiner persönlichen Entmachtung in den Jahren 1953 und 1954 war Brandt enttäuscht und verbittert über seine jahrelangen vergeblich gepflegten Hoffnungen. In dieser Situation entstand Anfang 1956 ein Kontakt mit alten Freunden im Westen.

Kontaktaufnahme mit dem Ostbüro der SPD

Für die Zusammenarbeit Brandts mit dem Ostbüro der SPD wird in der Literatur in der Regel ein zu früher Zeitpunkt angenommen. Diese Angaben berufen sich auf die vagen Andeutungen, die Brandt in seiner Autobiographie gemacht hat. Er habe seit 1946 mit Siggi Neumann in Verbindung gestanden.[16] Neumann[17] und Brandt kannten sich aus der gemeinsamen Arbeit im Sozialistischen Schülerbund (SSB) vor 1933, und beide gehörten zeitweilig zur Berliner „Versöhnler"gruppe. Neumann war 1945 aus dem schwedischen Exil nach Deutschland zurückgekehrt und hatte in Hannover für die SPD gearbeitet. Aus freundschaftlicher Verbundenheit suchte Neumann den Kontakt zu Brandt,[18] den er im Sommer 1946 in Berlin aufsuchte. Die Treffen der beiden alten Freunde waren von harten Auseinandersetzungen über den richtigen politischen Weg

14 Die „Versöhnler" waren eine Strömung innerhalb der KPD, die nach 1930 nur noch verdeckt operieren konnte. Vgl. dazu Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1969, Bd. 1, S. 17–18, 186–191, 223–238. Als regionale Untersuchung: Peter Birke, Die kommunistische Parteiorganisation (KPO) und andere dissidente Kommunisten in Hamburg in den Jahren 1928–1936, unveröffentlichte Magisterarbeit, Hamburg 2001.

15 Vgl. Brandt, Traum (Anm. 8), S. 207–210.

16 Ebd., S. 172–174; vgl. auch Heinz Brandt, Windjacke contra Regenschirm, in: *Pflasterstrand*, H. 228 (1986), S. 22–26, hier S. 26. Zumeist wird sich in der Literatur auf diese Angaben von Brandt gestützt. Vgl. Mohr (Anm. 2), S. 336; Manfred Wilke, Heinz Brandt – in Selbstzeugnissen, in: Wege nach Bautzen II. Biographische und autobiographische Porträts, eingeleitet von Silke Klewin und Kirsten Wenzel, Dresden 1998, S. 49–64; Lexikon Opposition und Widerstand (Anm. 7).

17 Siggi (Siegmund) Neumann (eigentlich Paul Brandenburg), 1907–1960, entstammte einer jüdischen Familie und emigrierte 1933 nach Paris, kämpfte im Spanischen Bürgerkrieg und konnte dann nach Schweden emigrieren. 1946 ging er nach Hannover zum Büro Schumacher. 1948 arbeitete er beim Parteivorstand der SPD, ging jedoch nach internen Auseinandersetzungen 1954 zur IG Metall nach Frankfurt, wo er mit der Abfassung einer Geschichte der Metallgewerkschaften betraut war.

18 Vgl. Siggi Neumann an Hans Alfgen, 20. 3. 1946, in: Archiv der sozialen Demokratie [künftig zitiert: AdsD], Nachlaß [künftig zitiert: NL] Siggi Neumann, Box 1, unfoliiert.

gekennzeichnet. Neumann warnte Brandt vor der stalinistischen Entwicklung, deren Ausmaße er nach zehnjähriger Haft- und Konzentrationslagerzeit nicht abschätzen könne.[19] Brandt hat die Treffen mit Neumann der SED gemeldet.[20] Es gibt keine Indizien dafür, daß nach 1946 der Kontakt weiter bestand. Die Treffen von Brandt und Neumann 1946 hatten vermutlich mehr den Charakter von Diskussionen zwischen alten und befreundeten Genossen, was jedoch keine politische Übereinstimmung bedeutete. Anzunehmen ist, daß Neumann die Treffen mit Brandt für das Ostbüro ausgewertet hat, dessen Leitung er aber erst im Sommer 1947 übernahm.[21] Für eine Verbindung seit 1946 spricht nicht, daß Brandt selbst im Prozeß 1962 diese Behauptung machte.[22] Gegenüber bundesdeutschen Ermittlungsbehörden hob er später hervor, daß diese Angabe, die er auch in einem Lebenslauf an die IG Metall gemacht hatte, taktischer Natur war.[23] Seinem DDR-Rechtsanwalt, Friedrich Wolff, deutete Brandt an, er habe bei der Dauer der Verbindung zum Ostbüro der SPD bewußt übertrieben, um bei einer hohen Strafe eher die Möglichkeit eines Austausches zu haben.[24] Gegenüber der Ostberliner Generalstaatsanwaltschaft machte Brandt im Januar 1964 unmißverständlich deutlich, daß er erst seit November 1956 mit dem Ostbüro in Kontakt gestanden hatte.[25] Die weitgehend ohne Beweise, sondern nur auf politischen Spekulationen und Unterstellungen basierende Anklageschrift des Generalstaatsanwalts der DDR gegen Brandt kann kaum als Beleg für eine langfristige Verbindung verstanden werden.

Der Kontakt zum Ostbüro der SPD entstand durch wiederaufgenommene Verbindungen zu alten Genossen und Freunden im Westen. Anfang 1956 schrieb Brandt über eine Westberliner Deckadresse[26] an seinen alten Freund Werner Platschek, der in Stockholm lebte. Platschek hatte vor 1933 auch dem KJVD in Berlin angehört.[27] Platschek ließ den Brief Neumann zukommen, der dann von sich aus die abgerissene Verbindung

19 Brandt, Traum (Anm. 8), S. 173. Für die prosowjetische Haltung Brandts 1946 spricht auch, daß sich Wolfgang Nelki, ebenfalls ein alter Bekannter aus dem SSB, der nach London emigriert war, im Mai 1946 mit Brandt zerstritt. Vgl. Wolfgang Nelki an Siggi Neumann, 6. 5. 1946, in: AdsD, NL Siggi Neumann, Box 6, unfoliiert.

20 Landesarchiv Berlin [künftig zitiert: LAB], C Rep. 900, II 00 IV, 1.879. Handschriftlicher Lebenslauf von Heinz Brandt (1951).

21 Neumann wurde bereits im Sommer 1948 durch Stephan Thomas abgelöst. Buschfort, Ostbüro (Anm. 5), S. 53–54.

22 Staatsanwaltschaft II beim Landgericht Berlin, Moabit, 29Js 55/94. Protokoll der Sitzung des Obersten Gerichtes der DDR, 3. Mai 1963, Bl. 91.

23 Staatsanwaltschaft II beim Landgericht Berlin, Moabit, 29/2 JS 1376/92, Bd. 1. Staatsanwaltschaft Frankfurt, 4 Js 392/64, Vfg. 5. 6. 1964, Bl. 48.

24 Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, Zentralarchiv [künftig zitiert: BStU, ZA], MfS HA XX, Nr. 1615. HA XX/2, Bericht über Gespräch mit RA Wolff, 13. 5. 1964. Bl. 1–4, hier Bl. 4.

25 BStU, ZA, MfS HA XX, Nr. 1655. Heinz Brandt, Erklärung an die Generalstaatsanwaltschaft der DDR, 19. 1. 1964, Bl. 73.

26 Er benutzte die Anschrift des Westberliner SED-Mitgliedes Heiner Schwandt. Ob Schwandt wußte, welchen Briefkontakt Brandt im einzelnen unterhielt, bleibt unklar. Nach einem Bericht von Brandt sei er erst nach der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes SED-Oppositioneller geworden. AdsD, PV-SPD-Ostbüro, 330 I. Bericht Quelle B 1228, 22. 1. 1957, unfoliiert.

27 Platschek (1905–1978) und Brandt kannten sich aus dem KJVD, Brandt hatte 1931 bis 1933 bei der Familie Platschek in Berlin gelebt. Platschek emigrierte 1933 nach Schweden, wo er nach dem Krieg blieb.

wieder aufnahm. Im seinem ersten Schreiben hob Neumann hervor, wie sehr er sich über Brandts Einstellungswandel zur Sowjetunion freuen würde.[28]

Siggi Neumann, seit 1954 bei der IG-Metall-Hauptverwaltung in Frankfurt mit der Abfassung einer Geschichte der Metallgewerkschaften betraut, war gegenüber Brandt trotz des fast gleichen Alters ein väterlicher Freund. Nach einem längeren Briefwechsel trafen sich beide im November 1956 in Berlin, wobei Siggi Neumann sogar das Risiko auf sich nahm, nach Ostberlin zu fahren, um die Familie kennenzulernen.[29] Neumann brachte Brandt im November 1956 in Westberlin mit Alfred Weber, dem damaligen Leiter der Berliner Außenstelle des Ostbüros, zusammen.[30]

Neumanns Motiv für die Vermittlung war weniger politisch als vor allem persönlich geprägt: eine Flucht der Familie Brandt in den Westen sollte so abgesichert werden. Da Brandt langjähriger SED-Funktionär gewesen war, drohte ihm in der Bundesrepublik die Nichtanerkennung als politischer Flüchtling. Durch den Kontakt mit dem Ostbüro war nach Ansicht von Neumann eine Anerkennung von Brandt als politischer Flüchtling möglich.[31] Dabei plagten Neumann Befürchtungen, der Kontakt könnte gefährlich werden, da das Ostbüro die neue wichtige Quelle nicht verlieren wollte und ihm von einer Flucht abraten würde. Mehrmals schrieb Neumann eindringlich an Brandt, sich bei geringsten Anzeichen von Gefahr in den Westen abzusetzen und keine Rücksicht auf die politischen Interessen des Ostbüros zu nehmen.[32] Das gewissermaßen private Motiv für die Zusammenarbeit verweist auf die Schwierigkeiten, die ein kritischer SED-Funktionär bei einer Flucht im Westen haben konnte. Tatsächlich waren die bundesdeutschen Aufnahmestellen nach der Flucht Brandts im September 1958 skeptisch, ob eine Anerkennung als politischer Flüchtling gerechtfertigt sei. Erst ein Brief des Ostbüros der SPD ermöglichte schließlich die für die soziale Absicherung wichtige Anerkennung.[33]

Für Brandt stand dieser Aspekt nicht im Vordergrund. Angesichts der durch den XX. Parteitag der KPdSU eingeleiteten „Entstalinisierung" und den „Liberalisierungen" in Ungarn und Polen trat er im Laufe des Jahres 1956 offener auf und kritisierte in Parteisitzungen im Betrieb und in Gesprächen immer wieder die gescheiterte Politik Ulbrichts und die Notwendigkeit einer Aufarbeitung der stalinistischen Verbrechen.[34] Der Einmarsch sowjetischer Truppen in Ungarn, der mit dem Treffen von Neumann und Brandt im November 1956 zeitlich zusammenfiel, erschütterte ihn und verstärkte seine Fluchtpläne. Als eine Beruhigung der Situation absehbar war, entschied Brandt sich für die ständige Zusammenarbeit mit dem Ostbüro der SPD aus der DDR heraus. Neumann hatte ebenfalls einen Kontakt zur IG Metall ermöglicht. 1957 und 1958 erschienen anonym einige Artikel Brandts in der IG-Metall-Funktionärszeitschrift

28 AdsD, NL Siggi Neumann, Box 1. Siggi Neumann an Heinz Brandt, 6. 3. 1956 und 18. 5. 1956, unfoliiert.
29 Ebd., Siggi Neumann an Werner Platschek, 7. 11. 1956, unfoliiert.
30 Weber [Peter Wandel] war Skandinavienemigrant und hatte vermutlich Kontakt zum dänischen Geheimdienst, der ihn 1952 als Leiter des Ostbüros in Berlin vorschlug. Buschfort, Ostbüro (Anm. 5), S. 80.
31 AdsD, NL Siggi Neumann. Box 1. Siggi Neumann an Werner Platschek, 7. 11. 1956, unfoliiert.
32 Ebd., Siggi Neumann an Heinz Brandt, 7. 11. 1956 und 21. 2. 1957, unfoliiert.
33 Vgl. das Notaufnahmeverfahren Heinz Brandts. Bundesverwaltungsamt Gießen, NG 40, Brandt, Heinz.
34 AdsD, NL Siggi Neumann, Box 1. Siggi Neumann an Werner Platschek, 7. 11. 1956, unfoliiert.

„Der Gewerkschafter".[35] Als oppositioneller Einzelgänger – einen dauerhaften politischen Oppositionskreis konnte Brandt nicht um sich sammeln – hoffte er, mittels der publizistischen Möglichkeiten des Ostbüros eine SED-Opposition zu beeinflussen.

Das Ostbüro, als „Agentenzentrale" immer im Zentrum der SED-Propaganda, war für kritische SED-Mitglieder eine Möglichkeit, Kontakt mit der SPD aufzunehmen.[36] Es hatte Mitte der fünfziger Jahre einen gewissen Wandel durchgemacht. Stand in den ersten Jahren vor allem die Aufrechterhaltung einer illegalen Struktur der SPD in der SBZ/DDR im Vordergrund der Aktivitäten, war nun die Gewinnung von Informationen für den SPD-Parteivorstand in das Zentrum gerückt. Zudem sollte langfristig die SED-Herrschaft durch Gegenpropaganda destabilisiert werden. Aus diesem Grunde hatte sich das Ostbüro kritischen SED-Mitgliedern zugewandt. Dabei wurden auch Anhänger eines „dritten Weges" zwischen Kommunismus und Kapitalismus stärker als vorher unterstützt.[37] Im Westen suchten linkssozialistische ehemalige SED-Mitglieder die Zusammenarbeit mit dem Ostbüro, um in die DDR hineinzuwirken. [38] Zur Unterstützung kritischer SED-Mitglieder gab das Ostbüro auch mehrere Tarnschriften heraus, darunter die „SED-Opposition", die eine aktive SED-Opposition suggerieren sollte.[39]

Trotz geheimdienstlicher Verbindungen war die Einrichtung des Ostbüros der SPD zuallererst dem Umstand geschuldet, daß in der DDR keine offene politische Diskussion möglich war. Da genau hier die Kritik Brandts an der SED-Führung einsetzte, war für ihn die Zusammenarbeit keine prinzipielle Frage mehr. Zu tief war die Enttäuschung über die Entwicklung in der DDR: „Die letzten zehn Jahre waren schlimmer als die zehn Jahre im Zuchthaus und KZ! Damals hatte ich eine Hoffnung und einen Glauben; das ist nun alles restlos zerstört, und zehn Jahre Enttäuschung über Enttäuschung zu erleben, in der Sklavensprache zu sprechen und schreiben zu müssen, immer wieder eine zweifelhafte Hoffnung und Illusion zu haben, die immer wieder zerstört worden ist, einfach unerträglich", zitierte ihn Siggi Neumann in einem Brief.[40] Daß der Leiter des Berliner Ostbüros Alfred Weber ein alter Bekannter aus der kommunistischen Bewegung war, erleichterte ebenfalls die Zusammenarbeit.[41] Brandts Ziel, durch den Sturz

35 Es handelte sich um die anonym erschienenen Artikel: Streiflichter aus Moskau, in: *Der Gewerkschafter*, Jg. 5 (1957) Nr. 7, S. 19 f.; Streng geheim. Absperrung Marx-Engels-Platz, in: *Der Gewerkschafter*, Jg. 5 (1957), Nr. 10, S. 18; Warum wurde dieses Buch in der Sowjetzone verboten? in: *Der Gewerkschafter*, Jg. 6 (1958), Nr. 5, S. 19 f.; Nach dem fünften Parteitag der SED, in: *Der Gewerkschafter*, Jg. 6 (1958), Nr. 8, S. 22–24. Vgl. als Beleg für die Autorenschaft von Brandt: Bundesverwaltungsamt Gießen, NG 40, Brandt, Heinz, Bl. 2.

36 Vgl. Wolfgang Harich, Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Zur nationalkommunistischen Opposition 1956 in der DDR, Berlin 1993, S. 70–71.

37 Buschfort, Parteien (Anm. 5), S. 138; Beatrix Bouvier, Ausgeschaltet! Sozialdemokraten in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR 1945–1953, Bonn 1996, S. 276.

38 Dazu gehörten z. B. Carola Stern, die Auswertungen für das Ostbüro verfaßte (Gespräch des Verfassers mit Carola Stern am 9. März 2001 in Berlin), oder Heinz Lippmann (vgl. Michael Herms, Heinz Lippmann. Porträt eines Stellvertreters, Berlin 1996, S. 12.)

39 Vgl. Tarnausgaben des SED-Theorieorgans „Einheit". Die Auflage der Druckschrift und ihre Verbreitung in der DDR ist noch nicht erforscht. Buschfort, Ostbüro (Anm. 5), S. 101 f., nennt nur geschätzte Auflagenhöhen.

40 AdsD, NL Siggi Neumann, Box 1. Siggi Neumann an Werner Platschek, 7. 11. 1956, unfoliiert.

41 Nachlaß Brandt, Privatbesitz Stefan Brandt, Berlin. Erklärung für Alfred Weber von Heinz Brandt am 28. 3. 1961 vor dem Notar Lucht in Berlin-Charlottenburg.

Ulbrichts einen Kurswechsel in der SED einzuleiten, hoffte er durch die Zusammenarbeit weiter verfolgen zu können. Dafür war die Verbreitung von Informationen und Diskussionsanregungen wichtig.

Daß er sich mit der Kontaktaufnahme gefährdete, war Brandt bewußt. „Im Grunde galt jegliche Informationsübermittlung in den Westen, die unter Umständen geeignet war, dem Regime zu schaden, als ‚Spionage' bzw. ‚Agententätigkeit'."[42] Aber gerade diese hermetische Abschottung der DDR gegenüber offener Diskussion und Information war für Brandt nicht akzeptabel.[43] Nach fast dreijähriger Isolationshaft in der DDR legte er Anfang 1964 noch einmal gegenüber der DDR-Generalstaatsanwaltschaft dar, warum seine Zusammenarbeit mit dem Ostbüro der SPD zwar nach DDR-Gesetzen strafbar, jedoch für ihn nichts Illegitimes war: „[...] allerdings bin ich der Meinung, daß die Kenntnisse von ‚Geheimnissen' dem Gegner nur wenig – oder auch gar nichts – nützt, wenn sich das auch alle einbilden [...]. Mit dem Fortschreiten der Annäherung wird es immer weniger ‚Geheimnisse' und immer mehr gegenseitige Informationen geben [...]."[44] In dieser politischen Deutung und zugleich idealistischen Hoffnung Brandts kam seine unabhängige Stellung zur Partei zum Ausdruck. Er war 1956 aus einer Mischung aus Enttäuschung, aber auch einer Selbstverständlichkeit für politische Diskussionen in der Arbeiterbewegung mit dem Ostbüro der SPD in Kontakt getreten. Diese Arbeiterbewegung verstand Brandt immer noch als gesamtdeutsche Bewegung.

Informant des Ostbüros der SPD

Brandt wurde für das Ostbüro der SPD zu einer wichtigen Quelle. Durch seine Verbindungen zum Parteiapparat, aber auch durch seine vielfältigen Kontakte in die Ostberliner Medienlandschaft gelang es, Informationen aus der Berliner Bezirksleitung und aus dem Umfeld des Zentralkomitees zu erlangen. Die Informationen des Ostbüros der SPD wurden allgemein als sehr hochwertig eingeschätzt, und Anfang 1956 ging die Staatssicherheit davon aus, daß eine Quelle direkt im oder am ZK plaziert sei. Wolfgang Buschfort hebt hingegen hervor, daß im Ostbüro die Veröffentlichungen der SED sehr genau studiert wurden und eine Reihe von ehemaligen SED-Mitgliedern mit ihren Kenntnissen bei der Deutung zwischen den Zeilen half.[45] Neben Verbindungspersonen in der DDR, die bei Besuchen in Westberlin Berichte abgaben, waren es vor allem die umfangreichen Befragungen von Flüchtlingen in den Notaufnahmelagern wie Berlin-Marienfelde, die dem Ostbüro eine Vielzahl von Hintergrundinformationen brachten.

42 Fricke und Engelmann (Anm. 6), S. 100.

43 In seinem Verlag trat Brandt für die Veröffentlichung einer Broschüre der Wirtschaftswissenschaftler Arne Benary und Fritz Behrens ein, in der die Frage der staatlichen Einmischung in die Wirtschaft problematisiert wurde. Dieses Auftreten brachte Brandt ein zweites Parteiverfahren ein. Vgl. LAB, C Rep. 900, IV-2/4, 1422.

44 BStU, ZA, MfS HA XX, Nr. 1655. Heinz Brandt, Erklärung an die Generalstaatsanwaltschaft der DDR, 19. 1. 1964, Bl. 73.

45 Er nennt u. a. Siegfried Weigel, ehemaliger Mitarbeiter der Kulturabteilung des ZK der SED, Robert Bialek, Heinz Brandt und Wolfgang Leonhard. Buschfort, Parteien (Anm. 5), S. 117.

Rund fünfzig Berichte Brandts für das Ostbüro sind bis August 1958 nachweisbar.[46] Schwerpunkte der Berichte waren Diskussionen und Stimmungen innerhalb der SED-Mitgliedschaft und Informationen über Auseinandersetzungen innerhalb des Zentralkomitees. Die Berichte, oft als „vertraulich" klassifiziert, waren Niederschriften der Gespräche, die Brandt mit Alfred Weber oder seinem Stellvertreter, Eberhard Zachmann, in Westberlin geführt hatte. Es ist also zu berücksichtigen, daß die Berichte doppelt gefiltert sind: Brandt berichtete ganz überwiegend von Gesprächen, die er selber mit anderen geführt hatte und in denen es zumeist um Geschichten vom Hörensagen ging; Weber und Zachmann interpretierten erneut bei der Niederschrift. Da Brandt sich als Redakteur in Ostberliner Medien- und Funktionärskreisen bewegte, konnte er eine Vielzahl von Deutungen und Stimmungen liefern. Dabei fällt auf, daß die Konzentration auf die Opposition zugleich auch eine Überzeichnung bedeutete. Brandt suchte in seinen Gesprächen Unzufriedenheiten herauszuhören und Einschätzungen über den Einfluß oppositioneller Vorstellungen in der SED wiederzugeben. Eine genaue Stimmungsanalyse strebte er nicht an, er hatte auch nur selten Kontakt mit überzeugten Ulbricht-Anhängern.[47]

Kennzeichnend für die Berichte war eine überwiegend optimistische Zeichnung der Schwäche der SED-Führung. Ende 1956 verkündete Brandt, daß „die Verhältnisse in der Partei [...] subjektiv reif für eine Umstellung im Sinne Gomulkas" seien. Die ökonomischen Schwierigkeiten seien nicht lösbar und würden daher mit der Unzufriedenheit in der SED zur Ablösung von Ulbricht führen.[48] Auch das Ostbüro vertrat in seinen Publikationen die These, daß die SED-Führung geschwächt sei, ohne allerdings von einem baldigen Umsturz auszugehen.[49] Nach der Verhaftung der Harich-Gruppe sprach das Ostbüro von einer „ideologischen Krise der SED", die eine politische Schwächung bis in die Zentren der Macht tragen würde.[50] Diese Einschätzung stützte Brandt mit seinen Berichten über oppositionelle SED-Mitglieder und Intellektuelle.

Seine wichtigste Quelle war der spätere Mitangeklagte Karl Raddatz.[51] Raddatz war 1957 Abteilungsleiter beim Ausschuß für Deutsche Einheit. Brandt und Raddatz kannten

46 Brandt wurde zuerst mit der Nummer „V 547", dann „B 1228" geführt. Wann die Nummer umgestellt wurde, ist unklar, da beide Nummer parallel verwendet wurden. Vermutlich wurde die Nummer „B 1228" nach der Flucht Brandts verwandt, als er noch mit dem Ostbüro zusammenarbeitete. Zumindest wurden die meisten älteren Berichte mit der neuen Nummer handschriftlich umgeändert.

47 Es werden nur in drei Berichten Gespräche mit Bruno Baum erwähnt, damals Mitglied der Berliner SED-Bezirksleitung. Baum und Brandt kannten sich aus Auschwitz und aus der gemeinsamen Arbeit bei der Berliner SED-Bezirksleitung. AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 330 I und 330 II. Bericht Quelle B 1228, 5. 11. 1956, 22. 1. 1957, 29. 5. 1957, unfoliiert.

48 AdsD, SPD-PV-Ostbüro 330 I. Bericht V 547, 16. 11. 1956, unfoliiert.

49 So *Ostspiegel. Sozialdemokratischer Pressedienst,* Nr. 46, 14. 11. 1956, S. 2. Stefan Wolle hat darauf hingewiesen, daß die Einschätzungen bezüglich Streiks und einer möglichen Krise in der DDR von Ostbüro und Staatssicherheit Ende 1956 ähnlich waren. Vgl. Stefan Wolle, Die DDR zwischen Tauwetter und Kaltem Krieg. „Mutmaßungen" über das Jahr 1956, in: Entstalinisierungskrise in Ostmitteleuropa 1953–1956. Vom 17. Juni bis zum ungarischen Volksaufstand. Hrsg. von Jan Foitzik, Paderborn u. a. 2001, S. 293–330, hier S. 307.

50 *Ostspiegel. Sozialdemokratischer Pressedienst,* Nr. 5, 1. 2. 1957, S. 3.

51 Raddatz (1904–1970) gehörte seit 1927 der KPD an. Von 1941 bis 1945 war er in Sachsenhausen inhaftiert, wo er auch Karl Schirdewan kennenlernte. Nach dem Krieg Leiter des Hauptausschusses Opfer des Faschismus und später Sekretär der VVN, seit Oktober 1953 Abteilungsleiter beim Ausschuß für

sich aus der gemeinsamen Arbeit beim Hauptausschuß Opfer des Faschismus kurz nach dem Kriege. Raddatz sammelte um sich eine Gruppe von unzufriedenen älteren Kommunisten und Angehörigen der kommunistisch gesteuerten Sozialdemokratischen Aktion (SDA), die sich in loser Runde in Ostberliner Lokalen trafen und Überlegungen über einen politischen Richtungswechsel in der DDR anstellten.[52] Brandt gehörte diesem Kreis nicht an, sondern traf sich mit Raddatz alleine; er wußte jedoch von den unsystematischen Überlegungen des Freundeskreises. Bedeutsam war vor allem die persönliche Bekanntschaft von Raddatz mit Karl Schirdewan und Ernst Wollweber. Seine Informationen hatten so häufig eine hohe Brisanz. Ende 1957 und Anfang 1958 erwies sich Raddatz als kostbare Quelle, da Schirdewan und Wollweber gegen Ulbricht opponierten und schließlich abgesetzt wurden. Hierbei handelte es sich nicht um eine prinzipielle Opposition, sondern um interne Machtkämpfe innerhalb der SED-Führung.[53] Für Brandt, der trotz seines Bruches mit der Parteidisziplin weiterhin die größten Hoffnungen auf einen vom Machtzentrum eingeleiteten Wandel setzte, waren diese Machtkämpfe Ausdruck einer Stimmung gegen Ulbricht, die es mittelbar publizistisch zu stärken galt. Er hatte in das Protokoll des 33. Plenums des ZK im November 1957 bei einem nicht näher bezeichneten Freund Einsicht nehmen können und über Auseinandersetzungen berichtet.[54] Der „Ostspiegel. Sozialdemokratischer Pressedienst" brachte kurz darauf eine Sondernummer mit umfangreichen Beiträgen des 33. Plenums heraus. Es wurde behauptet, man sei im Besitz des unveröffentlichten Protokolls des 33. Plenums.[55] Die Auswahl der Redebeiträge in der Sondernummer war unter dem Gesichtspunkt erfolgt, den „fortschreitenden Zersetzungsprozeß innerhalb der SED" aufzuzeigen. Führende Funktionäre würden sich gegen die Politik von Ulbricht stellen, auch wenn sie nicht offen sprechen würden.[56] Diese Interpretation hatte Brandt aus Gesprächen mit Raddatz, der von andauernden Auseinandersetzungen in der Parteispitze berichtete, trotz des scharfen Tons des 33. Plenums gegen die Ulbricht-Opponenten.[57]

Bald darauf konnte Brandt Alfred Weber sehr detailliert über die Vorbereitungen Schirdewans und Wollwebers zum geplanten Angriff auf Ulbricht auf dem 35. ZK-Plenum berichten.[58] Das Ostbüro erklärte programmatisch, alle die Kräfte in der DDR

[Fortsetzung von Anm. 51]
deutsche Einheit. Raddatz wurde 1960 verhaftet und später mit Heinz Brandt zusammen verurteilt. Mindestens achtzehn Berichte Brandts beruhten zum größten Teil auf Gesprächen mit Raddatz.

52 Die meisten Angehörigen dieses Kreises wurden 1960 und 1961 verhaftet. Vgl. zu den Beteiligten: Staatsanwaltschaft II beim Landgericht Berlin, Moabit, 29/2 JS 1376/92, Bd. Ia. „Abschluß der Untersuchungen im Ermittlungsverfahren gegen Fickenscheer, Wilhelm – Raddatz, Karl u.a.", HA IX/2, Berlin, 19.6.1961, Bl. 32–49; AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 330, 1.3.1961. Betrifft: Komplex Karl Raddatz, 18.2.1964; AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 46 ff. Betrifft: Komplex Carl (sic!) Raddatz, 14.1.1966, unfoliiert.

53 Vgl. zu den Vorgängen: Thomas Klein, Wilfriede Otto und Peter Grieder, Visionen. Repression und Opposition in der SED (1949–1989), 2 Teile, 2. Aufl., Frankfurt (Oder) 1997, S. 60–63.

54 AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 330 II. Bericht Quelle B 1228, 24.11.1957, unfoliiert.

55 *Ostspiegel. Sozialdemokratischer Pressedienst,* Nr. 49 (Sondernummer), 11.12.1957. Eine weitere mögliche Quelle war „V 269", die aus dem Umfeld des FDGB stammte und ebenfalls über persönliche Kontakte vermittelte Verbindungen zum ZK hatte. Vgl. AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 287 A IV. Bericht Quelle V 269, 16.1.1958, unfoliiert.

56 *Ostspiegel. Sozialdemokratischer Pressedienst,* Nr. 49 (Sondernummer), 11.12.1957, S. 1–2.

57 AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 330 II. Bericht Quelle B 1228, 18.11.1957, unfoliiert.

58 Ebd., 23.12.1957, unfoliiert.

zu unterstützen, die für einen „menschliche[n], demokratische[n] Sozialismus" stehen.[59] Brandt hatte bereits im November 1956 auf eine mögliche Bedeutung von Schirdewan und Wollweber als Opponenten gegen Ulbricht hingewiesen: Schirdewan galt noch als zweiter Mann der SED und Wollweber war Minister für Staatssicherheit.[60] Doch diese Informationen, die sich Ende 1957 und im Januar 1958 verdichteten, veröffentlichte das Ostbüro nicht. Als im Februar 1958 Schirdewan, Wollweber und andere aus dem ZK ausgeschlossen wurden und die Partei über ihre „fraktionelle Tätigkeit" zu diskutieren hatte, waren die internen Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt.[61] Das Ostbüro war im Vorwege gut informiert und konnte dementsprechend berichten.[62]

Trotz dieses offensichtlichen Rückschlags einer „Revolution von oben" innerhalb der SED machte Brandt weiterhin ein „sehr lautes Knistern im Gebälk der SED" aus und hielt die Position Ulbrichts für geschwächt.[63] Brandt berichtete auch von der Absetzung Schirdewans und seiner Abschiebung in die staatliche Archivverwaltung in Potsdam. Das Ostbüro schlug Brandt vor, Schirdewan – über Raddatz – zur Abfassung eines Textes über die Geschichte der Opposition anzuregen und seine Flucht vorzubereiten.[64] Schirdewan lehnte Fluchtpläne strikt ab, daher wurden Bemühungen in diese Richtung verworfen.[65]

Erkennbar ist aus den Berichten, daß der Blick der oppositionellen SED-Kreise immer auf den Entwicklungen in den anderen sozialistischen Ländern und vor allem der Sowjetunion lag. Brandt interpretierte Entwicklungen in der Moskauer Machtzentrale oder anderen sozialistischen Ländern dahingehend, daß die SED-Führung unter Ulbricht isoliert sei. So wurden Gespräche von Redakteuren des Verlages „Die Wirtschaft" mit chinesischen Botschaftsangehörigen von ihm so verstanden, daß die chinesische Partei sich ein realistisches Bild über die ökonomische Lage in der DDR machen wolle und gegenüber der offiziellen Propaganda mißtrauisch sei.[66] Am stärksten im Blick war die Entwicklung in der Sowjetunion. Bis zu seiner Flucht ging Brandt davon aus, daß Chruschtschow die Ablösung Ulbrichts unterstützt hätte, aber nach dem Einmarsch in Ungarn zögerte, die SED-Führung auszuwechseln. Die politischen Entwicklungen in der Sowjetunion wurden oft mit der Situation in der DDR synchronisiert: Der Machtkampf im sowjetischen ZK und der Sturz der „konservativen" Kreise um Molotow und Malenkow im Juni 1957 wurde mit „Begeisterung" aufgenommen, da dies

59 Wider den „dritten Weg", in: *Ostspiegel. Sozialdemokratischer Pressedienst,* Nr. 50, 18. 12. 1957, S. 1–2.

60 AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 330 I. Bericht Quelle B 1228, 21. 11. 1956, unfoliiert. In seiner Autobiographie räumt Brandt Schirdewan ein eigenes Kapitel ein, in dem er hervorhebt, daß Schirdewan – den er aus dem KZ Sachsenhausen kannte – sich entgegen den Erwartungen zum Ulbricht-Gegner wandelte. Die Darstellung im Buch deckt die Darstellung in den Berichten an das Ostbüro. Brandt, Traum (Anm. 8), S. 319–331.

61 Hermann Weber, Geschichte der DDR, 2. Aufl., München 2000, S. 199.

62 Der Verfall schreitet fort, in: *Ostspiegel. Sozialdemokratischer Pressedienst,* Nr. 6, 12. 2. 1958, S. 1–3.

63 AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 330 II. Bericht Quelle B 1228, 24. 2. 1958, unfoliiert.

64 Ebd., 13. 6. 1958, unfoliiert.

65 Ebd., 2. 7. 1958, unfoliiert. Schirdewan selbst spricht davon, daß Freunde ihm zur Flucht geraten hätten, er aber nicht als Verräter gelten wollte. Karl Schirdewan, Aufstand gegen Ulbricht, Berlin 1995, S. 150.

66 AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 330 II. Bericht Quelle B 1228, 29. 5. 1957, unfoliiert.

nun die Position Ulbrichts schwächen würde.[67] Inspiriert war Brandt auch nach einem Besuch in Moskau im Frühjahr 1957, als er seine 1932 in die Sowjetunion emigrierte Schwester besuchte. Er berichtete dem Ostbüro voller Optimismus, daß in der Sowjetunion ein freieres Diskussionsklima herrsche und eine Entstalinisierung eingeleitet worden sei.[68]

Gefährdung durch offene Worte

Nicht allein durch die Zusammenarbeit mit dem Ostbüro versuchte Brandt, oppositionelle Strömungen in der DDR zu stärken. Er war in Gesprächen weiterhin sehr offen und kritisierte die SED-Führung, was ihm Anfang 1957 ein zweites Parteiverfahren durch die Bezirksparteikontrollkommission (BPKK) einbrachte, das erneut mit einer Rüge und einem Funktionsverbot endete. Die BPKK hatte eigentlich auf Ausschluß plädiert, aber in der Bezirksleitung gab es noch Fürsprecher Brandts, die die Parteistrafe in eine „Strenge Rüge" abmilderten.[69] Auslöser für das Parteiverfahren war das Verhalten Brandts in der Auseinandersetzung um eine Broschüre der Wirtschaftswissenschaftler Fritz Behrens und Arne Benary, die im Verlag „Die Wirtschaft" erscheinen sollte.[70] Brandt stellte sich offen gegen den erzwungenen Beschluß der betrieblichen Parteigruppe, einer Nichtauslieferung der bereits erstellten Broschüre zuzustimmen. Die BPKK vernahm ihn in den Folgemonaten mehrere Male und verlangte Unterwerfungserklärungen, die von Brandt taktisch motiviert abgegeben wurden. Er nahm Bezug auf die sowjetische Situation: „Ich habe jetzt das Vertrauen gewonnen, daß auch bei uns – da die führende Kraft, die KPdSU, konsequent den Weg des XX. Parteitages weitergeht – die Lehren der sowjetischen und chinesischen Entwicklung Anwendung finden werden, wenn auch entsprechend den besonders komplizierten Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik. Die anscheinend sich anbahnende Entspannung der internationalen Lage wird diese Entwicklung noch begünstigen."[71] Der III. Parteitag der SED fand hier keine Erwähnung, erst in einer weiteren Erklärung konnte Brandt sich dazu durchringen, die Politik der SED als richtig zu bezeichnen. Trotz der konspirativen Kontakte suchte Brandt weiterhin den Konflikt und trat gegenüber der Partei selbstbewußt und kritisch auf.

Ein weiterer Versuch oppositioneller Arbeit waren publizistische Aktivitäten. In zwei Aufsätzen publizierte Brandt 1956 und 1957 Überlegungen zum Begriff der zweiten

67 Ebd., 9. 7. 1957, unfoliiert. Zu den Ereignissen selbst vgl.: Manfred Hildermeier, Geschichte der Sowjetunion 1917–1991, München 1998, S. 765–766.

68 Vgl. Streiflicher aus Moskau, in: *Der Gewerkschafter,* Jg. 5 (1957), H. 7, S. 19 f; AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 338 C. Bericht Quelle B 1228, 2. 5. 1957, unfoliiert. Die beiden Geschwister, die letzten Überlebenden der Familie, hatten erst 1956 wieder voneinander gehört.

69 Vgl. LAB, C Rep. 902, 289. Protokoll der Bezirkssekretariatssitzung vom 18. 4. 1957, unfoliiert.

70 Vgl. zu dem Konflikt um die Broschüre: Manfred Wilke und Hans-Peter Müller, SED-Politik gegen die Realitäten. Verlauf und Funktion der Diskussion über die westdeutschen Gewerkschaften in SED und KPD/DKP 1961 bis 1972, Köln 1990, S. 42–44 und S. 50–53; Klein, Otto und Grieder (Anm. 53), S. 251–252.

71 LAB, C Rep. 900-IV-2/4, 1422. Stellungnahme, 3. 6. 1957, unterzeichnet Heinz Brandt, unfoliiert.

industriellen Revolution.[72] Dabei vertrat er die These, daß sich durch Automatisierungen die Produktionsverhältnisse im Westen grundlegend ändern würden. Durch die Betonung der demokratisierenden Effekte der Automatisierung hoffte Brandt, den Begriff für eine kritische Diskussion innerhalb der DDR nutzbar zu machen.[73] Ebenso versuchte er, Vorträge in der Urania, der populärwissenschaftlichen Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse, zu nutzen, um zum Beispiel eine Orientierung an der polnischen Liberalisierung zu fordern.[74] Dieses Engagement Brandts zeigt, daß er, trotz der konspirativen Arbeit mit dem Ostbüro, nicht zurückhaltend blieb, sondern weiterhin eine möglichst offene Diskussion suchte. Brandt hielt eine Ablösung Ulbrichts und damit eine demokratische Entwicklung in der DDR weiterhin für möglich. Dafür sollten kritische Positionen an vielen Stellen verbreitet werden.

Im Laufe des Sommers 1958 verdichteten sich die Hinweise, daß Brandt akut gefährdet war. Die Staatssicherheit war durch Denunziationen auf ihn aufmerksam geworden und beobachtete ihn seit Anfang 1957.[75] Raddatz warnte Brandt vor einem weiteren Parteiverfahren.[76] Offenkundig wurde die Gefährdung dadurch, daß Brandt nicht die Medaille „Kämpfer gegen den Faschismus" erhalten hatte, die im September 1958 an antifaschistische Widerstandskämpfer verliehen worden war. Die Bestimmungen über die Verleihungen vom März 1958 verlangten eine „antifaschistische Gesinnung", also eine loyale Einstellung zur DDR auch nach 1945, so daß die Nichtverleihung als Bedrohung eingestuft werden mußte.[77] Das Ostbüro warnte Brandt und riet zur Flucht.[78] Am 14. September 1958 floh die Familie Brandt nach Westberlin und fand Aufnahme im Flüchtlingslager Berlin-Marienfelde.

Oppositionsarbeit aus Westberlin

Nach der Flucht setzte Brandt seine oppositionelle Tätigkeit fort. Für das Ostbüro soll er verschiedene Schriften verfaßt haben, die sich mit der SED-Opposition beschäftigten.[79] Öffentlich bekannt wurden seine Versuche, durch Serienbriefe Freunde und Bekannte in der DDR politisch zu beeinflussen und Kontakte aufzubauen. Zehn Briefe

72 Eberhard Arlt und Heinz Brandt, Gibt es eine zweite industrielle Revolution?, in: *Die Wirtschaft*, Nr. 43, 25. 10. 1956; Heinz Brandt, Gibt es eine zweite industrielle Revolution?, in: *Wissenschaft und Fortschritt. Populärwissenschaftliche Monatszeitschrift*, Jg. 7 (1957), H. 4, S. 104–108.

73 AdsD, NL Siggi Neumann, Box 1. Heinz Brandt an Siggi Neumann, 16. 10. (1956), unfoliiert.

74 AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 330 I. Bericht B 1228, 16. 11. 1956, unfoliiert.

75 Die Staatssicherheit hat offenbar erst das Verfahren bei der BPKK abgewartet. Am 27. 11. 1957 wurde ein Suchzettel ausgefüllt, am 6. 12. 1957 die Postkontrolle eingeleitet. BstU, ZA, AOP, 4617/63, Bd. 1, Bl. 30–32.

76 Staatsanwaltschaft II beim Landgericht Berlin, Moabit, 29 Js 55/94. Protokoll der Sitzung des Obersten Gerichtes der DDR, 3. Mai 1963, Bl. 93 und 104.

77 Die schmutzige Kehrseite der Medaille, in: *Ostspiegel. Sozialdemokratischer Pressedienst*, Nr. 34, 10. 9. 1958, S. 5–6.

78 Bundesverwaltungsamt Gießen, NG 40, Brandt, Heinz. Brief des Ostbüros der SPD an die Leitung des Notaufnahmeverfahrens, Berlin 27. 9. 1958, Bl. 8.

79 Diesen Hinweis verdanke ich Wolfgang Buschfort, der ihn von einem ehemaligen Mitarbeiter des Ostbüros erhielt. E-Mail von Wolfgang Buschfort an den Verfasser, 3. 5. 2002.

versandte Brandt zwischen Oktober 1958 und Februar 1959.[80] Die Versendung erfolgte in Absprache mit dem Ostbüro der SPD, wobei Brandt freie Hand in seiner Argumentation hatte.[81] Die Aktion wurde von der Staatssicherheit und der BPKK von Anfang an aufmerksam verfolgt. Spätestens nach einer Denunziation im „Neuen Deutschland" war bekannt, daß die Briefe an die Partei- und Staatsorgane gelangten.[82] Dies war vielleicht von Brandt beabsichtigt: die Briefe boten ihm die Möglichkeit, Unruhe in die SED zu tragen. Gleichzeitig konnte er Kritik an der SED-Führung und seine Enttäuschung über den Verrat der SED-Führung an den kommunistischen Idealen mit seinem eigenen Namen offen vertreten. Den ersten Brief versandte Brandt im Oktober 1958 noch mit namentlicher Adressierung an einige Bekannte.[83] Schon den zweiten Brief versandte Brandt nicht mehr mit einer persönlichen Anrede, sondern in Form von vervielfältigten Serienbriefen an eine große Zahl von Empfängern aus der Partei, ehemaligen Arbeitskollegen, Intellektuellen und persönlichen Bekannten. Eine Gesamtzahl lässt sich nicht ermitteln. Die Staatssicherheit konnte als höchste Zahl für den sechsten Brief 150 Empfänger feststellen.[84]

Die meisten Briefe wurden von den Empfängern vermutlich bei Parteiorganen oder der Staatssicherheit selbst abgegeben. Dabei hat nicht allein die Ablehnung der von Brandt dargelegten Ansichten eine Rolle gespielt. Stefan Heym, den Brandt aus mehreren Gesprächen über die Ereignisse des 17. Junis kannte,[85] gab die Briefe bei der Volkspolizei mit dem Hinweis ab, es handele sich vermutlich um eine Provokation.[86] Heym, der mit der Staatssicherheit auch ein Gespräch über Brandt führte, wurde 1994 diese Handlung als Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit vorgeworfen. Er wies angesichts der Vorwürfe darauf hin, daß für ihn die Vermutung nahegelegen habe, daß die Staatssicherheit von den Briefen wußte und daher die Abgabe auch ein Akt des Selbstschutzes gewesen sei.[87] In diesem Dilemma war die Mehrzahl der Empfänger der Briefe. Auch die Briefe an Freunde Brandts, so Robert Havemann oder Karl Raddatz, wurden von der

80 Bis auf die Briefe Nr. 7 und Nr. 8 sind die Briefe in den Unterlagen der BPKK und der Staatssicherheit erhalten.

81 Für eine Unterstützung durch das Ostbüro spricht auch, daß Brandt in der Haft seine Tätigkeit für das Ostbüro bis März 1959 datierte. Vgl. BStU, ZA, MfS HA XX, Nr. 1655. Heinz Brandt, Erklärung an die Generalstaatsanwaltschaft der DDR, 19.1.1964, Bl. 68–74, Bl. 71 f.

82 Vgl. Verräter an der Partei, in: *Neues Deutschland (B)*, 14.10.1958. Bereits am 10.10.1958 wurde die Briefverschickung im Bezirkssekretariat Berlin erörtert und die Kreisleitungen in Berlin informiert. BStU, ZA, AOP, 4617/63, Bd. 2. Oberst Wichert, Leiter der MfS-Verwaltung Berlin, an Erich Mielke, Minister für Staatssicherheit, 10.10.1958, Bl. 20.

83 So an Arno Hausmann und die nicht identifizierten „Martin" und „Liselotte". Vgl. BStU, ZA, AOP, 4617/63, Bd. 2, Bl. 22 f.; LAB, C Rep. 900 IV/2/4, 1421, unfoliiert.

84 LAB, C Rep. 900 IV/2/4, 1421. BPKK Berlin an ZPKK, 22.10.1958, unfoliiert; BStU, ZA, AOP, 4617/63, Bd. 2, Bl. 127–137. Bei Brief Nr. 10 wurden allerdings nur noch 79 Empfänger festgestellt. BStU, ZA, AOP, 4617/63, Bd. 3, Bl. 256.

85 Brandt, Traum (Anm. 8), S. 272–278; HA V/1, BStU, ZA, AOP, 4617/63, Bd. 2, Bl. 24–27. Aktennotiz, 17.10.1958 (Major Kienberg).

86 BStU, ZA, AOP, 4617/63, Bd. 2. Stefan Heym an Karl Heine, 9.10.1958, Bl. 19. Heine war der Mann der Sekretärin Heyms; er arbeitete bei der Staatssicherheit, wurde Heym jedoch – nach eigener Darstellung – als Volkspolizist vorgestellt.

87 Vgl. Heyms vermeintliche Stasimitarbeit nicht belegbar, in: *Frankfurter Rundschau*, 12.11.1994; Versiert im Umgang mit der Macht, in: *taz*, 12.11.1994.

Staatssicherheit erfaßt, wobei unklar bleibt, ob diese abgegeben oder abgefangen wurden. Auch bekanntere SED-Funktionäre wie Franz Dahlem oder Hans Jendretzky erhielten Briefe, deren Abgabe angeraten war, wollten sie sich nicht belasten.

Trotz der geringen Erfolgsaussichten für eine effektive Oppositionsarbeit schrieb Brandt die Briefe mit einer erkennbaren Begeisterung. Sie lesen sich als der erste Versuch einer Generalabrechnung des langjährigen Kommunisten mit der SED. Brandt nutzte hier die Möglichkeit, eigene Vorstellungen zu entwickeln und für seine Positionen zu werben. Weitgehend in den engen marxistischen Horizonten operierend, handelte es sich um binnenkommunistische Auseinandersetzungen. Dies war auch notwendig, um bei kritischen SED-Funktionären überhaupt Wirkung zu erzielen. Die SED denunzierte ihn im „Neuen Deutschland" als „unversöhnliche[n] Feind der Arbeiterklasse und Agent[en] der Bourgeoisie".[88] Mit dieser Exklusion, die nicht auf Argumente Brandts einging, sondern sich mit der pauschalen Denunziation des „Verräters" begnügte, war jeder Satz, der von Brandt geschrieben wurde, bereits als feindlich markiert. „Voller Abscheu wendet sich die Partei von diesen Verrätern. Sie haben den Sozialismus und den Kampf um den Frieden verraten. Diese Elemente werden dort landen, wo alle Verräter gegenüber der Partei und der Arbeiterklasse bisher gelandet sind, auf dem Kehrichthaufen der Geschichte."[89] Brandt reagierte gelassen auf die öffentlichen Verleumdungen. „Man sollte diese Schmutzwerferei niedriger hängen, damit ein jeder sich selbst davon überzeugen kann, mit welchen Methoden Mielke und Ulbricht in Ermangelung von Argumenten, von Ideen, arbeiten. Ich werde in meinem nächsten Brief *politisch*, sachlich darauf eingehen, *wer* ‚Verräter' an der Partei und dem Sozialismus ist."[90] Diese Haltung ist kennzeichnend für das politische Verständnis Brandts: während er weiterhin die Ideale eines humanen und demokratischen Sozialismus vertrat, hatte die SED-Führung – und damit auch die sowjetische Führung – die Ideale der kommunistischen Bewegung verraten.

In seinem ersten Brief hatte Brandt dargelegt, daß er in der DDR so lange wie irgend möglich wirken wollte, da ein „dritter Weg" überall Fürsprecher brauche: „Ich bin aber der Meinung, daß die internationale Bewegung für den menschlichen Sozialismus, für einen *dritten* Weg, weil sie die Bewegung der Zukunft ist, *überall* existiert und überall Mitstreiter erfordert. Das bedeutet, daß – wo auch immer meine Familie und ich ihren Aufenthalt nehmen werden – wir dort stehen werden, wo man sein muß, wenn man die Lehren aus Faschismus und Stalinismus ernsthaft gezogen hat."[91]

Seine wesentliche Kritik an der SED-Führung zielte auf die fehlende Legitimität und die undemokratischen Strukturen in der DDR. Die anstehenden Volkskammerwahlen waren angesichts des bereits vorher feststehenden Ergebnisses für Brandt Ausdruck des mangelnden Vertrauens in die Bevölkerung. Freie Wahlen gehörten nach Brandt zu den „wertvollsten Elemente[n] der bürgerlichen Formaldemokratie" und seien daher im Sozialismus, der ja aus der bürgerlichen Demokratie erwachse, unabdingbar.

88 Verräter an der Partei, in: *Neues Deutschland (B)*, 14. 10. 1958.

89 Ebd.

90 LAB, C Rep. 900 IV/2/4, 1421. Heinz Brandt, Brief Nr. 2, Oktober 1958, Bl. 42–45, hier Bl. 42. Hervorhebungen im Original.

91 Ebd., Brief Nr. 1, Oktober 1958, Bl. 23–25, hier Bl. 24. Hervorhebungen im Original.

Hierbei berief Brandt sich auf Rosa Luxemburgs Kritik an der russischen Revolution. Die Diktatur des Proletariats, so Brandt, sei eine Gesellschaftsformation, die mit „verschiedenen Regierungsformen" möglich ist. „Die beste Regierungsform der Diktatur des Proletariats wird zweifellos die sein, in der die Demokratie für die breiten Massen am weitesten entwickelt ist."[92] Die fehlende Demokratie in der DDR nütze auch den rechten Kreisen in der Bundesrepublik. Hier bestand für Brandt eine prinzipielle Wesensverwandtschaft: „Die Reaktionäre von der stalinistischen Fakultät spielen das Spiel der Reaktionäre von der faschistischen oder ultra-montanen Fakultät. Seit jeher haben die Reaktionäre und Scharfmacher aller Länder einander in die Hände gespielt."[93] Brandt operierte in einer für ihn kennzeichnenden Denkfigur: Reaktionär oder konservativ war nicht primär eine Frage des politischen Bekenntnisses. Alle Kräfte, die für den Erhalt des Status quo eintraten und nicht für grundlegende Veränderungen, sah er als reaktionär an.

Dies galt um so mehr für die SED-Führung und vor allem Walther Ulbricht, den Brandt besonders scharf angriff.[94] Ulbricht sei im wesentlichen als der „deutsche Berija" für den Terror gegen Kommunisten in der Sowjetunion verantwortlich, er regiere als Einmanndiktatur: „Alle Entscheidungen gehen vom Pol-Büro, genauer gesagt von Walther Ulbricht aus; ist Walther Ulbricht auf Urlaub, steht die Politik still, weil selbst kein Pol-Büro-Mitglied in seiner Abwesenheit eine Entscheidung wagt. [...] Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht stehen an der Wiege der Partei, an ihrer Bahre steht Walther Ulbricht."[95] Brandt kritisierte die SED-Führung als Marxist. Das „Kommunistische Manifest" fordere, daß eine neue Gesellschaft keine Ausbeutung und Unterdrükkung mehr kennen würde. Die „Wirklichkeit" der DDR sei dem entgegengesetzt: die Herrschenden befänden sich in „kolonialer Abhängigkeit" von der Sowjetunion, würden nicht die Mehrheit der Bevölkerung vertreten, sondern nur die Interessen einer privilegierten Minderheit. „Da die Arbeiter unfrei sind und sich bisher auch nicht befreien konnten, ist zugleich auch die ganze Gesellschaft unfrei geblieben unter dem Doppeljoch der russischen Tanks und der Ulbrichtschen Knute."[96] Da die SED nicht den Forderungen des „Kommunistischen Manifestes" nachkomme,[97] war für Brandt der Verrat von der stalinistischen Führung begangen worden. Die wahre Idee des Sozialismus – für Brandt als Begriff bereits „demokratisch und human"[98] – lag nicht mehr bei der SED-Führung. Daher konnten Brandt die Verleumdungen im ideellen Sinne nicht mehr

92 Ebd., Brief Nr. 5, Anfang November 1958, Bl. 50r–53, hier Bl. 51r. Dort auch die Zitate. Vgl. Rosa Luxemburg, Zur russischen Revolution, Gesammelte Werke, Bd. 4: August 1914 bis Januar 1919, Berlin 1974, S. 332–365 – der von Brandt im Brief zitierte Abschnitt befindet sich auf S. 363.

93 LAB, C Rep. 900 IV/2/4, 1421. Heinz Brandt, Brief Nr. 2, Oktober 1958, Bl. 42–45, hier Bl. 44.

94 Explizit befaßte sich Brandt mit Ulbricht als „Verräter am proletarischen Internationalismus" in seinem vierten Brief. Vgl. ebd., Brief Nr. 4, undatiert (November 1958), Bl. 48–50.

95 Ebd., Brief Nr. 3 (November 1958), Bl. 28–32, hier Bl. 31.

96 Ebd. Das Vorherige ebd., Bl. 32.

97 „Nach Marx, Engels, Lenin hätte mit der Geburt eines echten Arbeiterstaates auch schon der Prozeß seines Absterbens beginnen müssen. Genau der gegenteilige Prozeß jedoch ist im Ulbrichtschen Termitenstaat im Gange. Der privilegierte, unproduktive, aufgeblähte Funktionärsapparat der Machtorgane und Zwangsorganisationen läßt die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen, lastet parasitär auf der Gesellschaft." Ebd., Bl. 29.

98 Ebd., Brief Nr. 10, Mitte Februar 1959, Bl. 59–61, hier Bl. 60.

treffen. Er war von einem ethischen Marxismusverständnis geprägt; seine Hauptkritikpunkte monierten die undemokratische Struktur, die fehlende offene Diskussion und die Repression gegen Andersdenkende. Ulbricht und seine Anhänger seien es, die den Sozialismus diskreditieren würden. „So erhalten selbst solche an sich fortschrittliche Maßnahmen wie die Bodenreform von vornherein ein negatives Vorzeichen", hielt Brandt fest.[99]

Die Betonung des Verrats Ulbrichts zielte darauf, kritische Funktionäre zu stimulieren, für einen Kurswechsel der Partei einzutreten. „Eine glaubhafte Korrektur kann nur durch die Genossen eingeleitet werden, die sich – ohne Rücksicht auf ihr persönliches Schicksal – von vornherein und grundsätzlich gegen die abenteuerliche Linie des V. Parteitages [der SED] gestellt haben."[100] Die Aussichten einer SED-Opposition waren jedoch nach dem Sieg Ulbrichts über seine innerparteilichen Kritiker düster. Das Vorgehen Schirdewans und Ernst Wollwebers war der letzte ernsthafte innerparteiliche Versuch, Ulbricht abzulösen.[101] Brandt versuchte, an die Kritik an Ulbricht seit dem XX. Parteitag der KPdSU anzuknüpfen, die in Kreisen der kritischen SED-Mitglieder verbreitet war.

Gerade die Enttäuschung über die unzulängliche Entstalinisierung prägte Brandt. Die von der SED-Führung ausgegebene Parole von 1956, „keine Fehlerdiskussion" zu führen, war für ihn eine Parallele zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Deutschland, in der die Geschichte ebenfalls verdrängt wurde. „Aber kann man die Gegenwart gestalten und die Zukunft gewinnen, ohne die bitteren Lehren aus der Vergangenzeit zu ziehen?" fragte er programmatisch.[102] Hierin zeigte sich einer der wesentlichen Bruchpunkte zur SED: die Verweigerung einer offenen Diskussion über die Verbrechen im und des Stalinismus. Gerade auch angesichts der persönlichen Tragödie des ermordeten Bruders und der Schwester, der die Ausreise aus Moskau verweigert wurde, empörte ihn diese Tabuisierung. Es ist offensichtlich, daß Brandt eine Katharsis der sozialistischen Bewegung wollte, mit der eine Annäherung auch an die Sozialdemokratie möglich war. Der Terror der Stalinzeit war für Brandt kein Fehler, sondern ein brennendes Menetekel in der kommunistischen Bewegung. Das instrumentelle Verhältnis zu historischen Ereignissen und zugleich das mangelnde Vertrauen der SED-Führung in ihre eigenen Argumente zeigte sich für Brandt unter anderem darin, daß ein 1957 erschienenes Buch über Auschwitz wieder zurückgezogen wurde, da der österreichische Kommunist Hermann Langbein im Vorwort auch gegen noch bestehende Konzentrationslager geschrieben habe. Diesen Aufruf zur Humanität habe die SED-Führung nicht ertragen können.[103]

99 Ebd., Brief Nr. 3 (November 1958), Bl. 28–32, hier Bl. 30.

100 Ebd., Brief Nr. 2, Oktober 1958, Bl. 42–45, hier Bl. 43. Der V. Parteitag der SED vom 10. bis 16. Juli 1958 bekräftigte den Aufbau des Sozialismus und forderte die Steigerung der Arbeitsproduktivität, um den Westen ökonomisch einzuholen. Auch die Kollektivierung der Landwirtschaft wurde nach dem Parteitag forciert. Vgl. Peter Borowsky, Deutschland 1945–1969, Hannover 1993, S. 236–240.

101 Vgl. Weber, Geschichte (Anm. 51), S. 197–200; Karl Wilhelm Fricke, Opposition und Widerstand in der DDR. Ein politischer Report, Köln 1984, S. 105–116.

102 LAB, C Rep. 900 IV/2/4, 1421. Heinz Brandt, Brief Nr. 3 (November 1958), Bl. 28–32, hier Bl. 28.

103 Vgl. Warum wurde dieses Buch in der Sowjetzone verboten? in: *Der Gewerkschafter*, Jg. 6 (1958), Nr. 5, S. 19 f. Darin schreibt Brandt über ein zuerst in der ČSSR erschienenes Buch über Auschwitz (Ota Kraus und Erich Kulka, Die Todesfabrik, Berlin 1957).

Sofern Brandt noch Hoffnungen hegte, daß in den sozialistischen Ländern ein Politikwechsel stattfinden würde, waren diese vor allem in der sowjetischen Entwicklung begründet. In seinem letzten Brief ging Brandt ausführlich auf den XXI. Parteitag der KPdSU ein. Chruschtschow hätte zwar verschiedene Konkurrenten ausgeschaltet, aber er habe dies immer mit dem Vorwurf des Dogmatismus getan. „Das aber verheißt nichts Gutes für die Zukunft WALTHER ULBRICHTs, und es bedeutet ein großes Plus für die Aussichten der Opposition."[104] Wenn Brandt auch die Abhängigkeit der DDR von der Sowjetunion kritisierte, konnte er doch im selben Moment hoffen, daß eine sowjetische Kritik am Dogmatismus auch auf die SED wirken würde. Wenn eine Ablösung Ulbrichts möglich wäre, dann, so seine Vermutung, nur durch Moskauer Vorgaben.[105]

Für das Ostbüro waren die Briefe eine Gelegenheit, mit dem in Berliner SED-Kreisen bekannten Heinz Brandt, durch seine langjährige Zugehörigkeit zur kommunistischen Bewegung mit einer gewissen Autorität ausgestattet, die Stimmung in der SED zu beeinflussen und so die SED-Herrschaft zu destabilisieren. Daß dieses Vorgehen angesichts der Selbstkontrolle der meisten Empfänger schnell auch der Partei und den Überwachungsorganen bekannt werden würde, war zu erwarten. Aber selbst bei öffentlicher Verleumdung konnten die Briefe dazu beitragen, eine oppositionelle SED-Strömung bekannter zu machen und Unruhe in die Partei zu bringen.

Zwei Empfänger der Briefe nahmen mit Brandt Kontakt auf. Diese Kontakte waren vollständig von der Staatsicherheit gesteuert, die so eine Entführung vorbereiten wollte.[106] Brandt beachtete bei den Treffen zwar die Regeln der Konspiration, aber es war ihm vor allem an der Aussprache mit den Betreffenden gelegen, nicht daran, Spionageaufträge zu vergeben. Diese Aktion war mit dem Ostbüro abgesprochen, nach dem Wegzug Brandts aus Berlin bestand in einem Fall der Kontakt zum Ostbüro weiter.[107]

Neue Wege eines SED-Oppositionellen?

Die Entscheidung Heinz Brandts, mit dem Ostbüro der SPD zusammenzuarbeiten, lag in der Enttäuschung über die bereits stockende Entstalinisierung und der Hoffnung, über diese Kontakte oppositionelle Strömungen in der SED unterstützen zu können. Es war die Entscheidung eines politischen Einzelgängers. Von seiner Verbindung in den Westen wußte in der DDR, soweit bekannt, nur seine Frau. Gegenüber Raddatz oder

104 LAB, C Rep. 900 IV/2/4, 1421. Heinz Brandt, Brief Nr. 10, Mitte Februar 1959, Bl. 59–61, hier Bl. 61. Hervorhebung im Original.

105 So hatte Brandt bereits den 17. Juni interpretiert. Dementsprechend enttäuscht war Brandt auch darüber, daß Chruschtschow im November 1958 eine erneute Berlin-Krise ausgelöst hatte, in dem er in einem Ultimatum den Rückzug der Alliierten aus Westberlin forderte. Vgl. ebd., Brief Nr. 6, Ende November 1958, Bl. 53r-55. Vgl. zu dieser zweiten Berlin-Krise: Hans Herzfeld, Berlin in der Weltpolitik 1945–1970, Berlin und New York 1973, bes. S. 434–447; Michael Lemke, Die Berlin-Krise 1958 bis 1963. Interessen und Handlungsspielräume der SED im Ost-West-Konflikt, Berlin 1995.

106 Dies wird aus den Akten der Staatssicherheit zu Heinz Brandt sehr deutlich. Sie enthalten eine Vielzahl von Skizzen, Ermittlungen über den Wohnort und Andeutungen zu einer Entführung. Vgl. vor allem BStU, ZA, AOP, 4617/63, Bd. 3.

107 Hierbei handelte es sich um den Journalisten Martin Böttcher, der später im Prozeß gegen Brandt aussagte. Vgl. „Agent" des SPD-Ostbüros packt aus, in: *Neues Deutschland (B)*, 30.9.1961

anderen Bekannten, auch Robert Havemann, hat Brandt davon nicht gesprochen.[108] Denn trotz des Interesses vieler SED-Oppositioneller, eine prinzipielle Annäherung an die westdeutsche Sozialdemokratie zu ermöglichen, war eine Zusammenarbeit mit dem in der DDR als Agentenzentrale verfemten Ostbüro der SPD ein Akt der Illoyalität, zu dem nur wenige bereit waren.[109] Für Brandt war dieser Kontakt kein Verrat, sondern eine politische Positionierung innerhalb einer gesamtdeutschen Arbeiterbewegung. Nach seiner Flucht setzte er die Zusammenarbeit noch eine Zeitlang fort, um nun unter eigenem Namen die Ideen einer SED-Opposition zu verbreiten. Für das Ostbüro der SPD war Brandt eine wichtige Quelle, da er durch persönliche Verbindungen brisante Informationen aus der SED berichten konnte. Seine politischen Vorstellungen eines „dritten Weges" waren für das Ostbüro insofern interessant und akzeptabel, als es einen Zugang zur SED-Opposition bedeutete.

Die Motivation für die Arbeit mit dem Ostbüro speiste sich für Brandt jedoch nicht allein aus einer Gegnerschaft gegen das SED-Regime, sondern aus einer politisch begründeten Hoffnung auf eine Annäherung von Ost und West. Er verband mit seiner Arbeit bereits 1956 eine mögliche Annäherung beider deutscher Staaten unter einer erneuerten SED-Führung. Thomas Klein hat die SED-interne Opposition als eine Gruppe charakterisiert, die weitgehend in „Begriffen machtgeleiteter reformistischer Gesellschaftstransformation" dachte und sich nicht konspirativ organisierte.[110] Auch wenn Brandt konspirativ arbeitete, blieb seine Hoffnung doch die „Revolution von oben". Er wollte durch Information und Diskussion mit dem Ostbüro der SPD dazu beitragen, oppositionelle Überlegungen in der DDR und vor allem der SED zu verbreiten.

Daß Brandt sich politisch als unabhängig empfand, ist an seinem weiteren politischen Lebensweg zu sehen. Nachdem er bei der IG Metall als Redakteur angefangen hatte, ging er auf Distanz zum Ostbüro der SPD. Nach einigen Monaten überwarf er sich mit dem Chefredakteur der „Metall", Kuno Brandel, den er als Antikommunisten betrachtete. Auch mit Siggi Neumann zerstritt Brandt sich bald und schloß sich linkssozialistischen Kreisen um Ossip Flechtheim und Wolfgang Abendroth an.[111] Daß Brandt sich später nur undeutlich zu seiner Zusammenarbeit mit dem Ostbüro äußerte, hatte einen Grund in seiner Ablehnung der Konfrontationspolitik des Kalten Krieges. Seine Zusammenarbeit mit dem Ostbüro betrachtete er als Teil einer Annäherungspolitik. Nach der Aufgabe des Deutschlandsplans der SPD und dem Godesberger Programmwechsel sah er die Möglichkeiten dazu schwinden.

108 Raddatz hat im späteren Prozeß betont, daß er nichts über die Verbindungen wußte. Er wußte allerdings von Beziehungen Brandts zur IG Metall in der BRD. Staatsanwaltschaft II beim Landgericht Berlin, Moabit, 29 Js 55/94. Protokoll der Verhandlung vor dem Obersten Gericht der DDR, 3. 5. 1962, Bl. 88 bis 111.

109 So berichtete Brandt selbst über die Empörung in seinem Bekanntenkreis, als die Verbindung Wolfgang Harichs zum Ostbüro bekannt wurde. AdsD, SPD-PV-Ostbüro, 330 I. Bericht Quelle V 547, 5. 12. 1956, unfoliiert.

110 Thomas Klein, Reform von oben? Opposition in der SED, in: Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Formen des Widerstandes und der Opposition in der DDR. Hrsg. von Ulrike Poppe, Rainer Eckert und Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin 1995, S. 125–141, S. 139.

111 Vgl. Nachlaß Heinz Brandt, Privatbesitz Stefan Brandt, Berlin. Wolfgang Abendroth an Erich Fromm, 10. 6. 1962.

Der zweite Grund für sein Schweigen bestand darin, daß die Freilassungskampagne, die nach seiner Entführung geführt wurde, immer auf die Unschuld Brandts abzielte. Weltweit war eine Verbindung Brandts zum Ostbüro der SPD als DDR-Propaganda abgetan worden. Gegenüber der Staatsicherheit und vor Gericht hatte Brandt seine Tätigkeit offensiv verteidigt und sich politisch dazu bekannt. Nach seiner Freilassung konnte er in dieser Hinsicht im Westen nicht mehr offen sprechen. Das Ostbüro der SPD war den Kreisen suspekt, die die Freilassungskampagne im wesentlichen getragen hatten. Daher verschwieg Brandt seine konspirative Arbeit, obwohl er sie politisch selbstbewußt hätte vertreten können.

Johann Most in Berlin – vom Sozialdemokraten zum Sozialrevolutionär

Ein Tagungsbericht

Von Lemi Stachel

Am 12. und 13. Dezember 2003 fand in den Räumen der Hellen Panke e. V. ein gemeinsam mit der „Internationalen wissenschaftlichen Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" veranstalteter Workshop zum Thema „Johann Most in Berlin. Vom Sozialdemokraten zum Sozialrevolutionär" statt. Neun Referenten waren eingeladen, verschiedene Aspekte von Johann Mosts politischem Wirken vorzustellen und in die Diskussion einzubringen. Im Fokus des Interesses sollten die 1870er Jahre stehen, also jener Zeitraum in Mosts Leben, den dieser – zumeist – in Deutschland und innerhalb bzw. am Rande der Sozialdemokratie verbrachte.

In seiner thematischen Einleitung legte Andreas Graf (Berlin) die grundsätzlichen historiographischen Probleme und Konfliktfelder dar. Johann Most sei zwar alles andere als eine Randexistenz in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, im wissenschaftlichen Sinne könne man hingegen seine Biographie wie auch seine politische Theorie nach wie vor als schwach ausgeleuchtet bezeichnen. Trotz seiner bekannten Verdienste als erfolgreicher Redakteur von Arbeiterzeitungen, als Vorkämpfer gewerkschaftlicher Organisation, als Streikorganisator, als begnadeter Redner bei Massenversammlungen, als Gründer der „Freiheit" – der populärsten sozialdemokratischen Zeitung zur Zeit des Sozialistengesetzes – sei Most von der Geschichtsforschung in Ost und West merkwürdig vernachlässigt worden. Vielerorts gehe das historische Bild, das man sich von Most mache, in der negativen Interpretation nicht über die pejorative Markierung wie „Scharfmacher" oder „Einpeitscher", in der positiven Auslegung nicht über die prägnante Charakterisierung als „Popularisierer von Karl Marx" hinaus – wobei selbst diese Leistung meist betont ambivalent dargestellt werde.

Heiner M. Becker (Amsterdam und Münster) – als Autor von zahlreichen Publikationen zu Most und seiner Umgebung ausgewiesener Experte der Thematik – hielt das Einführungsreferat, in dem er einen ausführlichen Überblick über Johann Mosts politischen wie privaten Lebensweg gab. 1846 in Augsburg geboren, ging Most mit knapp zwanzig Jahren in die Schweiz, wo er bereits im Arbeiterbildungsverein Le Locle aktiv wurde, später nach Wien, wo er sich im Alter von knapp 23 Jahren zum populären Redner und agitierenden Politiker entwickelte. Seine sozialistischen Reden, zu denen stets Tausende Zuhörer erschienen, brachten ihn mehrmals ins Gefängnis, bevor er 1871 schließlich aus Österreich ausgewiesen wurde. Seine Arbeit als Redner, bald auch als Redakteur bzw. Herausgeber von Zeitungen, setzte er in Sachsen, später in Mainz und Berlin fort. Zweimal als Chemnitzer Abgeordneter in den Reichstag gewählt (1874 bis 1878), stand er in ständiger oppositioneller Auseinandersetzung mit der sozialdemokratischen Führung um August Bebel und Wilhelm Liebknecht. Einen Großteil seiner Zeit als sozialdemokratischer Politiker verbrachte er in Haft. Kurz nach der Verabschiedung des Sozialistengesetzes emigrierte Most 1878 nach London, wo er die „Freiheit"

gründete und bald in Konflikt mit der Parteiführung geriet, und 1882 nach New York, wo er sich endgültig zum Anarchisten entwickelte. Er unternahm ausgedehnte Agitationsreisen durch die USA, publizierte weiterhin die „Freiheit", saß wieder Jahre in Gefängnissen und war gegen Ende seines Lebens eine der bekanntesten politischen Persönlichkeiten Amerikas. Most starb 1906 in Cincinnatti.

Wolfgang SCHRÖDER (Taucha) betitelte seinen Beitrag über Gemeinsamkeiten und Divergenzen von Johann Most und Wilhelm Liebknecht programmatisch als „Versuch einer Annäherung". Denn sowohl in den Biographien über die beiden Männer als auch in deren eigenen Memoiren werde ihre Beziehung zueinander als wesentlich konfliktreicher dargestellt als man sie bei näherer Betrachtung – insbesondere der 1870er Jahre – einschätzen müsse. Wieder einmal verschleierten die späten, d. h. amerikanischen Lebensjahrzehnte Johann Mosts den Blick auf die Gemeinsamkeiten seines politischen Weges mit dem Wilhelm Liebknechts, mit dem ihn auch bezeichnende biographische Parallelen verbänden. Beide hätten schon in jungen Jahren in radikaler und agitierender Weise in der Arbeiterbewegung zu kämpfen begonnen: der Pariser Revolutionär Liebknecht war 1848 22 Jahre alt, Most hielt seine ersten großen Wiener Reden im Alter von 23 Jahren. Beide wären nicht nur Politiker, sondern auch Publizisten gewesen – Liebknecht Herausgeber des „Volksstaats" und Chefredakteur des „Vorwärts", Most Gründer und Herausgeber des „Nußknackers" und der „Freiheit". Man dürfe ferner nicht übersehen, daß Liebknecht den um zwanzig Jahre jüngeren Most in dessen Anfangszeit als Politiker stark unterstützt habe. Es sei Liebknecht gewesen, der Most nach dessen Ausweisung aus Österreich im Jahr 1871 die Chance gegeben hatte, sich unverzüglich an vorderer Stelle der deutschen Sozialdemokratie zu profilieren, als er ihn auf dem Dresdner Parteitag an seiner Stelle sprechen ließ. Sowohl Liebknecht als auch Most seien mehrmals im Zuge ihrer politischen Agitation verhaftet, verurteilt und inhaftiert worden. Bei den Reichstagswahlen 1874 und 1877 seien die beiden populären Redner maßgeblich für das gute Wahlergebnis der Sozialdemokraten verantwortlich gewesen – beide seien in ihren Wahlkreisen mit großen Mehrheiten zu Abgeordneten gewählt worden.

Schröder machte anhand von Zitaten aus der Korrespondenz zwischen Liebknecht und Most deutlich, daß Most gegen Ende der 1870er Jahre von der sozialdemokratischen Führungslinie abrückte. Zur persönlichen Entfremdung der beiden hätte unter anderem Mosts ausufernde Agitation innerhalb der Kirchenaustrittsbewegung ab 1878 geführt. Auch wenn der studierte Theologe Liebknecht später selbst aus der Kirche austreten sollte, wäre ihm Most oft zu radikal vorgegangen. Der über die Jahre schwelende Konflikt zwischen Most und der Parteileitung habe sich mit der Gründung der „Freiheit" im Londoner Exil im Jahr 1878 entzündet. Die innerparteiliche Diskussion, ob man überhaupt eine nicht unter direktem Einfluß der Parteiführung stehende sozialdemokratische Zeitung tolerieren könne, habe Most ein deutliches Signal gegeben, für die Sozialdemokratie in Deutschland verzichtbar geworden zu sein. 1880 wurde Most schließlich aus der SAPD ausgeschlossen. Als Wilhelm Liebknecht im Jahr 1886 eine Agitationsreise durch die USA unternahm, sei er sowohl von der bürgerlichen als auch von der anarchistischen Presse mit Schmähungen begrüßt worden, ganz anders als vier Jahre zuvor Johann Most, mittlerweile der bekannteste Anarchist in den USA.

Im dritten Beitrag holte Götz LANGKAU (Amsterdam) unter dem Titel „Johann Most und Wilhelm Hasselmann. Zwei ungleiche Genossen" zu einem ähnlichen Vergleich zweier sozialdemokratischer Führungspersönlichkeiten der 1870er Jahre aus. Langkau machte dabei gewissermaßen die Unterschiede innerhalb der Gemeinsamkeiten der beiden Männer deutlich und bot ein stets um Quellennähe bemühtes Vergleichsbild an. Was Most und Hasselmann auf den ersten Blick verband, war ihre Opposition gegen die sozialdemokratische Parteiführung insbesondere in den beiden Jahren nach Inkrafttreten des Sozialistengesetzes 1878. Beide wurden im Jahre 1880 aus der Partei ausgeschlossen. In der Ausformung ihrer Kritik an der „Stillhaltepolitik" der Parteispitze angesichts der staatlichen Repression könne man allerdings starke Unterschiede festmachen, auch die Ausschlußverfahren seien auf bezeichnende Weise verschieden abgelaufen. Mosts Opposition gegen den zurückhaltenden und „mutlosen" Grundkonsens der Parteiführung unter dem Sozialistengesetz sei – vor der Emigration nach London – von einem langanhaltenden Bemühen um Loyalität begleitet gewesen. Hasselmann hingegen habe die Legitimität der Parteileitung stets wesentlich rücksichtsloser in Frage gestellt. Langkau machte in diesem Zusammenhang auch auf Hasselmanns deutlichen „Karriereknick" mit der Parteienvereinigung von 1876 aufmerksam. Bei der Lektüre des Protokolls vom Wydener Parteikongreß von 1880, auf dem Most und Hasselmann aus der SAPD ausgeschlossen wurden, zeigten sich, was die Abwicklung der zwei Verfahren betraf, frappante Unterschiede. Mosts Ausschluß werde darin ausführlich und sichtlich respektvoll begründet – die Widersprüche, in denen er sich mit den Grundsätzen der Partei befand, überwiegen deutlich die festgestellten charakterlichen Defizite in der Beschlußfassung. Bei Hasselmann hingegen habe man gänzlich auf die Auflistung politischer Differenzen verzichtet und allein charakterliche und moralische Mängel als Ausschlußgründe angeführt.

Ingo MATERNA (Berlin), der über „Johann Most und der Berliner Polizeipräsident (1874–1890)" referierte, erinnerte daran, daß auf den Tag genau 125 Jahre vergangen sind, nachdem am 4. Dezember 1878 Johann Most auf Grund des § 28 des „Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" aus Berlin ausgewiesen worden sei. Most sei ein überaus „guter" Bekannter des Berliner Polizeipräsidenten und seiner Beamten gewesen. Eigentlich habe er in den 1870er Jahren, als in Berlin seine Überwachung begann, dem berüchtigten Dreigestirn – dem Staatsanwalt Hermann von Tessendorf, dem Polizeipräsidenten Guido von Madai und dem Innenminister Botho Graf zu Eulenburg – gegenübergestanden. Die Akte „Überwachung des Mitglieds des Reichstages und Redakteurs Johann Most" beginne 1874 mit den Untersuchungen und der Verurteilung zu insgesamt 26 Monaten Gefängnis, sie ende erst nach seinem Tod und umfasse schließlich fünf Bände. Materna ging dann im einzelnen auf Aktivitäten und Ereignisse ein, die, mit Most verbunden oder ihn direkt betreffend, die Aufmerksamkeit des Polizeipräsidenten besonders erregten und sich in den Akten niederschlugen. Eben dieser Niederschlag gebe vom Wirken Mosts über viele Jahre detaillierte Nachrichten. Die Akten des Berliner Polizeipräsidenten quellenkritisch weiter zu erschließen bleibe eine lohnende Aufgabe.

Den zweiten Tag des Workshops eröffnete Rolf HECKER (Berlin) mit seinem Referat über die „Popularisierung des ‚Kapitals' durch Johann Most". Er bot eine hintergründige

Publikationsgeschichte von Mosts populärer Broschüre, die Karl Marx' „Kapital" in verkürzter und vereinfachter Form einem Arbeiterpublikum begreiflich machen sollte. Most habe „Das Kapital" während seiner Haft in Zwickau im Jahre 1873 gelesen und unterdessen zu einem Broschürentext verarbeitet. Marx selbst (den Most entgegen seiner eigenen Angabe wahrscheinlich nie persönlich getroffen habe) überarbeitete die Broschüre zwei Jahre später, bevor sie schließlich im April 1876 in Zwickau (in unbekannter Auflage) erschien. Laut Friedrich Engels wollte Marx nach der Veröffentlichung nicht mit der Publikation in Verbindung gebracht werden. Unter dem angestrebten Publikum allerdings habe Mosts Broschüre in den folgenden Jahren großen Zuspruch erfahren, die Popularisierung also einen solchen Erfolg gehabt, daß im Jahr 1878 jede weitere Publikation verboten worden sei.

Sebastian Prüfer (Berlin) setzte unter sein Referat „Johann Most und die Kirchenaustrittsbewegung" die Erläuterung „Eine Relektüre" und wies damit bereits darauf hin, daß die schwierige Frage nach dem Umgang der deutschen Sozialdemokratie mit Religiosität, zumal mit der christlichen, im Zusammenhang mit der inhaltlichen Strukturierung der sozialistischen Parteien in den 1870er Jahren einer höheren Aufmerksamkeit als bisher bedarf. Zu jener Zeit habe sich die Sozialdemokratie auf der Suche nach einer verbindlichen Position gegenüber den „religiösen Bedürfnissen" der (arbeitenden) Bevölkerung befunden. Drei Optionen wären dabei diskutiert worden: jene der symbiotischen Annäherung der Arbeiterbewegung an die freireligiösen Strömungen, die klar antireligiöse und kämpferisch antikirchliche Option sowie das „janusköpfige" Konzept des Sozialismus als deckungsgleiche Nachfolgerin der Religion. Alle drei Ansätze seien in den folgenden Jahren (und Jahrzehnten) in unterschiedlich dominanten Formen in die sozialistische Bewegung eingeflossen. Johann Most habe die große Bedeutung der religiösen Frage für die Genossen schon früh erkannt und aktiv wie wenige andere in den beschriebenen Positionierungsprozeß der Sozialdemokratie eingegriffen. 1871 habe Most eine deutliche Abgrenzung gegen die freireligiösen Gemeinden vorgenommen und sich aus Furcht vor deren Vergrößerung sogar gegen jede Kirchenaustrittspropaganda ausgesprochen. Als den entscheidenden Grund für Mosts radikales Engagement in der Kirchenaustrittsbewegung nach 1878 gab Prüfer die „realpolitische" Gefahr an, die für die Sozialdemokraten von der voranschreitenden konzeptuellen und parteipolitischen Profilierung des Sozialprotestantismus ausgegangen sei, konkret von der Gründung der Christlich-Sozialen Arbeiterpartei durch Adolf Stoecker. Über die Jahre gesehen, sei der Erfolg der Kirchenaustrittsbewegung flüchtig und temporär gewesen. Für die erste große Austrittswelle im Jahr 1878 seien allerdings im besonderen Ausmaß Mosts antikirchliche Reden und seine Flugschrift „Die Gottespest" verantwortlich zu machen.

Einen Sprung zurück in die frühen 1870er Jahre machte Jürgen Schlimper (Leipzig) mit seinem Beitrag „Johann Most und die sozialdemokratische Presse in Chemnitz". Bei der „Chemnitzer Freien Presse" habe der 25jährige Most zum ersten Mal sein außerordentliches Geschick im Pressewesen bewiesen – sowohl im schreibenden als auch im organisatorischen Bereich. Der gerade aus Österreich ausgewiesene Most sei von den Chemnitzer Sozialdemokraten in den Chefredakteursposten der Parteizeitung gehievt worden, nachdem er im Juli 1871 eine Kampfrede über den Zehnstundentag vor mehr als zehntausend Arbeitern der sächsischen Industriestadt gehalten habe. Daraufhin sei

unter seiner das erste Jahr nicht überdauernden Chefredaktion die Auflage der „Chemnitzer Freien Presse" von wenigen hundert auf zweitausend gestiegen. Während des Chemnitzer Metallarbeiterstreiks von 1871 habe die Zeitung ihre von Most angestrebte Rolle als politische Tribüne (anstatt eines reinen Informationsdienstes) zum ersten Mal durchschlagskräftig ausgefüllt und Auflagenzahlen von über dreitausend erreicht. Mosts redaktionelle Eigenwilligkeit und sein populärer Schreibstil hätten die „Freie Presse" im Chemnitzer Zeitungsumfeld konkurrenzlos gemacht, ihr also eine zum großen Teil völlig neue Leserschaft eingebracht. Mosts Ära als Chefredakteur habe im Juli 1872 mit seiner ersten Verurteilung und Inhaftierung im Deutschen Reich geendet.

Anschließend richtete Matthias JOHN (Leipzig) den Blick auf die bemerkenswerte Beziehung der Glauchauer Sozialdemokraten zu Johann Most in den 1870er Jahren. Die Glauchauer Gliederung der Sozialdemokraten (August Bebels Wahlkreis) wäre eine besonders aktive und in ihrer Einladungspolitik wegweisende lokale Gruppe gewesen. Johann Most sei in den 1870er Jahren mehrmals als Redner bei sozialdemokratischen Versammlungen in Glauchau aufgetreten. Besonders gut dokumentiert sei die fast dreistündige Rede vom April 1872, in deren erstem Teil Most über den Hochverratsprozeß gegen Liebknecht und Bebel gesprochen habe – in vergleichsweise harmloser Diktion verglichen mit dem zweiten Teil der Rede, der tiefe Einblicke in seine früh-anarchistische Denkweise biete. Die Dokumentation verdanken wir dem Eifer eines Glauchauer Stadtrates, der Mosts Rede für das sächsische Innenministerium mitstenographieren ließ. Most habe den Glauchauer Genossen sehr nahe gestanden und wesentlichen Anteil an der Gründung der „Glauchauer Nachrichten" im Jahr 1875 gehabt, einer neuen Zeitung ganz im populären Stile Mosts. Seinen letzten Auftritt in Glauchau habe Most vermutlich 1877 absolviert, doch sei der Kontakt nach Glauchau auch nach den Turbulenzen und Schwierigkeiten des Jahres 1878 nicht abgerissen.

In der kurzen abschließenden Diskussion griffen die Teilnehmer des Workshops auf Andreas Grafs einführendes Plädoyer vom Vortag für eine tiefergreifende Beschäftigung mit dem Leben und der Politik Johann Mosts zurück. Noch immer, so Graf, seien es die entweder dämonisierenden oder überhöhenden Beschreibungen von Gegnern bzw. Bewunderern, die das historische Bild Mosts im wesentlichen prägten. Der Wandel vom (deutschen) Sozialdemokraten zum (amerikanischen) Anarchisten, seine „Sperrigkeit", die sich der Einordnung in die zur Linearität neigenden Erfolgsgeschichtsschreibung der Sozialdemokratie entziehe oder die teilweise von ihm selbst in späten Lebensjahren verursachte Vernebelung der Sicht auf seine sozialdemokratischen Jahre in Deutschland seien Schwierigkeiten, die es im Falle Most für die Historiographie zu überwinden gelte. Von mehreren Referenten wurde auf Dokumentationslücken in Mosts mäanderndem Lebenslauf, aber auch auf unausgeschöpfte Quellen – zumindest deren mögliche Existenz – hingewiesen. Becker betonte beispielsweise, daß Mosts frühe Schweizer Zeit quellenmäßig kaum abgedeckt sei. John hingegen stellte aufgrund seiner relevanten Funde zu Most im Glauchauer Stadtarchiv die Vermutung auf, daß Most auf seinem Weg durch Mitteleuropa gerade in den jeweiligen lokalen Archiven überdeutliche Spuren hinterlassen haben müßte. Graf vermißte eine konkretere Bezeichnung der „Scharniere" in Mosts ideologischer Entwicklung im Lauf der Jahrzehnte, noch immer sei man zu Spekulationen gezwungen, wenn es darum ginge, Mosts

gedanklichen Weg vom Sozialdemokraten zum Sozialrevolutionär nachzuzeichnen. Um gerade in diesem problematischen Feld der „persönlichen Entwicklung" vorschnellen Urteilen über Most vorzubeugen, regte Langkau beispielsweise eine eingehende, gewissermaßen „aus sozialdemokratischer Sicht" vorgenommene historische Lektüre der ersten beiden Jahrgänge der „Freiheit" (1878–1880) an. Eine solche Arbeit könnte zu einem Ergebnis führen, das den Bruch mit der deutschen Sozialdemokratie und Mosts Schwenk zum Anarchismus etwas weniger hart und unbedingt erscheinen lasse als man ihn sich oft und in einfacher Weise vorstelle.

Aus dem Workshop und gleichzeitig aus den Räumen der Hellen Panke e. V. hinaus wurden die Teilnehmer von Kurt WERNICKE (Berlin) geführt: „unterirdischen Sozialdemokraten" – wie Wilhelm Hasenclever, Theodor Metzner, Heinricht Roller und Agnes Wabnitz – war der von ihm trefflich geleitete Besuch auf dem Friedhof der freireligiösen Gemeinde zu Berlin gewidmet.

Léon Schirmann (1919–2003)

Historiker aus eigener Bestimmung

Von Diethart Kerbs

Als ich 1988 im Zuge der Vorbereitungen für die Ausstellung „Revolution und Fotografie: Berlin 1918/19" im Landesarchiv Berlin nach der Akte des Jorns-Prozesses fragte, in der es um die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg geht, wurde mir gesagt: „Darin liest gerade der Herr da drüben." Ich sprach ihn an, und so kamen wir ins Gespräch. Es war ein älterer Franzose, pensionierter Lehrer, wie er sagte, der vorzüglich Deutsch sprach und hier aus eigenem Antrieb über deutsche Geschichte forschte. Wir tauschten die Adressen. Im Laufe der folgenden Jahre habe ich dann hin und wieder bei Léon Schirmann in Frankreich angerufen und mit ihm über seine Bücher gesprochen, die inzwischen in Deutschland erschienen waren. Im Herbst 2002 besuchte ich ihn dann in seiner Wohnung im Süden von Paris. Er war sehr krank und spürte schon, daß er wohl nicht mehr lange leben werde. Darum war er selbst an diesem Besuch interessiert. Der folgende Bericht beruht auf den Notizen, die ich mir an jenen vier Tagen gemacht habe.

Léon Schirmann erzählte: „Ich bin ein russischer Jude, 1919 in Odessa geboren. Mein Vater war Kapitalist, deshalb haben wir Rußland bald nach meiner Geburt verlassen. Zuerst mit dem Schiff nach Konstantinopel, dann weiter nach Berlin. Die Franzosen hatten ja eine Armee nach Südrußland geschickt, die hatte eines Abends in Odessa Plakate angeschlagen, auf denen es hieß: ‚Wir werden Euch vom Bolschewismus befreien!' – Aber am nächsten Morgen waren die Befreier schon wieder verschwunden. Wir haben dann sechs bis sieben Jahre in Berlin gelebt; ich bin dort sogar ein Jahr zur Schule gegangen. Dann sind meine Eltern mit mir nach Frankreich gezogen. Hier habe ich die Schule beendet und ein Studium begonnen. Im Zweiten Weltkrieg gehörte ich der sogenannten ‚Waffenstillstandsarmee' an, die die Deutschen den besiegten Franzosen unter dem General Pétain zugestanden hatten. Später bin ich dann nach Südfrankreich in den Maquis gegangen und habe eine kleine Partisaneneinheit geführt. Da habe ich einmal eine Gruppe von Deutschen getroffen, die alle im Spanischen Bürgerkrieg gewesen waren und nun den Kampf gegen den Faschismus an der Seite der französischen Résistance fortsetzten; ihr Hauptmann nannte sich Ernst. Denen habe ich unser einziges Maschinengewehr geschenkt, das die Amerikaner für uns abgeworfen hatten. Die konnten damit sicher besser umgehen als meine unausgebildeten jungen Leute. Auch ist uns eine Gruppe Armenier begegnet, ehemalige Angehörige der Sowjetarmee, die in der Kriegsgefangenschaft durch Hunger gezwungen worden waren, auf die deutsche Seite überzugehen. Sie wurden dann als Hilfstruppen der Wehrmacht in Frankreich eingesetzt. Nachdem die Alliierten in der Normandie und in Südfrankreich gelandet waren, hatten die Armenier ihre deutschen Offiziere umgebracht und sich der Résistance angeschlossen. Vermutlich hofften Sie, sich damit die Chance einer ehrenvollen Heimkehr erkämpft zu haben. Ich habe nie erfahren, was nach dem Ende des

Krieges aus ihnen geworden ist. Auf französischer Seite gab es im Zweiten Weltkrieg marokkanische Freiwillige, die hatten einen persönlichen schriftlichen Vertrag mit ihrem französischen Offizier, der ihnen das ‚Droit de la cité conquise' zusprach, d.h. das Recht, nach der Eroberung einer Stadt drei Tage lang zu vergewaltigen und zu plündern. Darüber werden Sie nie etwas lesen, das ist ein Tabu der französischen Kriegsgeschichtsschreibung. Ich durfte dann als Offizier der französischen Armee 1945 noch den Schwarzwald erobern, aber da war nicht mehr viel zu tun. Die Deutschen haben uns als Befreier begrüßt und wollten plötzlich alle Antinazis gewesen sein. Wahrscheinlich waren sie nur froh, daß der Krieg zu Ende war, und wollten nicht, daß ihre kleine Stadt noch zerschossen wird. [...] Ich habe dann 1946/47 noch ein Jahr zu Ende studiert und bin Physiklehrer an einem Gymnasium geworden. Da habe ich Jahr für Jahr 35 Schüler zum Abitur geführt. Nach meiner Pensionierung habe ich 1986 einen Freund in München besucht, der hat mich mit Martin Broszat, dem Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, zusammengebracht. Broszat hatte irgendwo geschrieben, daß es keine genaue Übersicht über die Opfer der Straßenkämpfe am Ende der Weimarer Republik gebe. Ich habe ihn gefragt, ob ich mal versuchen soll, das zu machen, und er hat mich ermutigt. In den folgenden Jahren bin ich mehrfach nach Deutschland gefahren und habe dort in den Archiven recherchiert. Allein in Merseburg (damals DDR) bin ich drei Monate gewesen, um die Akten des Preußischen Innenministeriums zu lesen [...]."

Als erstes Ergebnis dieser Forschungen veröffentlichte Léon Schirmann 1991 im Ostberliner Dietz-Verlag (dem ehemaligen Parteiverlag der SED) das Buch „Blutmai Berlin 1929. Dichtungen und Wahrheit". In diesem Buch führt Schirmann den minutiösen Nachweis, daß alle 32 Toten dieses Tages durch Polizeikugeln umgekommen waren, fast alle waren Unbeteiligte oder Zuschauer. Was die Polizei in ihren Presseverlautbarungen als „Opfer von Straßenschlachten" (und damit implizit als Opfer kommunistischen Aufruhrs) bezeichnet hatte, waren in Wirklichkeit Opfer polizeilicher Schießwut. Dieses Buch ist in seiner präzisen Beweisführung ein kleiner Meilenstein der Geschichtsschreibung über die Weimarer Republik. „Historiker erhalten einen plastischen Anschauungsunterricht in kritischer Quellenkunde", schrieb Wolfgang Zank, der das Buch in der „Zeit" vom 1. Mai 1992 rezensierte.

Drei Jahre später ließ Schirmann ein zweites Buch über einen noch skandalöseren Fall folgen: den „Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932. Dichtungen und Wahrheit" (Hamburg: Ergebnisse-Verlag 1994). Bei diesem Ereignis, das der Reichsregierung als Vorwand für den sogenannten Preußenschlag (der Entmachtung der sozialdemokratisch geführten Regierung Preußens) diente, waren 18 Menschen umgekommen, davon 16 durch Polizeikugeln. Schirmann erzählte: „Ich hatte an die Archive in Hamburg geschrieben. Da wurde mir mitgeteilt, daß die Polizeiakten vollständig im Krieg verbrannt sind, daß es aber in Schleswig noch Gerichtsakten über den Fall gebe. Ich wollte schon aufgeben, denn ohne Polizeiakten, dachte ich, kann man nichts machen. Der Archivar aus Schleswig schrieb mir aber: ‚Kommen Sie ruhig, es ist einen dicke Akte, die noch nie jemand durchgesehen hat.' In Schleswig stellte ich bald fest, daß in den Gerichtsakten auch ein ganze Menge polizeiliche Dokumente enthalten waren. Und daß die Justiz der Bundesrepublik die Todesurteile, die 1933 von der Nazijustiz aufgrund von Fälschungen gefällt worden waren, bestätigt hatte. Da wurde ich sofort

hellwach und ging mit Zorneseifer an die Arbeit. Ich hatte einen Aufenthalt von maximal acht Tagen eingeplant, daraus wurden zwei Monate. Ich hatte in Paris ein paar Bäume auf meinen Balkon gepflanzt, die sind unterdessen eingegangen, weil ich sie von Deutschland aus nicht gießen konnte."

Da die Belege in dem schmalen Band nicht detailliert ausgebreitet werden konnten, lieferte Schirmann sie kurz darauf in einem weiteren Buch nach: „Justizmanipulationen. Der Altonaer Blutsonntag und die Altonaer bzw. Hamburger Justiz 1932 bis 1994" (Berlin: Verlag Typographica Mitte o. J. [1995]). In jedes dieser drei Bücher hat Schirmann nach seinen eigenen Angaben neben den Reise- und Recherchekosten noch rund 10000 DM Druckkostenzuschüsse gesteckt.

Aufgrund von Schirmanns Forschungen wurden die Todesurteile vom Juni 1933, die vier junge Kommunisten das Leben gekostet hatten, im November 1992 aufgehoben. Schirmann hatte nachgewiesen, daß die Urteile des Sondergerichts auf Fälschungen von Beweisstücken beruhten, die von Altonaer Staatsanwälten noch vor dem 30. Januar 1933 organisiert worden waren. Die Hamburger Justiz hat sich lange geziert, die Urteile von 1933 zu annullieren und die unschuldig Hingerichteten nach sechzig Jahren endlich freizusprechen. Hier hatte nun nicht nur ein französischer Laienhistoriker zwei für die Geschichte der deutschen Demokratie zentrale Ereignisse erforscht und alle bisherige Geschichtsschreibung darüber gründlich richtiggestellt, sondern es hatte zudem ein juristischer Laie Fälschungen in Gerichtsakten und den darauf beruhenden Justizmord entlarvt. Kein Wunder, daß die etablierten Standesvertreter beider Branchen, der Geschichtswissenschaft und der Justiz, das nicht gerne hörten und es in der Folgezeit mit Schweigen übergingen.

Schirmann, dessen Alter und Gesundheitszustand längere Reisen zunehmend erschwerten, wandte sich nun mit dem gleichen Elan der französischen Geschichte zu. Es gelang ihm, nach 1990 Zugang zu den über siebzig Jahre alten aber bis dahin noch immer verschlossenen Akten der Militärgerichtsbarkeit zu erreichen. Es entstand das Buch „Mata-Hari – Autopsie d'une machination" (Paris: Éditions Italiques 2001), das nachweist, wie die französische Kriegsjustiz ihre Anklagepunkte frisiert hatte, um die holländische Schönheitstänzerin 1917 als deutsche Spionin hinrichten zu können. Zu diesem Buch ist dem Verfasser vom französischen Justizminister schriftlich gratuliert worden.

Als letztes Buch erschien im Herbst 2003 das Werk: „Été 1914, Mensonges et Désinformation. Comment on ‚vend' une guerre" (Paris: Éditions Italiques 2003). Es analysiert die Methoden, mit denen die französische Regierung im Sommer 1914 ihren Kriegseintritt rechtfertigte, indem sie die Informationen, die sie aus Rußland und Österreich hatte, verdrehte, um dem Gegner die Schuld am Ausbruch des Krieges in die Schuhe schieben zu können. Eine Studie über den Prozeß gegen die pazifistische Zeitung „Le Bonnet Rouge" (1917/18) konnte Léon Schirmann nicht mehr vollenden. Er starb am 15. Dezember 2003 an seinem Wohnort L'Hay les Roses im Süden von Paris.

Léon Schirmann hinterläßt ein weiteres unvollendetes Werk bzw. die Recherchen, Statistiken, Fotokopien und Notizen dazu: „Das Weimarer Totenbuch" – eine Untersuchung über die Todesopfer der Straßenkämpfe in den letzten sechs Jahren der Weimarer Republik. Die Unterlagen dazu hat er dem Verfasser dieser Zeilen im Herbst 2002

nach Berlin mitgegeben, wohl wissend, daß dieser selbst die Arbeit nicht würde fortführen können, doch in der Hoffnung, daß es ihm vielleicht gelingen werde, in Deutschland eine Historikerin oder einen Historiker zu finden, die dafür zu interessieren wären. Das ist bisher noch nicht gelungen. Das Material steht zur Verfügung, die Aufgabe steht nach wie vor an und wird hiermit öffentlich ausgeschrieben, da verschiedene persönliche Ansprachen bisher nicht den gewünschten Erfolg hatten.

Neue Literatur

Rechtsextreme Ideologien in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Uwe Backes (= Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, Bd. 23). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2003. 395 S.

In der in den 1980er Jahren neu etablierten und seither merklich expandierenden Forschungslandschaft zum Rechtsextremismus in Deutschland, Europa und Übersee ist ein augenfälliges Manko sichtbar: Das Phänomen wird nur selten in vergleichender (ideologie)historischer Perspektive diskutiert. Dies entspringt überwiegend dem legitimen Anliegen, theoretische Konzeptionalisierungen (wie solche des „Faschismus" und „Totalitarismus"), die für eine Epoche sinnvolle analytische Zugänge bereitstellen mögen, nicht eilfertig auf neue politisch-soziale Erscheinungsformen zu übertragen oder in sachlich nicht gerechtfertigte politische Etikettierungen zu verfallen. Die sozialwissenschaftliche Forschung zum „neuen Rechtsextremismus" in Deutschland und Europa schreckt zunächst aus guten Gründen vor solchen oft empirisch wenig triftigen Generalisierungen und Applikationen zurück. Sie hat sich gerade vor dem Hintergrund der Betonung der Diskontinuität der politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Voraussetzungen neuer rechtsextremer sozialer Bewegungen sowie politischer Parteien profiliert.[1] Dennoch scheint es an der Zeit, nicht nur die gegenwartsorientierte komparative Forschung weiterzuentwickeln (was jüngst zunehmend geschieht), sondern auch den historischen Vergleich von rechtsextremen Ideologien und politisch-kulturellen Entstehungsbedingungen in heuristischer Absicht erneut voranzutreiben, selbst wenn jener Vergleich stärker Kontraste denn Gemeinsamkeiten hervorbringen mag.[2]

Der von Uwe Backes herausgegebene Band, der auf eine vom Dresdner Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung organisierte Tagung zurückgeht, sucht diese Lücke im Forschungs- und Publikationsspektrum zu schließen. Der Herausgeber und die Mehrheit der Beiträge können, dies vorweg, dieses anspruchsvolle Vorhaben leider kaum in wissenschaftliche Praxis überführen. Das Bemühen, den Gegenstand des Rechtsextremismus in historischer und gegenwärtiger Doppelperspektive zu beleuchten, bleibt beim Herausgeber und bei zahlreichen der hier versammelten Autoren allzu sehr befangen in den eigenen, bisweilen rigiden extremismus- und totalitarismustheoretischen Limitierungen, bei denen die These der Wesensgleichheit „bolschewistischer", „faschistischer" und „extremistischer" Ideologien und Herrschaftssysteme im Zentrum wissenschaftlicher Hypothesenbildung steht und ihr bemühter Nachweis die gesamte Forschung strukturiert. Gleichwohl wird jene konstitutive Annahme kaum argumentativ substantiiert, sondern zumeist als historische Faktizität vorausgesetzt. Programmatisch wird bereits in der Einleitung betont, daß der „größere historische Zusammenhang" des Rechtsextremismus, der von Backes zu rekonstruieren intendiert ist, vornehmlich auf die „Wechselwirkungen mit den Antipoden am anderen Ende des politischen Spektrums" (S. 8) zielt. Backes' zentrale These ist es, daß der Aufstieg des Faschismus ohne „das weltrevolutionäre Projekt der bolschewistischen Oktoberrevolution nicht angemessen erklärt" werden könne, daß das „temporäre Bündnis der totalitären Mächte" nachwirke und daß überdies „strukturelle Übereinstimmungen in den Überzeugungssystemen und Herrschaftsstrukturen ins Auge [springen]" (S. 9). Hier resoniert nicht etwa die genealogische Totalitarismustheorie Hannah Arendts, sondern Backes' mittlerweile wissenschaftlich isolierter Spiritus rector Ernst Nolte und dessen ideologieanalytisches Modell eines „europäischen Bürgerkriegs", das die „Erstverantwortung" für die NS-Verbrechen in Rußland lokalisiert, sowie in sekundärer Stellung auch der von den meisten zeitgenössischen Totalitarismustheoretikern ad acta gelegte „herrschaftsstrukturelle" Kriterienkatalog von Friedrich und Brzezinski. So wird die Analyse des laut Backes „oft überschätzten Phänomens" (S. 8) des Rechtsextremismus in diesem Band bisweilen vom Blick auf die kommunistische Gewalt und von alten ideologischen Grabenkämpfen eigentümlich überwölbt, die sich den Ergebnissen der neueren Ideologieforschung zum Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus und ihren gesellschaftlichen Interaktionsverhältnissen verweigert – obschon der Herausgeber durchaus die Existenz eigenständiger, ausgeprägt militanter rechtsextremer Subkulturen u.a. in der heutigen Bundesrepublik konzediert sowie einräumt, daß Denkmuster einer extremen Rechten unverhofft „an Aktualität

gewinnen, auf rechtspopulistische und neonationalistische Strömungen einwirken und sich zu einer existentiellen Bedrohung für die europäischen Verfassungsstaaten entwickeln [könnten]" (S. 9).

Ein einleitender Aufsatz von Uwe Backes zu „Konzeptionen und Kontroversen", der einer „definitorischen Klärung" und einer neuen Konzeptionalisierung des Rechtsextremismus als epochenübergreifendes Phänomen gewidmet sein soll, streift zwar etliche Autoren der älteren Faschismus- und neueren Rechtsextremismusforschung. Er liest sich aber vor allem als Rechtfertigungsschrift der eigenen, bereits in Backes' Dissertation entwickelten „normativen Rahmentheorie" zum „Extremismus". Dieser wird zirkelschlüssig als „Sammelsurium von Negationen" (antidemokratisch, extrem, gegen den Verfassungsstaat usw.) und als „Konsequenz einer allen Extremismen gemeinsamen Grundhaltung" bestimmt (S. 43). Backes gesteht ein, daß dieses typologische „Rahmenkonzept" keinen erklärend-theoretischen oder explikativen Gehalt besitzt, sondern primär eine „wertorientierte Deutungsbasis" darstellt (ohne daß freilich das extremismustheoretische Grundproblem, Merkmale zur Bestimmung des Forschungsgegenstandes und dessen Deutung tautologisch in eins zu setzen und somit Extremismus aus Extremismus abzuleiten, damit überwunden wäre). Politikwissenschaftliche Analyse kann aber kaum in normativen Setzungen ihr Ende finden – soweit Backes auch normativ darin zuzustimmen ist, daß der liberal-demokratische Verfassungsstaat im Sinne einer streitbaren Demokratie gegenüber neototalitären und antidemokratischen Gefahren (neben dem Rechtsextremismus heute zunehmend ein ebenfalls oft analog antisemitischer, terroristischer Islamismus/Djihadismus) auch die Sanktionsgewalt des politischen Souveräns einsetzen muß. Und so sehr Backes' Definition schlußendlich nicht zu widersprechen ist, daß man „Rechtsextremismus" als alle „das Ethos fundamentaler Menschengleichheit negierenden Formen des politischen Extremismus" bezeichnen kann, ein „Ethos", das die Gesamtheit der antiliberalen und antidemokratischen Strömungen seit der Französischen Revolution „interepochal" umfasse, so dünn ist dieser Ertrag der Argumentation für die historisch-komparative Forschung. Der Aufsatz erschöpft sich dergestalt weitgehend in einer wenig ergiebigen, nominalistischen Klassifizierungs-, Typisierungs- und Begriffsdiskussion, die mit polemischen Angriffen gegen die bundesrepublikanische Praxis streitbarer Demokratie, die demokratische Öffentlichkeit sowie „die demokratieschützerische Aufmerksamkeit" einer „Vielzahl vergangenheitsbesessener Gruppierungen" (S. 51) gegenüber neonationalsozialistischen Gefahren.

Andere Autoren treten in die Fußstapfen des anfangs erläuterten, eng korsettierenden politisch-wissenschaftlichen Programms. So endet der Aufsatz von Andreas Wirsching zu „ideologischen Verschränkungen von Rechts- und Linksextremismus nach dem Ersten Weltkrieg" (S. 73 ff.) schlußendlich in der abgegriffenen und weitgehend überholten These, die Weimarer Republik sei von den „extremen Rändern" her – und deren „antisemitisch oder klassenkämpferisch motivierten Feindbildern", die einen „entsprechenden Vernichtungswillen" freigesetzt hätten (S. 92) – zerrieben worden und sei nicht etwa aufgrund ihrer inneren demokratischen Schwäche und eines antidemokratisch konventionalisierten *mainstreams* von innen her erodiert, der sich mit Seymour M. Lipset als „Extremismus der Mitte" fassen läßt. Totalitarismusforscher Frank-Lothar Kroll untersucht die apokalyptischen und utopischen Potentiale im Nationalsozialismus und Bolschewismus, was an sich ein äußerst löbliches und spannendes Unterfangen darstellt. Allerdings nimmt Kroll die wichtigsten internationalen Neuerscheinungen zum Thema außerhalb seines eigenen akademischen Umfelds nicht zur Kenntnis und verfängt sich schließlich in einer Reihe von Platitüden, die in der aufgewärmten altkonservativen „Erkenntnis" aus den 1950er Jahre gipfeln, daß der alte Marx für den modernen Totalitarismus verantwortlich zu machen und mit Hitler auf eine Stufe zu stellen sei, „Das Kapital" und „Mein Kampf" ergo ähnliche Vernichtungsutopien repräsentierten. Mit weniger Verve argumentiert Bernard Bruneteau, der im Sinne von Claude Lefort ideologische Verschränkungen von Demokratie, Antiliberalismus und Totalitarismus am Beispiel faschistischer Intellektueller des „Parti populaire français" in den 1930er Jahren analysiert und an ihnen die Genealogie der „totalitären" aus der „parlamentarischen Demokratie" zu exemplifizieren sucht. Allerdings läuft auch Bruneteau Gefahr, im theoretischen Überschwang allzu leichtfertig zwischen den historischen Epochen hin und her zu springen.

Eckhard Jesse widmet sich der Frage, ob rechtsextremistische Intellektuelle von der Linken gelernt hätten. Zu Zeiten eines neonationalsozialistisch agitierenden Horst Mahler, dessen Vergangenheit als RAF-Terrorist ideologische Übergänge von Teilen der radikalen, „antiimperialistischen

Linken" zur extremen Rechten indiziert, die m. E. im Antiamerikanismus, Antisemitismus und Nationalismus zu suchen wären, ist das ein spannender wie aktueller Gegenstand. Jesse findet zu ihm freilich erst nach langen Exkursen, in denen er die Beobachtung der „Neuen Rechten" und insbesondere der „Jungen Freiheit" durch die bundesdeutschen Verfassungsschutzbehörden moniert. Er klagt diese dafür an, „Intellektualisierungsbemühungen im Linksextremismus" nicht analog zu beobachten (S. 268). Dies wie die Auseinandersetzung mit einer „Neuen Rechten" in der Politikwissenschaft signalisiere eine „Linksverschiebung der politischen Kultur Deutschlands seit Jahrzehnten" (S. 288), die das heimliche Thema des Aufsatzes darstellt. Das antisemitische und antiamerikanisch geprägte Material, das Jesse heranzieht, wird dergestalt kaum wissenschaftlich ausgewertet, ja geradezu am Rande liegengelassen. Statt dessen betont Jesse seitenlang, die Zahl der „linksextremistischen Intellektuellen" übersteige diejenige der extremen Rechten bei weitem und die Abgrenzung von der demokratischen zur antidemokratischen Linken sei erodiert; auf empirische Nachweise dieser „tabuisierten" These wird verzichtet. Was derlei Spekulationen und Klagelieder in einem Forschungsband zum Rechtsextremismus zu suchen haben, entzieht sich dem Rezensenten.

Doch kommen wir schließlich zu triftigeren wissenschaftlichen Befunden. Glücklicherweise offerieren einige überaus innovative Aufsätze des Bandes Zugänge und Einsichten, die empirisch-analytisch weit über jenen zur Genüge erläuterten verengten Deutungsrahmen hinausweisen. Allerdings bietet nur der Aufsatz von Armin Pfahl-Traughber einen historisch-systematischen Vergleich von Geschichte und Gegenwart. Pfahl-Traughber rekonstruiert in drei Schritten die verschwörungsideologischen Vorstellungen und Feindbilder der deutschen extremen Rechten vom Kaiserreich über den Nationalsozialismus bis zur Gegenwart. Jener bedeutende, wenn nicht konstitutive Bestandteil rechtsextremer Ideologiegeschichte ist bisher ein Stiefkind der Forschung geblieben. Pfahl-Traughber schlägt hiermit sowohl neue konzeptionelle Schneisen und bietet zugleich eine überzeugende praktische Durchführung historisch vergleichender Ideologieforschung zum Rechtsextremismus, die dem Band im ganzen zu wünschen gewesen wäre. Der Autor, der dankenswerter Weise auch den heute reüssierenden esoterisch-rechtsextremen Bereich nicht ausspart, in dem Verschwörungstheorien nur so blühen (und seit dem 11. September 2001 einen weiteren, nunmehr auch durch breitere gesellschaftliche Kreise gestützten Boom erfahren), resümiert, daß Rechtsextreme durch die Geschichte primär hinter allen „Verschwörungen" von Finanzkapitalismus, Kommunismus, Freimaurerei usw. „die Juden" ausmachen. Pfahl-Traughber weist eindrucksvoll und im Widerspruch zu Backes' Kernthese nach, daß im Rechtsextremismus (wie u. a. im Nationalsozialismus) bis heute zumeist „der Antisemitismus die ideologische Wurzel des Antikommunismus" (S. 228) gewesen ist und nicht etwa umgekehrt.

Ebenso kenntnisreich ist der Aufsatz von Rainer Erb. Er untersucht ideologische und symbolische Formen des neuen Rechtsextremismus. Dieselben ideologischen Versatzstücke, die in einer rechtsextremen Jugendkultur und -bewegung seit Ende der 1980er Jahre erfolgreich Nachhall gefunden und diese generiert hätten, seien zugleich laut Erb aufgrund ihrer radikalen Ressentiments und „Fundamentalopposition gegen die Komplexität der Moderne" (S. 309) weitgehend für das politische Scheitern des Rechtsextremismus verantwortlich.

Ein historischer Essay von Norbert Kapferer bietet einen weiteren Höhepunkt des Bandes. Kapferer analysiert detailliert die lange unterschätzte Bedeutung des weltanschaulichen Topos vom „totalen Krieg" gegen den „jüdischen Bolschewismus", als ideologische Grundierung eines „Rassen-Vernichtungs- und Raumeroberungskrieg[s]" (S. 191) für die NS-Elite sowie, im Anschluß an die bahnbrechende Studie von Raphael Gross, dessen sukzessive juristische Legitimierung durch Carl Schmitt. Vom Juristen und Wissenschaftler bleibe in diesem Prozeß nur der Ideologe übrig. Stefan Breuer und Roger Eatwell bieten zusammenfassende Erläuterungen ihrer nach wie vor kontrovers diskutierten Konzepte des „neuen Nationalismus" respektive des „generischen Faschismus", die je ein eigenes, anspruchsvolles Forschungsprogramm motivieren sollen, auf das man gespannt sein darf. Jean-Yves Camus' Untersuchung der unterschiedlichen Strömungen der europäischen Rechten scheitert nicht an der Komplexität des Themas, sondern konzeptionalisiert zunächst in überzeugender Weise ideologische Kernpositionen und innere Konfliktlinien. Allerdings fällt auf, daß Camus die neueren ideologischen Bündnisse zwischen verschiedenen Gruppen des Rechtsextremismus und antimodernistischen (rechtsextrem-)islamistischen Organisationen nicht thematisiert, die in gewisser Weise die ideologischen Mobilisierungsthemen und

Konfliktlinien innerhalb der europäischen extremen Rechten neu strukturiert haben.

Ein Beitrag von Mischa Gabowitsch schließt den Band ab. Gabowitsch rekonstruiert die vor allem ideologischen Scharniere einer gemeinsamen, offen „russisch-nationalistischen Gegenkultur", die sich organisatorisch sowohl aus der heutigen Kommunistischen Partei als auch aus einem Nationalbolschewismus wie der Neonazi- wie Skinheadbewegung rekrutiert. Gabowitsch kontextualisiert diese ideologischen Formationen in der Geschichte öffentlicher Diskurse vom sowjetischen Faschismusbild bis zu bestimmten, nationalpatriotischen Kommunismusbildern im postsowjetischen Russland. Dem Autor gelingt es, den spezifischen politisch-kulturellen Resonanzboden einer antisemitischen und durch bestimmte nationalistisch idealisierende Vergangenheitskonstruktionen geprägten sowie unterschiedliche politische Lager verbindenden „nationalpatriotischen" Ideologie sichtbar zu machen.

Dankenswert ist ein umfangreiches Literaturverzeichnis, das aber zur Mehrheit der Texte analoge Lücken aufweist: Neuere Arbeiten der internationalen Nationalismus-, Rassismus- und Antisemitismusforschung werden nur begrenzt wahrgenommen, dabei böten sie doch vielfach in überzeugender Weise genau jenen Zugang zum systematischen Vergleich rechtsextremer Ideologieformen, den der Herausgeber avisierte.

Jenseits zahlreicher ärgerlicher Aufsätze und politischer Polemiken, die allzusehr unter bestimmten, flächigen Totalitarismustheorien leiden, in die sie ihre Untersuchungsgegenstände zwängen, sind einige überaus anspruchsvolle Arbeiten des Bandes zur Lektüre zu empfehlen. Da aber selbst diese Aufsätze bis auf eine Ausnahme nicht systematisch ideologieanalytisch vergleichen, sondern meist nur hypothetisch geschichtlich kontextualisieren, wird das zur Begründung des Bandes gegebene Versprechen des Herausgebers, den Rechtsextremismus und andere ideologische Formationen in einem „größeren historischen Zusammenhang" zu erforschen, auch in diesen Texten nur in Grenzen eingelöst. Zu hoffen ist, daß das historisch-vergleichende Interesse an den Ideologien des europäischen Rechtsextremismus, welches in diesem Sammelband nur unzureichend befriedigt wird, in künftiger Forschung neue Resonanz findet und nicht mit dem Scheitern dieses Bands zugleich strandet.

1 *Vgl. insbesondere Michael Minkenberg, Die neue radikale Rechte im Vergleich. Deutschland, Frankreich, USA, Wiesbaden 1998; Herbert Kitschelt, The Radical Right in Western Europe. A Comparative Analysis, Ann Arbor 1995; Piero Ignazi, Extreme Right Parties in Western Europe, Oxford 2003, sowie den gelungenen einführenden Sammelband in gegenwärtige Forschungsfelder: Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. von Wilfried Schubarth und Richard Stöss, Bonn 2000.*

2 *Für einen geschichtlichen Abriß bzw. immanenten historischen Vergleich der extremen Rechten in Deutschland seit 1870 vgl. jüngst Lee McGowan, Radical Right in Germany. 1870 to the Present, London 2002.*

Lars Rensmann

CASTEL, Robert: **Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit.** Aus dem Französischen von Andreas Pfeuffer (= Édition discours, Bd. 13). – Konstanz: UVK. Universitätsverlag Konstanz 2000. 416 S.

Die Studie des französischen Soziologen Robert Castel zur Geschichte abhängiger Erwerbsarbeit ist auf den Zusammenhang von Arbeit und sozialer Sicherung fokussiert. Auch dort, wo sie die Auflösung feudaler Bande und die mit der Durchsetzung moderner Eigentumsstrukturen verknüpften Enteignungsprozesse analysiert, ist ihr Thema nicht die Genesis des modernen Kapitalismus, des Fabriksystems oder die Durchsetzung methodisch-rationaler Lebensführung. Sie rekonstruiert eine Geschichte des Übergangs von Gemeinschaft zu Gesellschaft, von der Vormundschaft über den Vertrag zu einem rechtlich abgesicherten Status der Lohnarbeit, der gegenwärtig allerdings von neuen Herausforderungen bedroht ist. Sie rekonstruiert damit zugleich den historischen Horizont, in dem sich heute die Suche nach neuen Formen sozialer Rechte und der Risikoabsicherung angesichts von Flexibilität, Mobilität, Instabilität und Ungewißheit vollzieht.

Castels Chronik der Lohnarbeit beschreibt Arbeit nicht als Quelle gesellschaftlichen Reichtums oder als Grundlage einer Eigentumsordnung. Seit dem Mittelalter war Lohnempfänger, wer gesellschaftlich bedeutungslos war und über nichts als seiner Hände Arbeit verfügte, um zu leben und zu überleben. Das Lohnarbeitsverhältnis entwickelte sich erst nach und nach zu einer stabilen gesellschaftlichen Position, mit der Sicherheitsgarantien und Rechtsansprüche verbunden

waren. Die heute zu konstatierenden Tendenzen der Destabilisierung, der Schwächung kollektiver Regelungen führen zu neuen Formen der Unsicherheit und der sozialen Verwundbarkeit, der Zwang zu Flexibilität und Mobilität erzeugt einen neuen Typus des „Wegwerfarbeiters", für den die erkämpften sozialen Schutzrechte kaum noch greifen.

Die vorliegende Studie begreift sich als Beitrag zu einer „Geschichte der Gegenwart" im Sinne Foucaults. Arbeit tritt nicht auf als Prinzip der Selbstverwirklichung, nicht als ökonomische Produktivkraft, aber auch nicht als eine aufs bloß Instrumentelle verkürzte Gestalt gesellschaftlicher Praxis. Arbeit definiert sich für Castel historisch ausgehend von der würdelosen Lage und dem prekären Status derer, die über keinerlei ökonomische oder soziale Ressourcen verfügen, die nicht einmal Kleineigentümer oder Pächter von Boden, Fronbauern, Zunftmitglieder, Mitglieder eines Haushalts, Gefolgsleute eines Mächtigen sind, die somit keine soziale Position innerhalb des Gefüges primärer Sozialbeziehungen von Sippe, Gemeinde und Grundherrschaft besitzen, die dort als Überzählige lebten oder vegetierten. Arm sein und hungern konnte man seit jeher auch in den genannten Positionen, aber die Ressourcenlosigkeit machte die Überzähligen vollständig zum Spielball von Mildtätigkeit und Repression. Wo Entvölkerung über Kriege und Pest dazu führten, daß man auf die „Überzähligen" zurückgreifen mußte, sorgten Arbeiterstatuten dafür, daß deren weitgehenden Rechtlosigkeit und prekärer Status fortgeschrieben wurden.

Castels Perspektive setzt vor der sogenannten ursprünglichen Akkumulation ein, Mitte des 14. Jahrhunderts, und greift gelegentlich bis ins 12. Jahrhundert zurück, wobei seine Quellen im wesentlichen die Entwicklung in Frankreich und Großbritannien dokumentieren. Die moderne Problematik der Erwerbsarbeit nahm Anfang des 14. Jahrhunderts erstmals Gestalt an. Die von Marx beschriebenen Prozesse der Einhegung und die Beseitigung des kommunalen Gemeineigentums verlängerten und verschärften eine Situation, deren Ausgangspunkt einige Jahrhunderte früher zurückreicht. Bereits im Mittelalter war nur der „impotent beggar", der nicht arbeitsfähige Arme legitimer Empfänger von Unterstützung und Almosen, die arbeitsfähigen Tagelöhner wurden als Vagabunden kriminalisiert. Sie befanden sich in einer auswegslos-paradoxen Lage: einerseits wurde von ihnen gefordert, den lokalen Gemeindeumkreis nicht zu verlassen, wenn sie nicht kriminalisiert werden wollten, andererseits sollten sie jede Arbeit suchen und annehmen. Noch die Arbeitshäuser der Neuzeit sind privilegierte Einrichtungen für diejenigen Armen, die lokal ansässig sind. Auf die von der Einschließung ausgeschlossenen Landstreicher und Vagabunden dagegen wartet der Galgen.

Castel zeichnet nicht die Geschichte des Proletariats als Klasse nach. Die mittelalterlichen Armen waren auch im Wortsinne keine Proletarier, wenn damit im Sinne der ursprünglichen Wortbedeutung gemeint sein sollte, daß sie nichts besitzen als ihre Nachkommen. Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Arbeiterstatuten und Armengesetze stellen vielmehr sicher, daß die Armen noch nicht einmal ihre Nachkommen „besitzen" konnten. Konstitutiv für die Lage der Lohnarbeiter ist die Situation der Ausgrenzung, der Entkopplung, nicht allein die sprichwörtliche biblische Müh' und Plag'. Diese charakterisierte ja auch die Lage der Fronbauern und Dienstleute, die gleichwohl eine bestimmte Position im sozialen Gefüge innehatten, die mit Rechten und Pflichten verknüpft, mit dem Boden, der Grundherrschaft, einem Haushalt, der Gemeinde, einer Sippe oder einer Zunft verbunden war. Gegenüber diesen Armen verkörperten die sozial entkoppelten Tagelöhner die Nutzlosen und Überzähligen, die noch nicht einmal für das grundherrschaftliche Ausbeutungssystem brauchbar waren. Es handelte sich um Vagabunden, ohne Anbindung an Gemeinde und Grundherrschaft, aber eben auch ohne freien Zugang zum Arbeitsmarkt. Dies alles in einer Gesellschaft, in der soziale Sicherung direkt an primäre Sozialbeziehungen geknüpft war, die durch den Vorrang der Sippe, der Blutsbande gekennzeichnet und auf der Basis territorialer Zugehörigkeit, Verwandtschaft, feudaler Abhängigkeiten organisiert war und in der Fürsorge Gemeindezugehörigkeit voraussetzte.

Die territoriale Grundlage mittelalterlicher Armenfürsorge bedeutete die Ausgrenzung der Fremden, Bettelverbot und Verfolgung der arbeitsfähigen Armen. Durch die Arbeiterstatuten von 1349 festgeschrieben, hatte sich bereits seit dem 12. Jahrhundert das Doppelkriterium der Fürsorge von Nähe (Wohnsitz) und Arbeitsuntauglichkeit herausgebildet. Es mündete für die Arbeitsfähigen in einen kategorischen Imperativ der Arbeit und damit ein radikales Bettelverbot. Die Arbeiterstatuten definierten das Verbot, sich der Verpflichtung zur Arbeit zu entziehen, den Zwang, der nächstbesten Aufforderung eines Dienstgebers nachzukommen; Wanderschaft zur Arbeitssuche

war nur mit einem von der lokalen Obrigkeit ausgestellten Paß gestattet. Der Vagabund war schuldig, wenn er mittellos und ohne Arbeit aufgegriffen wurde, er mußte mit Einsperrung, Deportation, Verstümmelung und Hinrichtung rechnen.

Mit dem modernen Kapitalismus und der bürgerlichen Revolution wird dann zwar die Freizügigkeit erleichtert, aber das prinzipielle Problem derer, die ohne jede Ressource den Schwankungen des Arbeitsmarktes ausgeliefert sind, setzt sich fort. Daß nunmehr aller Reichtum auf Arbeit zurückgehen soll, John Locke sie zur Quelle des Eigentums und Adam Smith zur Quelle allen Reichtums erklärt, hat die Produzenten nicht reich gemacht. Auch das Problem der arbeitsfähigen Armen besteht fort, auch wenn in der französischen Revolution der Versuch gemacht wurde, das Bettelwesen per Dekret abzuschaffen. Vormundschaft hat dem Vertrag Platz gemacht. Gleichwohl hat die Freiheit der Arbeit massenhafte Verwundbarkeit zur Folge. Die Kontraktualisierung ist zudem außerstande, die Würdelosigkeit der Lohnarbeiterexistenz zu überwinden. Die Industrialisierung verschärft den Pauperismus. Bedürftigkeit und Mildtätigkeit bleiben nach wie vor reserviert für die arbeitsunfähigen Armen. Als Patron initiiert der Fabrikbesitzer nichtstaatliche Sozialpolitik auf der Basis moralischer Verpflichtung. Reine Vertragsgerechtigkeit, die zu einem offenkundigen Mangel an Billigkeit führt, wird durchbrochen, wenn entgegen der strikten Marktlogik bei der Vergütung berücksichtigt wird, daß ein Arbeiter für eine Familie aufkommen muß. Dies soll den Staat aus der sozialen Frage heraushalten und gleichwohl die Integration der Arbeiterklasse unterstützen. Bestimmte Aspekte dieser Politik leben bis heute als Personalmanagement und betriebliche Sozialpolitik fort.

Daneben gewinnen Versicherungsvereine entscheidende Bedeutung. Die Entwicklung schließlich der Pflichtversicherung schreibt die soziale Schichtung fest, da die Pflichtversicherten nicht frei über ihre Ersparnisse verfügen können und daher nicht in der Lage sind, sie gezielt beispielsweise in die eigene Selbständigkeit zu investieren. Immerhin wird die Willkür des Almosens durch die Gewißheit des Rechtsanspruchs ersetzt, der allerdings eine vorherige individuelle Einzahlung voraussetzt.

Im Laufe der Industrialisierung setzt sich schrittweise ein neues Lohnarbeitsverhältnis durch, das auf einer klaren Trennung zwischen regelmäßig Arbeitenden und Nichterwerbstätigen basiert, das den Arbeitenden fest an einen Arbeitsplatz bindet und die Arbeitsproduktivität durch gezielte Rationalisierungsmaßnahmen zu erhöhen bestrebt ist, das durch den Lohn die Teilhabe an neuen Konsumnormen ermöglicht, das über Gesetzgebung und Versicherungssystem ein auf dem Arbeitnehmerstatus basierendes Sozialeigentum schafft und in ein Arbeitsrecht mündet, das den Arbeitnehmer als Mitglied eines Kollektivs anerkennt, dem ein sozialer Status jenseits der rein individuellen Dimension des Arbeitsvertrags eigen ist. Gleichwohl gilt Fabrikarbeit nach wie vor als technisch gröbste und gesellschaftlich würdeloseste Arbeit: der Arbeiter denkt nicht, er wird nur für die mechanischen und quasi maschinellen Verrichtungen bezahlt. Das soziale Problem der Würde der Lohnarbeit, das nicht nur das Problem der sozialen Sicherung, sondern auch das ihrer Wertschätzung und Anerkennung umfaßt, ist damit nicht gelöst. Inzwischen allerdings stellt sich aufgrund perverser Effekte der ökonomischen Wachstumspolitik erneut die soziale Frage der Überzähligen, das Problem der Arbeitslosigkeit und der Wiedereingliederung erweist sich als Achillesferse des Sozialstaats.

Der unbefristete Arbeitsvertrag verliert seine Vorrangstellung, zu beobachten sind Phänomene der Prekarisierung, der Destabilisierung, des Sicheinrichtens in der Prekarität. In seiner Analyse des Phänomens der Wiederkehr der Überzähligen verzichtet Castel darauf, sich auf eine Deutung der Ursachen dieser Entwicklung festzulegen. Angesichts der Krise entwirft er vier Szenarien:

Die Hybris des Marktes kann dazu führen, daß es mit dem Status abhängiger Arbeit weiter bergab geht (1). Alternativ dazu wäre vorstellbar, daß sich – wenn auch unter hohen Kosten – der gegenwärtige Zustand stabilisieren läßt (2) bzw. daß sich Alternativen für den Verlust der Zentralität der Arbeit finden lassen (3) oder daß schließlich eine Umverteilung der raren Ressourcen, die von gesellschaftlich nützlicher Arbeit stammen, möglich wird, Arbeit also Hauptfundament der *citizenship* bleibt (4).

Das moderne autonome Individuum, wie es gegenwärtig in flexibilisierten Arbeitskonzepten beschworen wird, existiert Castel zufolge auch und gerade in der modernen, durch Marktindividualismus charakterisierten Gesellschaft nur auf der Grundlage einer Kollektivzugehörigkeit, die erst soziale Identität und Sicherheit gewährleistet. Das Individuum kann nicht ohne sozialen Zusammenhalt und ohne soziale Sicherung existieren. Die Gefahr eines negativen Individualismus bestünde in einer Lage, in der die Individuen

wieder völlig mittellos wären, ohne jeden sozialen Rahmen, ohne jedes in einer Versicherungsmatrix verankerte Sozialeigentum, ohne diejenigen Ressourcen also, die es ihnen zuallererst ermöglichen würden, die Herausforderungen einer flexibilisierten und individualisierten Erwerbsbiographie aufzunehmen.

Hermann Kocyba

Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen. Hrsg. von Guillaume Paoli (= Critica Diabolis, Bd. 110). – Berlin: Edition Tiamat. Verlag Klaus Bittermann. 2. Aufl. 2002. 207 S.

Ist das Ende der Arbeitsgesellschaft nur noch eine Frage der Zeit? Formiert sich mit den Arbeitslosen eine neue Unterklasse? Sind die „Glücklichen Arbeitslosen" tatsächlich ein neuer „Bund der Kommunisten"? Ist es möglich, abseits der Erwerbstätigkeit ein glückliches Leben zu führen?

Fragen über Fragen, die sich bei der Lektüre des vorliegenden Buches, das im Titel zunächst einmal so satirisch daherkommt, zweifellos stellen. Eine ganz neue Sicht auf die Probleme des langjährigen gesellschaftlichen Phänomens Arbeitslosigkeit steht hier zur Debatte und läßt den Leser ins Grübeln kommen. Etwas bislang Unantastbares wird auf radikale Weise in Frage gestellt: das Arbeitsethos unserer Gesellschaft.

Gleich zu Beginn des Buches versucht der Wortführer der Glücklichen Arbeitslosen, Guillaume Paoli, Mißverständnissen vorzubeugen. Die Beiträge seien keinesfalls mit ökonomischen und soziologischen Maßstäben zu messen, denn wissenschaftlich „betonierter Ernst" im Sinne statistisch belegter Analysen fehle gänzlich. Der solchermaßen enttäuschte Leser werde die Beiträge lediglich als belanglose Possen und anarchische Infantilismen werten. Mit Irritation werde aber auch derjenige reagieren, der das Buch als ein „weiteres Erzeugnis der sogenannten Spaßkultur" betrachte. Zwar tauchten gelegentliche Scherze auf, doch verderbe „zuviel intellektueller Kram" dem „Spaßkulturisten" das Vergnügen.

Die Bewegung der Glücklichen Arbeitslosen entstand am 14. August 1996 in der Hauptstadt Berlin, die zu jener Zeit, wie Herausgeber Paoli in der Einführung des Buches betont, ein soziales Biotop für allerlei Gestrandete, Langzeitstudenten und Gelegenheitsjobber darstellte. Die Gründungsveranstaltung wurde zu einem Happening. Man verteilte „Tauglichkeitstests zur Eignung als Glücklicher Arbeitsloser", sang „Faulenzerlieder" und trug den Text „Auf der Suche nach unklaren Ressourcen" vor, der später als „Manifest der Glücklichen Arbeitslosen" Berühmtheit erlangen sollte. Als geistige Väter betrachten die Glücklichen Arbeitslosen zum einen Paul Lafargue, der bereits in einem 1870 veröffentlichten Buch ein „Recht auf Faulheit" postuliert hatte, sowie den 1973 mit der neuen Zeitschrift „Der glückliche Arbeitslose" ins Rampenlicht getretenen Peter Paul Zahl mit seiner Forderung nach einem „Berufsverbot für alle". Nicht zu vergessen auch die Dadaisten, die sich 1919 öffentlichkeitswirksam für die Einführung der „progressiven Arbeitslosigkeit" eingesetzt hatten.

Von konservativer wie von linker Seite hagelte es Kritik. Während die einen den Glücklichen Arbeitslosen vorwarfen, nur an das eigene Vergnügen auf Kosten der Allgemeinheit zu denken, rügten die anderen die vermeintlich unpolitische Haltung, den Rückzug ins Private, „statt den Kapitalismus zu bekämpfen". Auf erstaunlich positive Resonanz stießen die Thesen der Glücklichen Arbeitslosen dagegen in der Presse, wie einige Zitate aus der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung", dem „Tagesspiegel" oder der „Süddeutschen Zeitung" belegen. Paoli führt diesen Erfolg auf die „skandalöse Abwesenheit ähnlicher Positionen" zurück. Wie dem auch sei, die Presseberichte hatten eine Welle der Zustimmung zur Folge. Die Berliner Initiatoren erhielten Beifallsbriefe von Gleichgesinnten aus der gesamten Bundesrepublik. Um diesen ein Forum zu schaffen, erschien im Juni 1998 mit dem „Müßiggangster. Kontemplationsblatt der Glücklichen Arbeitslosen" das erste Exemplar einer respektlosen Zeitschrift, die seitdem sehr unregelmäßig veröffentlicht wurde. Spektakuläre Aktionen wie „Noworkshops", ziellose „Arbeitslosenspaziergänge" oder provokante Ämterbesuche sorgten zudem für Publicity. Fernsehauftritte dagegen verweigerten die Glücklichen Arbeitslosen grundsätzlich, um nicht zum Spielball der Medien zu werden.

Die wachsenden Aktivitäten führten jedoch zwangsläufig zu einem Widerspruch, dem die Glücklichen Arbeitslosen begegnen mußten. Wer für den Wert der Pause, der Muße sowie der schöpferischen Ruhe eintrat und die Arbeitslosigkeit als Möglichkeit zur „Zurückeroberung der Zeit" betrachtete, der durfte nicht in zunehmenden Aktivismus verfallen. Daher übten sie sich in öffentlicher Enthaltsamkeit, traten nur noch gelegentlich, dafür aber plötzlich und meist unerwartet auf.

Das bunte Kaleidoskop der Manifeste, Thesen, Aktionen, Aktivitäten und literarischen Erzeugnisse der Glücklichen Arbeitslosen wird auf sehr kurzweilige Art und Weise in vier Teilen präsentiert. Am Anfang stehen die Nachdrucke der Aufrufe, ausgehend vom Gründungsmanifest im August 1996 bis zur drastischen Stellungnahme „Ohnemich-AG", der ebenso deutlichen wie originellen Abrechnung mit der aktuellen Arbeitsmarktreform. Teil zwei wendet sich der Praxis zu und dokumentiert Maßnahmen, Aktivitäten, Veranstaltungen und Experimente der Glücklichen Arbeitslosen aus den vergangenen Jahren. Der dritte Teil, „Helden des Alltags" überschrieben, enthält erste künstlerische Ansätze einer sich formierenden Arbeitslosenliteratur. Im letzten Teil wird dann erneut der theoretische Diskurs mit gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen, Sympathisanten und Kritikern aufgenommen.

Mit ihrem im vorliegenden Band vollständig abgedruckten Manifest wagen die Autoren etwas unerhört Neues, das die Gralshüter der ehernen Gesetze unserer Arbeitsgesellschaft auf die Palme bringen dürfte: Die Krise der Arbeitsgesellschaft wird nicht mehr nur diagnostiziert und analysiert, sondern die Abkehr vom bislang unantastbaren Wert und unerschütterlichen Status der Arbeit selbst radikal vollzogen.

Schonungslos fällt die Analyse der Glücklichen Arbeitslosen aus: Die Arbeitsgesellschaft befindet sich im Todeskampf, da die Arbeitslosigkeit nicht abgeschafft werden kann und es Arbeit für alle nie wieder geben wird. Die Vernichtung der Arbeitsplätze durch fortschreitende Automatisierung vollzieht sich unaufhaltsam und unumkehrbar. Der Anteil der von Menschen zu verrichtenden Arbeit schrumpft beständig, so daß die Rückkehr zur Vollbeschäftigung unmöglich wird. Und so rütteln die Glücklichen Arbeitslosen an einem Tabu, das man bislang nicht angetastet hat: Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, so ihr kühner Schluß, ist „eigentlich ein Kampf gegen die Arbeitslosen". Besonders hart kritisieren sie in diesem Zusammenhang die „bürokratischen Schikanen" der Arbeitsämter, deren Abschaffung sie fordern. Bereits in ihrem Manifest von 1996 sowie in einer öffentlichen Erklärung vom Januar 2002 haben sie die Statistiken der Arbeitsämter angeprangert.

Eine solch niederschmetternde Diagnose als Ergebnis der Untersuchung des schwerkranken Patienten „Arbeitsgesellschaft" müßte im Grunde zu tiefer Resignation führen, doch das Gegenteil ist der Fall. Die Glücklichen Arbeitslosen empfehlen eine außergewöhnliche Therapie, die eine Umwertung aller Werte rund um die moralischen Kategorien Arbeit und Arbeitslosigkeit vorsieht. Sie propagieren im vollkommenen Widerspruch zum herrschenden Weltbild die Möglichkeit eines glücklichen Lebens ohne Arbeit, möchten der Muße ebenso wie der Faulheit gesellschaftliche Akzeptanz verschaffen und fordern eine ebenso bedingungslose wie angemessene Entlohnung für den freiwilligen Verzicht auf die Mangelware Arbeit. Der Scheingegensatz zwischen Glück und Arbeitslosigkeit müsse endlich entlarvt werden, denn das Unglücklichsein von vielen Arbeitssuchenden liege nicht an ihrer Arbeits-, sondern an ihrer Mittellosigkeit. Sie sollten daher korrekterweise „Geldsuchende" und nicht „Arbeitssuchende" genannt werden.

So ist das Buch eine einzige Generalabrechnung mit der dahinsiechenden Arbeitsgesellschaft und ihrem Wertekanon, der herrschenden Arbeitsmoral und dem Diktat der Ökonomie in allen Lebensbereichen geworden. Als intellektuelle Lieblingsfeinde haben sich die Glücklichen Arbeitslosen den deutschen Chefideologen des „New Deals" und der „Zweiten Moderne" Ulrich Beck sowie den Vordenker Peter Glotz auserkoren. Die von Beck geforderte „Bürgerarbeit" sei nichts anderes als unbezahlte Ausbeutung. Glotz, dessen Sympathie mit dem Turbokapitalismus und den Beschleunigern der ökonomischen Entwicklung von Herausgeber Paoli mit beißendem Spott quittiert wird, hat die Glücklichen Arbeitslosen als „neuen Bund der Kommunisten" bezeichnet und ihre wachsende Bedeutung erkannt: „Die neue Ideologie greift um sich wie ein Ölfleck."

Trotz der als bedrückend empfundenen gesellschaftlichen Entwicklung, der Dringlichkeit ihrer sozialpolitischen Anliegen und der Ernsthaftigkeit ihres alternativen Lebenskonzepts verlieren Paoli und seine Mitstreiter in diesem Buch selten ihren Humor. Die Verfasser der literarischen Beiträge „Ihr werdet's nicht schaffen", „Adieu, Herr Bartoschewski", und „In Abeitamp" sowie der „Rede zur Gründung der Glücklichen Arbeitslosen (Sektion Weimar)", aus der die folgende Textprobe stammt, laufen gar zur satirischen Höchstform auf:

„Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe nichtsnützige Mitglieder der Gesellschaft, liebe Tagediebe, Nachtschwärmer und Bagaluten! Sehr geehrter Herr Bundespräsident!

Wir haben uns hier und heute, spontan und bestens vorbereitet, im Kreise der engsten Ungehörigen versammelt, um gemeinsam und in tiefer

Demut vor der Einsicht in die Notwendigkeit der Dinge dem Schicksal mit ungewaschenen Fingern ins Auge zu fassen. Wir, die wir hier so zahlenreich eingesammelt sind, waren bisher verblendet, verblödet und voll beschäftigt [...]."

Reinhard Krämer

BERGMANN, Theodor: **Im Jahrhundert der Katastrophen. Autobiographie eines kritischen Kommunisten.** – Hamburg: VSA Verlag 2000. 285 S.

Aus einer großen jüdischen Familie – sechs Brüder, zwei Schwestern – des modernen Berlins der zwanziger Jahre kamen drei junge Männer, die für die Geschichte der Kommunistischen Partei Deutschlands (Opposition) von besonderer Bedeutung waren. Der spätere Mediziner Alfred Bergmann schloß sich früh den „Rechten" in der KPD an und gewann auch seine beiden jüngeren Brüder Josef und Theodor für diese Organisation. Alfred ging 1933 nach KZ-Haft ins politische Exil und wurde 1940 aus der Schweiz an Nazideutschland ausgeliefert und kurz darauf ermordet. Josef Bergmann konnte als Nichtarier nur das Buchdruckerhandwerk erlernen, arbeitete aktiv im illegalen Netz der KPO und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg einer der Aktivisten der „Gruppe Arbeiterpolitik", welche die Tradition der KPO im Nachkriegsdeutschland fortzusetzen versuchte. Der jüngste der drei, Theodor, 1916 geboren, blieb auch nach seinem Ausscheiden aus der „Gruppe Arbeiterpolitik" im Frühjahr 1952 dem historischen Erbe der „rechten Kommunisten" verbunden. Dem Remigranten, der während der Kriegszeit in Schweden als Landarbeiter gelebt hatte, gelang mit einer Dissertation über die schwedische Landwirtschaft 1953 bis 1955 ein beruflicher Neuanfang. Neben agrarpolitischen Publikationen trat er seit den siebziger Jahren als Historiker der KPO hervor. Eine Vielzahl von Untersuchungen wurden von ihm angeregt oder befördert. Sein Buch „Gegen den Strom. Die Geschichte der KPD (Opposition)" (2. Auflage Hamburg 2001) ist das Referenzwerk für die Geschichte der „Brandleristen". Daneben hat er eine Autobiographie vorgelegt, die in paradigmatischer Weise die Vorzüge und Schwierigkeiten des Genres belegt.

Einerseits finden sich in dem Buch Beobachtungen und Hinweise, wie sie nur ein reflektierender Zeitzeuge in der Verbindung von intimer Kenntnis und eigenwilliger Erklärung fixieren kann. So etwa die Schilderung des eigenen schulischen und politischen Bildungsweges in der Weimarer Zeit, die Berichte vom Kibbuzleben im Palästina der dreißiger Jahre, von der Suche nach einem Emigrationsort in Europa und dem Alltag als schwedischer Landarbeiter mit politischen Freunden in Stockholm. Die wenigen Seiten über die politische Arbeit nach der Rückkehr in die westlichen Besatzungszonen 1946 sind eine der wenigen veröffentlichten Quellen zu diesem Thema überhaupt. Und in den vielen Reiseberichten aus der Nachkriegszeit sind immer wieder Hinweise auf Begegnungen mit alten Genossen, die Suche nach ihnen und nach den eigenen Angehörigen eingestreut.

Andererseits zeigt das Buch die Anstrengungen des Versuchs, eine Kontinuität der eigenen Lebensleistung über alle Brüche und Umbrüche hinweg darzustellen. Ein ebenso streitbarer wie lebendiger Genosse seiner Zeit, wie es Theodor Bergmann bis ins hohe Alter geblieben ist, hat es dabei nicht leicht. Mehr noch als in manchen vollständigen Aufzählungen von verschiedenen Ereignissen ist seine Autobiographie gerade in ihren Leerstellen eine anregende Lektüre.

Sebastian Gerhardt

SCHMITZ, Hans: **„Umsonst is dat nie". Widerstand – Ein persönlicher Bericht.** Hrsg. von der Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand (= Verfolgung und Widerstand in Wuppertal, Bd. 8). – Grafenau: Edition Wahler 2004. 48 S.

„Ich kann verstehen, daß von den wenigen Freunden, die noch leben und Schreckliches erlitten haben, einige es ablehnen, über die Vergangenheit im Detail zu berichten. Die seelische Belastung ist einfach zu stark, die Augen füllen sich mit Tränen, gegen den eigenen Willen versagt die Stimme, auch mir passiert das. Deshalb habe ich mich an die Schreibmaschine gesetzt und im ‚Ein-Finger-Suchsystem' diesen Bericht aufgeschrieben" (S. 5).

Hans Schmitz schildert farbig und pointiert seinen individuellen und den kollektiven Widerstand einer Gruppe junger Anarchosyndikalisten gegen den Nationalsozialismus in Wuppertal. Bereits 1994 in dem Sammelband „‚... Se krieje us nit kaputt'. Gesichter des Wuppertaler Widerstands" erschienen, legt nun die Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand anläßlich des

90. Geburtstages Schmitz' einen Separatdruck vor, der zudem noch um 54 Fotos aus dem Album des Jubilars ergänzt ist. Diese Fotos sind in der Tat eine „seltene[r] Glücksfall", und sie haben „auch als historische Quelle einen eigenen Wert" (S. 4). Um aber diese „Knipserfotos" wahrhaft zum Sprechen zu bringen, brauchte es vor allem aber eines kenntnisreichen und eingängigen Kommentars, der die privaten Fotos in die Kategorien individuellen und sozialen Seins einordnet. Und dieser fehlt. Eine bloße Reproduktion deklariert noch nicht das öffentliche Anliegen.

Nichtsdestoweniger ist die Lektüre zu empfehlen, es handelt sich immerhin um eines der raren Zeugnisse von Anarchisten über *ihren* Widerstand. Ärgerlich sind allerdings die Unmenge an Druckfehlern, fehlende bzw. nichtssagende Bildunterschriften und die allgemeine Schlampigkeit der Publikation.

Rudolf Stachel

Moi, Arne: **Das Lager. Ein Norweger in Bergen-Belsen**. Aus dem Norwegischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Jochen Pöhlandt (= Bergen-Belsen Schriften, Bd. 5). – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002. 112 S.

Der Bericht des Norwegers Arne Moi über seine Haft vorwiegend im KZ Bergen-Belsen zählt zu der Kategorie von KZ-Erinnerungsberichten, die schonungslos die unmenschlichen Verhältnisse in den NS-Konzentrationslagern schildern. Nicht die Erzählung unbeugsamen Kämpfertums zeichnet solche Berichte aus, sondern der Versuch, das Erlebte in seiner Totalität faßbar zu machen. Differenziert und selbstreflexiv vermag es der Verfasser, besonders auf die psychischen Veränderungen einzugehen, die als Folgen von entgrenzter Gewalt, Hunger und Krankheit, aber auch von Überlebenswillen für ihn als Gefangenen zu erfahren und zu beobachten waren.

Der Bericht, der 1977 in Norwegen erschienen ist, hätte eine eingehendere Kommentierung verdient. So finden sich zwar Anmerkungen zu skandinavischen Eigennamen, Orten etc., aber leider keine inhaltlichen Kommentare, die den Bericht in den aktuellen Forschungsstand einbetten. Dies wäre an einigen Stellen durchaus nötig, etwa wenn in Mois Erinnerungen Lagergerüchte kolportiert werden (Herstellung von Seife aus Menschenfett) oder wenn Personen, auf die Moi im Lager traf, genannt werden, zu denen inzwischen Literatur vorliegt, wie im Falle des mehrfach erwähnten deutschen Kommunisten und Häftlingsarztes Fritz Leo, dessen Erinnerungen an die KZ-Haft mittlerweile erschienen sind.

Christoph Kopke

Ruge, Wolfgang: **Berlin – Moskau – Sosswa. Stationen einer Emigration.** – Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag Nachfolger 2003. 451 S.

Wolfgang Ruge bezeichnet sein Buch bescheiden als „schlichte Niederschrift" (S. 7) eines im kommunistischen Elternhaus erzogenen Jünglings, der kaum sechzehnjährig, in die Sowjetunion ausreiste. Das war Ende August 1933. 70 Jahre später liegt der Tatsachenbericht, an dem der Autor lange gearbeitet hatte, endlich vor. Wer Ruges Publikationen nach dem 1991 erschienen Buch „Stalinismus – Sackgasse im Labyrinth der Geschichte" mit Aufmerksamkeit, Interesse und Erstaunen verfolgte, wird den ersten mit „Moskau" überschriebenen Teil der Erinnerungen mit Gewinn lesen und nach dieser Lektüre die eine oder andere Nuance in Ruges – zu Diskussionen anregenden oder zu hämischen Kommentaren veranlassenden – Artikeln über die Oktoberrevolution in Rußland, über Lenin oder den Marxismus besser verstehen. Ein passender Beitrag zur Frankfurter Buchmesse 2003, auf der Rußland als Gastland geladen war.

Nicht nur mit Blick auf die in der „Wendezeit" erschienen und in den darauffolgenden Jahren in der Bundesrepublik verbreiteten Abhandlungen, Darstellungen und Berichte über die sogenannten Besserungsarbeitslager in der Sowjetunion, die der Hauptverwaltung Lager des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten der UdSSR unterstanden, ist der zweite, für den Rezensenten wichtigste und aufschlußreichste Teil des Buches, hervorzuheben. Das die Zeit im Arbeitslager behandelnde umfangreichste Kapitel ist kein Bericht aus zweiter Hand, der Autor nicht in der Pflicht, irgendein Klischee zu bedienen, Ereignisse schönzufärben, zu verschweigen oder zu übertreiben.

Durch Ruges detaillierte Beschreibung erhält der Leser mehr als nur einen Einblick in einen Grenzbereich sowjetischer Gulag-Geschichte, der bisher auch in der Forschungsliteratur eher unterbelichtet blieb. Ruge mußte als Verbannter in der Arbeitsarmee fürs Vaterland der Werktätigen

schuften. Seine Armee-Einheit, die zum Großteil aus Reichs- und Wolgadeutschen bestand, war zunächst in Kasachstan, dann im Nordural, in der Nähe des Iwdel-Besserungsarbeitslagers zu Forstarbeiten eingesetzt. In diesem und anderen Besserungsarbeitslagern (u. a. Sewsheldorlag, S. 299), die der Autor erwähnt, existierten seit 1942 gesonderte Lagerpunkte für die *Trudarmisten*. Ihre Arbeits- und Lebensbedingungen (mit Ausnahme der Möglichkeit, häufiger Post und Pakete zu empfangen) unterschieden sich wenig von denen der Gulag-Häftlinge. Ruges nüchterne Schilderung der Transporte, der Ankunft am Bestimmungsort, der Errichtung des Lagers, der Situation in den Baracken, der Verhaltensweisen seiner Leidensgefährten und der Vorgesetzten enthält immer wieder Hinweise auf Zufälle (S. 44, 68, 92, 215, 353, 376, 383). Ruge versucht nicht, das Unerklärliche zu erklären. Der geschulte Historiker liefert dennoch mehr als genug Beobachtungen, Analysen und Schlußfolgerungen.

Die Episode, wie Theodor Dallinger, ein Deputierter des Obersten Sowjets, aus dem Arbeitslager zur Sitzung nach Moskau muß (S. 180 ff.) oder die Schilderung des Schicksals des Chirurgen Bidshejew (S. 354 ff.) beleuchten schlaglichtartig das unkalkulierbare System. Ebenso wie in Berichten von überlebenden Gulag-Häftlingen ist in den Erinnerungen des *Trudarmisten* von Hunger, Arbeitsnormen, Karzer, der berüchtigten 3. Abteilung des NKWD im Lager, von *Tufta* (Normbetrug), *Schmon* (Durchsuchung), *Mastyrka* (Selbstverstümmelung) und *Balanda* (Wassersuppe) die Rede. Russische Termini, die eigentlich nicht übersetzbar, sondern nur übertragbar sind.

Bei den Lagern handelte es sich stets um Lagerkomplexe, die sich über riesige Territorien erstreckten. Zu den Begriffen, die diese Struktur- oder Verwaltungseinheiten benennen, gehören Lagerabteilung, Lag(er)punkt, Kolonne. Die Lagerabteilung war in Lagerpunkte unterteilt, diese ihrerseits in Kolonnen. Letztere sind Synonyme für die kleinsten Produktionseinheiten. Die den Besserungsarbeitslagern zugeteilten *Trudarmisten* bildeten – weil sie nach der Dienstvorschrift nicht mit den Gulag-Häftlingen in Kontakt treten durften, einzelne, selbständige Lagerpunkte, die OLP *(Otdelnyj lagernyj punkt)* genannt wurden. Was die Darstellung dieser Struktur (S. 156 f.) betrifft, gibt es im Buch einige Ungenauigkeiten, da die kleinsten Produktionseinheiten mit den Lagerabteilungen verwechselt werden. Im Besserungsarbeitslager Iwdellag, das vom 16. August 1937 bis zum 1. Januar 1960 existierte, mußten 1942 28424 Häftlinge Zwangarbeit leisten. 1945 ging die Zahl auf 16529 zurück.

In Ruges „Welt" spielte die Unterscheidung zwischen Kriminellen und Politischen keine oder nur eine untergeordnete Rolle, hier war die soziale Herkunft (Kulak oder Intellektueller) entscheidender. Im Oktober 1938 waren von 20804 Häftlingen des Iwdellag 12039 wegen „konterrevolutionärer Verbrechen" verurteilt.

Ruge bekam als Propagandist von Fall zu Fall die Regierungszeitung „Iswestija", das Zentralorgan „Prawda" oder den „Uralski rabotschi" („Arbeiter vom Ural"), um den anderen *Trudmobsiki* daraus vorzulesen. Die nur für den Vertrieb innerhalb des Iwdellag bestimmte Lagerzeitung „Les – strane" („Nutzholz für das Land"), sie erschien von 1940 bis 1954, bekam er nie zu Gesicht. Die Bildunterschrift zum Foto, auf dem Ruge beim Zeitungsstudium zu sehen ist, ist irreführend. Die „Tägliche Rundschau" war wohl eine Zeitung aus dem sozialistischen Lager, aber keine „Lagerzeitung".

Die Schilderung der Rückfahrt und Ankunft in der DDR mit anschließendem Gespräch bei Karl Schirdewan im Zentralkomitee der SED fällt kurz aus. Er wollte endlich als Mensch unter Menschen leben und die russischen Fragen hinter sich lassen. Ob und wie ihm das gelungen ist, ist ein anderes Thema, aber wohl genügend Stoff für einen weiteres Buch. Es wäre zu wünschen, das Wolfgang Ruge dazu noch Zeit und Kraft findet.

Wladislaw Hedeler

MENSION, Jean-Michel: **Wir haben unsere unfertigen Abenteuer gelebt. Eine Jugend im Paris der fünfziger Jahre. Beiträge zur Geschichte der Situationistischen Internationale.** Ein Gespräch mit Gérard Berréby und Francesco Milo. Aus dem Französischen von Dorothee Knab (= Critica Diabolis, Bd. 105). – Berlin: Edition Tiamat. Verlag Klaus Bittermann 2002. 126 S.

Die Edition Tiamat hat ein weiteres Buch zur Dokumentation der Lettristischen Internationale herausgebracht. Nach der bedeutsamen Übersetzung und Publikation der gesammelten „Potlatch-Hefte" (2002), jener dreißig zwischen 1954 und 1959 veröffentlichten „Informationsbulletins der Lettristischen Internationale", erschien nun ein ausgesprochen persönliches Buch über die

Geschichte der Lettristen. Es ist die Übersetzung eines Gesprächs mit Jean-Michel Mension, Mitglied der L. I. zwischen 1952 und 1954, das im französischen Original bei der Editions Allia (Paris 1998) erschienen ist.

Jean-Michel Mension, 1934 geboren und in einem kommunistischen Elternhaus aufgewachsen, tauchte nach einer durch Verfolgung geprägten Kindheit im deutsch besetzten Paris als Teenager ins Leben der Straßen und Cafés des Quartier Latin ein. Serge Berna, Jean-Claude Guilbert, Pierre Feuillette, Joel Berlé hießen einige der frühen Bekannten Mensions, die teilweise bereits in lettristische Aktionen involviert waren. An seinem achtzehnten Geburtstag freundete Mension sich mit dem drei Jahre älteren Guy Debord an. Zu zweit saßen sie die ganze Nacht auf dem Bürgersteig vor dem Café Mabillon, Mensions damaliger Stammkneipe, und betranken sich mit Wein. Im Dezember 1952 wurde die Lettristische Internationale offiziell gegründet, und Mension wurde nach den vier Unterzeichnern des Gründungspapiers (Debord, Berna, Gil J. Wolman, Jean-Louis Brau) ihr fünftes Mitglied.

Im Gespräch mit Gérard Berréby und Francesco Milo benutzt Mension gerne den Begriff des Stammes *(tribu)*, wenn er jene Schnittmenge der vielen im Quartier sich bewegenden Freundeskreise bezeichnen möchte, die die Lettristische Internationale ausmachte. Und dies bleibt nicht der einzige lebendige Ausdruck von *damals*, den Mension ohne jedwede Distanz wiederholt, wenn er über seine Freundinnen und Freunde, über Gegnerinnen und Gegner, über Cafébesitzer und Polizisten, über Eltern und Verwandte erzählt. Es ist wohl vor allem diese Distanzlosigkeit Mensions gegenüber seiner eigenen Jugend, die dieses Buch auszeichnet, es im Grunde erst ermöglicht und zu einem gelungenen Stück dokumentierter Erinnerung macht.

Daß sich im Verlauf der knapp 120 Interviewseiten so manche Situation scheinbar wiederholt, viele Anekdoten und Geschichten einander ähneln, zumal wenn sie vom exzessiven Alkoholkonsum der Lettristen handeln, ist nur auf den ersten Blick eine Schwäche des Gesprächs bzw. des Buches. In Wahrheit aber erfahren wir doch gerade durch jene Erzählmomente, die von der alltäglichen Wiederholung geprägt sind und gleichsam über den Trampelpfad der Erinnerung zu uns gelangen, am meisten über Mension und die Menschen um ihn.

In vielen zwischengefügten Kästen zitieren die Herausgeber wertvolle Sekundärliteratur, gleichsam Querschüsse von Zeitgenossen, die es uns erlauben, Mensions Erzählungen besser zu verstehen und, nebenbei, dem zitierten lettristischen Gefährten baldige größere Aufmerksamkeit zu versprechen. Viele dieser Zitate, Auszüge aus Autobiographien, Aufsätzen oder Briefen, wurden hier zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt. Genauso hilfreich sind die abgedruckten Faksimiles von einschneidenden lettristischen Dokumenten und ihre Übersetzungen, wie etwa jener Auszug aus der „Potlatch"-Nummer aus dem Jahr 1954, in der der Ausschluß Jean-Michel Mensions aus der L. I. bekanntgegeben wurde: „Begründung: dekorativ".

Zu Recht wird ein anderes Faksimile dem Interview vorangestellt. Es gibt einen der wenigen Texte wieder, die Mension selbst geschrieben, nicht nur unterschrieben, hat. Mehr war wohl auch nicht zu schreiben nach diesem halbseitigen Aufruf unter dem Titel „Generalstreik", den der Achtzehnjährige für die Nummer 2 der „Internationale Lettriste" verfaßte: „[...] die Schönheit des Menschen liegt in seiner Zerstörung. Ich bin ein Traum, der seinen Träumer lieben würde. Jede Tat ist Feigheit, weil Rechtfertigung. Ich habe nie etwas getan. Das fortwährend gesuchte Nichts, es ist unser Leben. Descartes ist soviel wert wie ein Gärtner. Nur eine Bewegung ist möglich: daß ich die Pest bin und Beulen verleihe."

Daß allerdings das lettristische Dasein Mensions, seiner Freundinnen und Freunde in geschriebener Form und in der mündlichen Nacherzählung nie vollends erfahrbar sein wird, läßt die Vielzahl an wunderbaren Fotografien erahnen, die uns auf beinah jeder Seite neue Anblicke der Stammesmitglieder an ihren Feuerstellen zeigen. Die meisten Ansichten zeigen uns das dunkel leuchtende Innenleben von Chez Moineau, dem wichtigsten Lettristentreffpunkt ab 1952 im Quartier Latin. Mension erzählt sehr ausführlich und mit Begeisterung von der lettristischen Unruhestifterin Eliane Papai, doch annähernd verstehen kann man seinen Enthusiasmus vielleicht nur, wenn man das Foto Papais auf S. 71 gesehen hat. Vom holländischen Fotografen Ed van der Elsken mehr aus einer das Posing herausfordernden Beobachterposition geschossen als aus einer teilhabenden Schnappschußhaltung, stellen die Fotos ganz neue Bezüge her, erzeugen ein ganz neues Gefühl der Verklammerung im historischen Zoom zurück. Auf vielen der abgedruckten Fotografien lassen sich die Lettristinnen und Lettristen des Jahres 1952 nicht unterscheiden von den Anarchistinnen und Anarchisten der zwanziger, von den

Swing-Jugendlichen der vierziger, von den Punks der achtziger Jahre. Wir sehen, auch und besonders mit den Erzählungen Mensions im Kopf, daß hier nicht nur an einem spezifischen Ort und zu einer spezifischen Zeit gehandelt und geliebt wurde, sondern unter dem gemeinschaftlich erlittenen Druck der dominierenden Gesellschaft und Kultur, die eine längere Dauer als das eigene Leben prägen.

Leider ist dem Interview deutlich anzusehen, daß es sich um einen unter Mühen erstellten Zusammenschnitt aus mehreren Gesprächsterminen handelt. Man spürt die Weglassungen, das Bemühen der Herausgeber um Komprimierung, der Gesprächsfluß wirkt stellenweise gehemmt in den Schleusen einer angestrengten Chronologie.

Diese kleine Schwäche ist allerdings nicht den deutschen Herausgebern anzulasten – im Gegensatz zur viel größeren Schwäche, unter der das Buch alleine in seiner deutschen Ausgabe zu leiden hat. Gerade aufgrund des hohen Verdienstes, den sich die Edition Tiamat mit der Übersetzung lettristischer und situationistischer Publikationen erworben hat, ist es nämlich überraschend, wie wenig der bezeugten Liebe für die Thematik in die Sorgfalt des Layouts und der Textbehandlung investiert wurde. Die Wahl (und der Sinn) des deutschen Titels bleibt vollkommen unverständlich. Warum hat man nicht den Originaltitel „La tribu" (Der Stamm) übernommen? Statt dessen mußte ein Satz aus dem Zusammenhang des Gesprächs gerissen und nach der Art von „persönlichen" Zeitungsinterviews obendrauf gesetzt werden. Der Satz steht nun nostalgieschwer über einem nebeligen Untertitel, der von „einer Jugend" spricht, als handelte es sich bei den Protagonisten um die verblüffende und doch einordbare Stichprobe einer soziologischen Untersuchung unter Pubertierenden. Und nicht um eine zwar stets bewegliche, aber doch sehr konkret benannte Gruppe von politischen und künstlerischen, destruktivistischen und alkoholistischen, eben: lettristischen Leuten.

An vielen Stellen entsteht der augenreibende Eindruck, das Buch wäre zwischen Übersetzung und Druck nur beiläufig durchgesehen und kein einziges Mal korrigiert worden. Dabei ist die Unzahl an elektronischen Textformatierungs- und Tippfehlern weniger ein Störfaktor für den Lesefluß als vielmehr eine grundlegende Erschwernis für die Gesamtrezeption des Buches. In einer „Anmerkung der Übersetzerin", die mit einer Kurzbiographie des kommunistischen Parlamentsabgeordneten Charles Tillon der deutschsprachigen Leserschaft Hintergrundwissen anbieten möchte, schließt sich dieser „im Sommer 1949" der Resistance an (S. 81). Auf der ersten Seite, in der Übersetzung des wahrhaft grundlegenden „Generalstreik"-Textes, wird Mensions Forderung „abzuschaffen wären auch alle Mädchen über 15 Jahre, die noch Jungfrauen sind" in fataler Weise übersetzt als die Abschaffung aller „Mädchen *unter* 15, die noch Jungfrauen sind" (S. 5).

Angesichts solcher offensichtlicher Nachlässigkeiten wächst im Laufe der Lektüre ein großes Unbehagen, sowohl in bezug auf die Interview-Passagen als auch auf die Übersetzung der Zitate in den Kästen. Wie groß mag die Zahl der Übersetzungs- und Redigierungsfehler sein, die sich nicht auf den ersten Blick erkennen oder anhand der Original-Faksimiles prüfen lassen und über die wir zwangsläufig hinweglesen?

Die Geschichte der Lettristischen und der Situationistischen Internationale rückte in den letzten Jahren wieder stärker ins Bewußtsein linker Theoretiker und Aktivisten und wird auch im Kunstbereich neu rezipiert. Die Edition Tiamat hatte mit ihren Publikationen von Debords „Gesellschaft des Spektakels" (1996) und „Panegyrikus" (1997) sowie mit dem eingangs erwähnten „Potlatch"-Band wesentlichen Anteil an dieser neuen Verbreitung. Das Hauptproblem in der Beschäftigung mit dem Lettrismus und dem Situationismus erwächst der entmythifizierenden geschichtlichen (aber auch politischen) Arbeit jedoch gerade aus der Dominanz der Person Guy Debords. Ein Problem ist sie deshalb, weil das Vorurteil, Debord wäre immer Anführer der Gruppen gewesen, gewissermaßen der Gleichere unter den Gleichen, so nahe an der Wahrheit liegt, daß es äußerst schwerfällt, sich im theoretischen und politischen (zumal antihierarchischen) Diskurs der totalen Überlagerung der Idee durch das Genie zu entziehen. Daß, rückblickend, auch der Startschuß zur aktuellen Auseinandersetzung mit der L. I. und der S. I. von Debord abgegeben wurde, ist insofern genauso logisch und genauso verrückt wie die Tatsache, daß die entsprechende Kugel notwendigerweise in seinem eigenen Kopf landen mußte.

Bei aller Begeisterung für die Exzessivität und die Körperlichkeit der lettristischen und der situationistischen Banden, neigt die heutige Beschäftigung mit den Gruppen – immer auf der ordnungsgetriebenen Suche nach ideologischen Formeln und politischen Kernbotschaften – gerne zur theoretischen Überladung ihres Forschungsobjekts. Kein Wunder bei all den lettristischen Formeln

und situationistischen Botschaften, die uns die Leute, d.h. vor allen anderen Guy Debord, hinterlassen haben. Beschränken wir uns allerdings auf diese geschriebene Überlieferung, so ist es klar – und dies gilt besonders für die nebelige Zeit der L. I. –, daß Debord dabei immer die dominante Rolle spielen wird. Eine mitunter etwas größere Distanz gegenüber den theoretischen Werken Debords wie auch den gemeinschaftlich herausgegeben Bulletins und Flugblättern, eine gewisse historiographische Skepsis wäre also vonnöten, um sich nicht auf, sondern erst hinter dem Gedruckten auf die archäologische Suche nach der Aktualität der Lettristinnen und Lettristen zu machen.

Endlich, möchte man deshalb mit diesem Buch in Händen sagen, spricht jemand über die Lettristische Internationale und ihre Protagonisten aus der ebenerdigen und zeittreuen Perspektive des Beteiligten. Angesichts der Spur der Verbitterung, die Guy Debord durch die Gedächtnisse so gut wie aller seiner Mitstreiter gezogen hat, gleicht die Ausgrabung des 64jährigen Mension geradezu einem Sensationsfund. Ohne Abwiegelungen, ohne Relativierungen, aber auch ohne Übertreibungen oder Überhöhungen und selbstverständlich ohne Reue gibt er die Tage und Nächte zwischen dem Café Mabillon und Chez Moineau wieder. Endlich Untergrund nach so viel Hintergrund.

Lemi Stachel

BECKER, Jens: **Heinrich Brandler. Eine politische Biographie.** – Hamburg: VSA Verlag 2001. 512 S.

Heinrich Brandler, 1921 und 1923 Vorsitzender der KPD, gehörte zu den entscheidenden Persönlichkeiten bei der Herausbildung und Formierung des deutschen Kommunismus. Er verkörperte wie wenige andere die Tradition der deutschen linksradikalen Arbeiterkader von der Opposition in der SPD vor 1914 und während des Ersten Weltkriegs über die Gruppe „Internationale" und den Spartakusbund bis hin zur KPD. Seit 1928 mit der Gründung der KPD (Opposition) außerhalb der offiziellen, moskautreuen kommunistischen Bewegung stehend, setzte er ungebrochen seine Arbeit an der Vorbereitung einer proletarischen Revolution in Deutschland fort.

Jens Becker hat sich in seiner Gießener politikwissenschaftlichen Dissertation dieser faszinierenden Gestalt angenommen. Er mußte dabei erheblichen Quellenproblemen begegnen, denn jenseits vielfältiger veröffentlichter Zeugnisse von Brandlers politischer Arbeit fehlt es nicht nur an Dokumenten über sein privates Leben, vor allem hat dieZerstörung der deutschen Arbeiterbewegung 1933 zu einer Zersplitterung der Überlieferung gerade auch der kleinen politischen Organisationen geführt.

Becker rekonstruiert den Lebenslauf des Österreichers Brandler von der Jugend im Erzgebirge über die politischen Stationen Hamburg, Bremen und Zürich bis zur Aufnahme der Tätigkeit als besoldeter Sekretär des Deutschen Bauarbeiterverbandes und Stellvertreter Fritz Heckerts in Chemnitz kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges. Von dort aus sollte Brandler während der Kriegsjahre und in den Nachkriegskrisen seinen Ruf als hochqualifizierter Revolutionär und Gewerkschaftsfunktionär begründen.

Anfang 1921 übernahm er nach dem Ausscheiden Paul Levis den Vorsitz der KPD, um sogleich in das Desaster der „Märzaktion" zu geraten. Anders als in seinen eigenen öffentlichen Stellungnahmen dargestellt, war Brandler durchaus an der abenteuerlichen Politik der KPD-Zentrale führend beteiligt. Die unausweichliche Niederlage, die heftigen Verluste der KPD und die Kritik Lenins sollten Brandlers politische Position nachhaltig prägen. Eine der Wurzeln der späteren Einheitsfronttaktik der „Rechten" liegt zweifellos in der Verarbeitung dieser politischen Krise. Daneben macht Becker den tiefgreifenden, wenngleich keineswegs kohärenten Einfluß der Komintern-Emissäre deutlich. Die deutschen Kommunisten waren angesichts ihrer Minderheitenposition in der deutschen Arbeiterbewegung tief zerstritten über den Weg der proletarischen Revolution in Deutschland.

Becker gelingt es, in seiner Darstellung des Jahres 1923 die schwankende Haltung des revolutionären Realisten Brandler deutlich herauszuarbeiten. Allerdings werden die Fehler, die Brandler rückblickend einräumte, nicht ausführlich diskutiert: zentral für das Vorgehen der Parteiführung war – so Brandler 1928 – die Annahme, daß „die Bourgeoisie ausweglos" und daher die berühmte „weitere Zuspitzung der Lage" unausweichlich sei. Tatsächlich hat sich auch die KPO von den hier angedeuteten zusammenbruchstheoretischen Überzeugungen luxemburgischer Provenienz nie gelöst, auch wenn sie für die tagesaktuelle Arbeit selten bestimmend wurden.

Der Autor legt den Schwerpunkt seiner Biographie auf die Jahre Brandlers an der Spitze der

KPD. Dies ist eine Voraussetzung dafür, der Entstehung der „rechten Opposition" in der Mitte der zwanziger Jahre den Hauch des Vorhergewußten und Elitären zu nehmen. Die Herausbildung der „Rechten" zeigt Becker anhand der Geschichte des Brandler-Thalheimerschen „Ehrenexils" in Moskau. Ende 1928 erfolgte der Parteiausschluß für die entschlossenen Anhänger der Ausarbeitung des „konkreten Weges zur proletarischen Revolution in Deutschland" und die Gründung der KPO. Die Hoffnungen auf eine Korrektur der kommunistischen Generallinie zerschlugen sich jedoch rasch. Trotz ihrer vorzüglichen Presseararbeit und hochqualifizierter politischer Analysen blieb die KPO auf einen Stamm von maximal 6000 Mitgliedern beschränkt, wenngleich ihr politischer Einfluß weit über die Grenzen der Organisation hinausreichte. Die Erfolglosigkeit trug 1931 zur Abspaltung einer Minderheit bei, die sich an der SAPD beteiligte. Der Zerstörung der deutschen Arbeiterbewegung 1933 konnte aber auch keine der verschiedenen Organisationen überstehen, die der KPD und SPD kritisch gegenüberstanden. Brandler ging mit der Auslandsleitung der KPO nach Paris. Noch vor Kriegsbeginn scheiterte das Projekt eines internationalen organisierten „Rechtskommunismus", auch die Verbindungen zum illegalen „Berliner Komitee" brachen ab.

Brandler und August Thalheimer konnten sich im Spätsommer 1940 aus Frankreich nach Kuba retten, wo sie die Kriegsjahre zu überstehen versuchten, immer wieder um Wiederherstellung organisierter Kontakte und eines politischen Zusammenhangs zu alten Weggefährten bemüht. Mit dem Tod Thalheimers auf Kuba verlor Heinrich Brandler 1948 seinen wichtigsten Genossen und engsten Mitarbeiter. Er selbst befand sich schon auf dem Rückweg nach Deutschland, wo er mit der „Gruppe Arbeiterpolitik" nochmals den Aufbau kommunistischer Arbeiterkader von Grund auf versuchte.

Jens Becker hat eine auf möglichst breiter Materialgrundlage geschriebene Biographie eines Arbeiterfunktionärs vorgelegt. Er mußte an vielen Stellen Neuland betreten, zumal eine gründliche biographische Studie zu August Thalheimer noch aussteht. Leider sind die letzten 30 Lebensjahre Brandlers von 1937 bis 1967 nur knapp dokumentiert. Zwar war der ehemalige Parteivorsitzende in dieser Zeit sicher keine „einflußreiche Persönlichkeit" mehr, um so aufschlußreicher ist seine Geschichte in diesen Jahren für den Wandel der deutschen Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert. Hier wäre zu wünschen, daß weitere Forschungen mit genauerer Kenntnis auch neue Perspektiven eröffnen.

Sebastian Gerhardt

BARCLAY, David E.: **Schaut auf diese Stadt. Der unbekannte Ernst Reuter.** – Berlin: Siedler Verlag 2000. 446 S.

Der Titel dieses Buches scheint zunächst widersprüchlich. „Schaut auf diese Stadt" ist mit Sicherheit Ernst Reuters bekanntester Ausspruch, charakterisiert also nicht den „unbekannten" Reuter. Doch der Verfasser, 53jähriger Geschichtsprofessor in Michigan, will damit herausheben, daß der einstige Berliner Bürgermeister insgesamt eine in der Öffentlichkeit heute wenig bekannte Persönlichkeit ist. Fast 50 Jahre nach Reuters Tod (1953) trifft Barclays Bemerkung vermutlich zu, „daß sich Westdeutsche nur vage an ihn erinnern, während er den Ostdeutschen kaum bekannt ist". Und das, obwohl über Ernst Reuter bereits wichtige Arbeiten erschienen sind: schon 1957 die große Biographie von Willy Brandt und Richard Löwenthal, in den siebziger Jahren die vierbändige Ausgabe von Werken und Schriften durch Hans Hirschfeld und Hans Reichhardt oder 1987 die Biographie von Hannes Schwenger.

Dennoch ist Reuter heute der breiten Öffentlichkeit, wohl selbst auch in der Sozialdemokratischen Partei, kaum noch bekannt, jedenfalls nicht so, wie er es verdient hätte. Das nicht zuletzt wegen seines ungewöhnlichen Lebensweges, aber auch wegen seines Einsatzes für die Demokratie vor allem nach 1945. Vielleicht kann diese gut lesbare und durch Auswertung früher nicht zugänglicher Quellen fundierte Biographie von Barclay helfen, den legendären Berliner Oberbürgermeister und sein „Leben voller Widersprüche, so reich an Brüchen wie das Jahrhundert selbst" wieder ins Gedächtnis zu rufen.

Barclay schildert den spannenden Werdegang von Ernst Reuter anschaulich. Der junge Mann aus bürgerlichen Verhältnissen, der in Marburg und München Geschichte und Griechisch studierte, legte das Staatsexamen ab, um Lehrer in Bielefeld zu werden. Doch dort wurde er 1912 Mitglied der Sozialdemokratie, schrieb Artikel für Parteizeitungen und trat als Wanderredner auf. Im Ersten Weltkrieg Soldat, geriet er 1916 in russische Gefangenschaft und schloß sich den Bolschewiki an. Die neue Sowjetregierung unter

Lenin beauftragte ihn, im April 1918 als Kommissar für deutsche Angelegenheiten in das Wolgagebiet zu gehen. „Dieses Kapitel" in Reuters Leben nennt Barclay das umstrittenste und am wenigsten verstandene. „Nach seiner Rückkehr nach Deutschland gingen Gerüchte um, er sei als radikaler Bolschewist für mehrere Dutzend, ja sogar Hunderte von Hinrichtungen von Volksdeutschen verantwortlich gewesen." Diese Behauptung bereitete Reuter immer wieder Schwierigkeiten, insbesondere, da er Ende 1918 nach Berlin kam und in der neugegründeten KPD wichtige Funktionen übernahm. Unter dem Pseudonym „Friesland" stieg er sogar 1921 zum Generalsekretär der Partei auf. Doch schon im November 1921 hatte ihn die KPD als kritischen Geist ausgeschlossen. Reuter wurde zunächst Redakteur bei der USPD und war seit 1922 wieder in der SPD. Dieser interessanten Zeit (später wurde Reuter von der Rechten ja öfter vorgeworfen, „er habe niemals wirklich mit dem Kommunismus gebrochen") widmet Barclay leider relativ wenig Raum. Ausführlich beschreibt er dann den berühmten Kommunalpolitiker, sei es als Stadtrat und Leiter der Verkehrsabteilung Berlin 1926 bis 1931 oder aber und vor allem als Oberbürgermeister von Magdeburg 1931 bis 1933. Dort wurde Reuter 1933 von den Nazis abgesetzt und ins KZ gesteckt. Später emigrierte er in die Türkei, wo er u. a. eine Professur für Kommunalwissenschaft in Ankara innehatte. Über dieses Exil berichtet Barclay anschaulich und räumt dabei mit Legenden und Verleumdungen auf.

Der Hauptteil des Buches befaßt sich mit Reuters Arbeit seit der Rückkehr nach Berlin 1945 bis zu seinem Tod. In diesen Jahren gewann er eine über Deutschland hinausgehende Bedeutung, und zwar gerade in der Auseinandersetzung mit dem Kommunismus. Schließlich hatte Reuter bereits 1924 geschrieben: „Sozialismus und Kommunismus stehen sich jetzt nicht mehr als feindliche Brüder, sondern als vollkommen wesensfremde Bewegungen gegenüber."

Aus dieser Grundeinstellung heraus war Reuter nicht nur ein erbitterter Gegner der Zwangsvereinigung und der SED, sondern auch der sowjetischen Besatzungsmacht. Diese wußte ihrerseits zu verhindern, daß der SPD-Stadtrat nach seiner Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin 1947 sein Amt antreten konnte. Aber in der ersten Berliner Krise wuchs Reuter zum Repräsentanten der Stadt und ihrer Bevölkerung. Während der Blokkade Westberlins durch die Sowjetunion wurde er zu einem Volkstribun und zur „Stimme Berlins". Auf der Massenkundgebung vom 9. September, so schildert es Barclay, „entstand die Legende Ernst Reuter". Für heutige Ohren zwar „übermäßig pathetisch", habe Reuter damals doch den richtigen Ton getroffen: „Ihr Völker der Welt [...] schaut auf diese Stadt und erkennt, daß ihr diese Stadt nicht preisgeben dürft und nicht preisgeben könnt." Die alliierte Luftbrücke rettete Westberlin, Reuter konnte nun auch dort sein Amt als Oberbürgermeister ausüben, bis er schon mit 64 Jahren starb. Die „Last des Regierens" und die Schwierigkeiten mit der eigenen Partei, der SPD, und insbesondere mit Schumacher werden von Barclay genau registriert.

Nach dem Ende des Kommunismus und mit unserem jetzigen Wissen über den Terror, der dem Stalinismus innewohnte, werden die Haltung Reuters – er starb ja nur wenige Monate nach Stalin – und seine scharfsichtige Analyse noch eindeutiger und auch bemerkenswerter. Seine Erfahrungen aus der Frühzeit des Kommunismus hat er verarbeitet und die Lehre gezogen, daß soziale Gerechtigkeit nicht mit diktatorischen Mitteln zu erreichen ist. Freiheit und Demokratie wurden für Reuter zum Lebensinhalt, oder, wie Barclay in seinem lesenswerten Buch im Schlußsatz resümiert: „Daß diese Freiheit immer erkämpft werden muß und jeden Kampf lohnt, ist letztlich die Botschaft seines Lebens."

Hermann Weber

ROHR, Barbara: **Verwurzelt im Ortlosen. Einblicke in Leben und Werk von Simone Weil** (= Anpassung – Selbstbehauptung – Widerstand, Bd. 16). – Münster, Hamburg und London: Lit Verlag 2000. 152 S.

Simone Weil: Philosophielehrerin und Sozialrevolutionärin, Intellektuelle und Gewerkschafterin, Publizistin, Fabrikarbeiterin, Pazifistin und Soldatin, Widerstandskämpferin und Emigrantin, Jüdin, die keine sein wollte, Kirchenkritikerin und Mystikerin – das sind Facetten einer Frau, die nur 34 Jahre alt werden sollte.

„Leben und Persönlichkeit dieser vieldeutigen Frau" interessieren Barbara Rohr. „Wie hat diese Frau gelebt, die offensichtlich in keine Formel zu fassen und nicht zu klassifizieren ist, die sich auf keine Linie festlegen läßt, die zu keiner politischen, konfessionellen oder weltanschaulichen Gruppe eindeutig zuzuordnen ist, die in keiner

Zeitströmung, in keiner wissenschaftlichen Schule oder Disziplin zu verorten oder einzufächern ist und die, obwohl gläubig, keiner Religionsgemeinschaft oder Kirche angehörte? Wie hat diese Frau gelebt [...]" (S. 4), das treibt die Autorin um und um. „Wir irren in Unwissenheit und finden keinen Ort", so schrieb Simone Weil in einem ihrer Gedichte. So könnte man auch leitmotivisch die Suche der Autorin beschreiben, der es „zunehmend" schwerfalle, „mich zuzuordnen oder zu ‚verorten', mich als eine ‚Dazugehörige' zu definieren. Zunehmend empfinde ich ein Leben ohne religiöse Dimension als zu flach, bleibe jedoch der Institution Kirche gegenüber distanziert, erlebe die für mich nicht auflösbare Spannung zwischen Geist und Institution ..." (ebd.).

Dem Arbeiterbewegungshistoriker ist Simone Weil vor allem als politische Publizistin und Sozialrevolutionärin, die dem Kreis der Anarchosyndikalisten um die Zeitschrift „Revolution Prolétarienne" verbunden war, bekannt. Doch dieser Teil der Darstellung enttäuscht, referiert oberflächlich nur Allbekanntes. Die Interpretamente bleiben dürftig, dieser Reichtum des Weilschen Lebens unerschlossen.

Ein Großteil des Textes handelt von der Ablehnung ihres Jüdischseins und der Hinwendung zum katholischen Christentum, der Kirchenkritikerin und Mystikerin (S. 65–105). Darin besteht auch das eigentliche Interesse der Autorin. In ihrem Epilog fragt sie dann danach, was ihr Simone Weil bedeute: „Kann und will ich von ihr etwas annehmen?" (S. 126 und passim). So offenbart die im Erbauungsstil gehaltene Darstellung auch folgerichtig mehr über die Suche Barbara Rohrs nach sich selbst als über Simone Weil. Kein Ort. Nirgends.

Andreas Graf

KESSLER, Mario: **Exil und Nach-Exil. Vertriebene Intellektuelle im 20. Jahrhundert.** – Hamburg: VSA Verlag 2002. 206 S.

Dieser Sammelband präsentiert zwölf Beiträge Keßlers, die zuvor schon in verschiedenen Zeitschriften publiziert worden sind. Die Texte widmen sich hauptsächlich den Lebenswegen von Intellektuellen, die „politisch verfolgt oder als rassisch unrein gebrandmarkt" (S. 7) in Nazideutschland nicht leben konnten oder wollten. Die durchweg gut lesbaren Artikel handeln zu einem großen Teil von bekannten linken, der Arbeiterbewegung verbundenen Wissenschaftlern wie Ernst Bloch, Hans Mayer, Leo Kofler, Walter Grab, Hermann Duncker oder Arthur Rosenberg. Mit dem Porträt des marxistischen Historikers Josef Winternitz wird auch ein weitgehend vergessener Wissenschaftler vorgestellt. Form, Umfang und Charakter der Beiträge sind heterogen, einige vergleichsweise kurze Artikel sind ursprünglich als Nachrufe erschienen (Ossip K. Flechtheim, Richard Löwenthal, Leo Löwenthal). Auf den Wiederabdruck einer Buchbesprechung hätte Keßler allerdings verzichten können.

Christoph Kopke

ROSSKOPF, Annette: **Friedrich Karl Kaul. Anwalt im geteilten Deutschland (1906–1981)** (= Berliner juristische Universitätsschriften; Reihe: Grundlagen des Rechts, Bd. 19). – Berlin: Berlin Verlag Arno Spitz 2002. 395 S.

Friedrich Karl Kaul galt als „Kronanwalt" der DDR und wurde als „Vorzeigeanwalt" Walter Ulbrichts bzw. „Staranwalt" der SED tituliert. Diese schillernde Figur der Zeitgeschichte ist Gegenstand der juristischen Untersuchung von Annette Rosskopf. Im Mittelpunkt der sehr differenzierten und detaillierten Studie steht „Friedrich Karl Kauls Lebensweg vom Sohn aus bürgerlichem Hause bis zum exponierten Repräsentanten der SED in den Gerichtssälen der Bundesrepublik" (S. 15). Zeitlich konzentriert sich die Rechtshistorikerin auf das Wirken des Juristen in den Jahren zwischen 1951 bis 1971, d.h. im wesentlichen auf sein Engagement für Kommunisten, die von der politischen Justiz im Westen Deutschlands angeklagt wurden.

Als Quellen wurden der Nachlaß (SAPMO – Bundesarchiv Berlin) einschließlich der vollständigen Prozeßunterlagen sowie einschlägige DDR-Überlieferungen (Zentralkomitee der SED, Ministerium für Staatssicherheit), Veröffentlichungen und die Personalakte (der Rechtsanwaltskammer Berlin) und zahlreiche Interviews mit Zeitzeugen herangezogen.

Der 1906 in Posen als Sohn eines wohlhabenden Textilunternehmers und einer jüdischen Mutter Geborene besuchte zunächst in seinem Geburtsort und nach der Übersiedlung der Familie 1920 nach Berlin dort ein Gymnasium. Nach dem 1925 abgelegten Abitur studierte er in Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaften und promovierte 1932.

Die Erfahrung existentieller Not in der eigenen Familie und der Kontakt zu Paul Levy führten dazu, daß er Menschen in Not aufgeschlossen und verständnisvoll gegenüberstand. Nachdem er 1933 vom Referendardienst ausgeschlossen worden war, mußte er sich mit Gelegenheitsarbeiten durchschlagen, bis 1935 seine Verhaftung und Konzentrationslagereinlieferung erfolgte. Nach zweijähriger Haft aus Dachau entlassen, emigrierte er 1937 nach Kolumbien und lebte später in Panama, Honduras und Nicaragua, wo er sich wieder mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser hielt, bis er 1941 an die USA ausgeliefert und dort vier Jahre inhaftiert wurde.

Der 1945 nach elfjähriger Abwesenheit nach Deutschland Zurückgekehrte „empfand es als Glück, endlich einer qualifizierten Tätigkeit nachgehen zu können" (S. 31). 1946 trat er in die SED ein und holte zügig seine 1933 abgebrochenen Examina nach. 1948 erhielt er die Zulassung als Rechtsanwalt beim Kammergericht Berlin und verfügte damit über die Möglichkeit zur Prozeßvertretung vor westdeutschen Gerichten. Kaul wurde Verteidiger im KPD-Verbotsprozeß von 1956 und war seit 1951 in Strafverfahren gegen Mitglieder der westdeutschen KPD, FDJ und weiterer kommunistischer Organisationen tätig.

Im Zentrum von Rosskopfs Darstellung steht das Wirken Kauls als „schlagkräftiger politischer Strafverteidiger" mit – m. E. zu – ausführlicher Verfahrensdarstellung. Zu den Angeklagten bestand ein eher instrumentelles Verhältnis, „das das Einzelschicksal der Betroffenen hinter parteipolitische Interessen zurücktreten ließ" (S. 349). Kauls Kritik an der politischen Justiz beruhte auf „rechtspolitisch und rechtsdogmatisch fundierten Argumenten" (S. 349), war jedoch wegen seiner Einäugigkeit umstritten: „Die Glaubwürdigkeit seiner Kritik krankte an der Ausblendung der Verhältnisse in der DDR" (S. 346). Der Strafverteidiger langte bei den Angriffsflächen der bundesdeutschen Justiz publicityträchtig zu und rührte an gesellschaftliche Tabus der Bundesrepublik Deutschland, was im Ausland oft großes Aufsehen erregte.

In den 1960er Jahren wirkte der Jurist – weniger öffentlichkeitswirksam als zuvor – als Unterhändler im deutsch-deutschen Agenten- und Gefangenenaustausch und bei Familienzusammenführungen mit, bis er in herausgehobenen NS-Strafverfahren wieder auf sich aufmerksam machen konnte. 1961 nahm er als Beobachter am Eichmann-Prozeß in Jerusalem teil und versuchte, das Verfahren zur Propaganda für die „antifaschistische" DDR und gegen die Bundesrepublik Deutschland zu nutzen.

Die von der DDR losgetretene „Eichmann-Kampagne" wird von der Autorin als „Probelauf" für weitere Propagandaaktionen im Zusammenhang mit den anschließenden NS-Strafverfahren, in den Auschwitz-Prozessen und weiteren NS-Strafprozessen in der Bundesrepublik angesehen. Innenpolitisch erhoffte sich die DDR laut Rosskopf eine stabilisierende Wirkung, indem sie sich als das „antifaschistische Deutschland" (S. 211) präsentieren wollte. Außenpolitisch war eine Aufwertung der „antifaschistischen" DDR durch eine Diskreditierung der „renazifizierten" Bundesrepublik angestrebt.

In den letzten Jahren seines Lebens sank der politische Einfluß von Kaul rapide, wurde aber durch eine zunehmende Popularität – u. a. als Moderator der Fernsehsendung „Fragen Sie Professor Kaul" – kompensiert. Er beschäftigte sich u. a. mit dem „Fall Herschel Grzynzpan" und der „Geschichte des Reichsgerichts". 1981 erhielt er zu seinem 75. Geburtstag den Karl-Marx-Orden. Kurz darauf starb er.

Annette Rosskopf hat eine interessante Darstellung über einen „Grenzgänger" (S. 347) vorgelegt, der in der Phase der politischen Entspannung ab 1971 zum „politischen Fossil" wurde.

Zusammenfassend läßt sich die angesichts der Materie manchmal etwas trocken geratene Arbeit mit dem Schlußsatz pointieren: „So wie Kauls Aufstieg zum exponierten Repräsentanten der SED in den bundesdeutschen Gerichtssälen untrennbar mit der Verschärfung des Kalten Krieges verknüpft war, so bedeutete die Auflockerung der Blockkonfrontationen auch das Ende seiner Karriere als Anwalt im geteilten Deutschland" (S. 350).

Kurt Schilde

In Breslau zu Hause? Juden in einer mitteleuropäischen Metropole der Neuzeit. Hrsg. von Manfred Hettling, Andreas Reinke und Norbert Conrads (= Studien zur jüdischen Geschichte. Hrsg. von Stefanie Schüler-Springorum und Ina Lorenz, Bd. 9). – Hamburg und München: Verlag Dölling und Galitz 2003. 264 S.

Der vorliegende Band geht auf zwei Tagungen zurück, die im Jahre 1998 stattfanden, einmal zum Thema „Ecclesia und Synagoge im östlichen Mitteleuropa" unter Leitung von Norbert Conrads

in Erfurt, zum anderen zum Thema „Juden und andere Breslauer im 19. und 20. Jahrhundert" unter Regie von Manfred Hettling und anderen in Kreisau. Die Beiträge des Bandes behandeln „Fragen nach den Transformationsprozessen jüdischen Lebens im Übergang von der ständischen Ordnung zur bürgerlichen Welt, nach den sich verändernden Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden innerhalb der städtischen Gesellschaft, aber auch nach der Dynamik und Formierung innerjüdischer Vergesellschaftungsprozesse im Gefolge der Emanzipation" (S. 7). Die zeitliche Grenze, bis zu der das Thema untersucht wird, ist das Jahr 1918. Die Verfolgung und physische Vernichtung der Juden während der Naziherrschaft in Deutschland werden nicht behandelt.

Juden in Breslau – seit ihrer Vertreibung aus der Stadt im Jahre 1453 gab es über zwei Jahrhunderte keine jüdische Gemeinde in der Stadt. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde die Niederlassung einzelner jüdischer Händler durch den Magistrat wieder genehmigt, befördert nicht zuletzt durch wirtschaftliche und speziell finanzielle Interessen der kaiserlichen Behörden. Mit Beginn der preußischen Herrschaft nahm die Breslauer jüdische Gemeinde rasch an Umfang zu. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entwickelte sich die Breslauer Gemeinde zu größten jüdischen Gemeinde in Preußen. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde Berlin die Stadt mit der größten Konzentration jüdischer Bevölkerung in Preußen und im Reich. Der Anteil der Juden an der Bevölkerung Breslaus sank seit dem 18. Jahrhundert von acht Prozent auf rund vier Prozent vor dem Ersten Weltkrieg. Die sich verändernden Bedingungen jüdischer Existenz in Breslau im Übergang von der mittelalterlichen Ständegesellschaft, insbesondere die Wandlungsprozesse, die sich mit und im Gefolge der Emanzipation sowohl hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Juden und der Mehrheitsgesellschaft als auch innerhalb der jüdischen Gemeinden vollzogen, sind Gegenstand der in dem Band veröffentlichten Beiträge.

Heidemarie Petersen beschäftigt sich mit der Predigttätigkeit des Franziskanermönchs Capistrano in Breslau und Krakau 1453/54. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß seine religiös begründete Judenfeindschaft das Vorgehen des Breslauer Rates gegen die Juden – am 4. Juli 1453 wurden 41 Juden wegen angeblicher Hostienschändung auf dem Scheiterhaufen verbrannt – begünstigte, ausschlaggebend aber das Bestreben der hochverschuldeten Breslauer Ratsherren war, sich der Gläubiger zu entledigen. Den wechselnden Bedingungen jüdischer Existenz in Glogau in der frühen Neuzeit wendet sich Jörg Deventer zu. Die Juden Breslaus im 18. Jahrhundert ist das Thema des Beitrages von Arno Herzig. Wesentlich, so der Autor, wurde nun, daß Herrscher und Magistrate im Rahmen ihrer merkantilistischen Wirtschaftspolitik nicht mehr auf das ökonomische Know-how der Juden verzichten konnten. „Von Toleranz ist im beginnenden Zeitalter der Aufklärung noch wenig zu spüren, aber die Aufklärung sollte auch hier allmählich einen Wandel sowohl auf jüdischer wie christlicher Seite herbeiführen. Bemühungen um eine Akkulturation, aber auch deren strikte Ablehung, waren in der Breslauer Judenschaft vorhanden, was sich durch deren Heterogenität erklärt" (S. 57). Das Hardenbergsche Gesetz vom 12. März 1812 brachte für die jüdische Bevölkerung zwar nicht die Emanzipation, aber doch eine wesentliche Verbesserung ihrer Lage. „Eine numerische Begrenzung der jüdischen Einwohner Breslaus entfiel in Zukunft, und auch der wirtschaftlichen Entfaltung waren nun kaum mehr Grenzen gesetzt" (S. 61).

Über jüdische Schriftsteller im Breslau des späten 18. Jahrhunderts schreibt Gunnar Och. Sie hätten, so sein Befund, in ästhetischer Hinsicht keine wirklich bedeutenden Werke hervorgebracht. Jedoch seien ihre Veröffentlichungen eine wichtige Quelle zur Erschließung des zeitgenössischen kulturgeschichtlichen Umfeldes. Die Umstände und Bedingungen für das Ende rabbinischer Gerichtsbarkeit in Breslau in der Mitte des 18. Jahrhunderts schildert Anne Brenker, und Andreas Gotzmann erörtert den sogenannten Geiger-Tiktin-Streit, die in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts erfolgte öffentliche Auseinandersetzung zwischen dem liberalen Reformtheologen Abraham Geiger, der 1842 von der Breslauer jüdischen Gemeinde auf eine Rabbinerstelle berufen worden war, und dem religiös orthodoxen Rabbiner Salomon Abraham Tiktin. Mit dem 1854 in Breslau gegründeten jüdisch-theologischen Seminar beschäftigt sich Andreas Brämer.

Sozialstrukturen und politische Orientierung der jüdischen Bevölkerung im Kaiserreich sind das Thema eines Beitrages von Manfred Hettling. Teils in Anlehung, teils in kritischer Auseinandersetzung mit Werner Sombarts Arbeit „Die Juden und das Wirtschaftsleben" analysiert er die soziale Stellung der Breslauer Juden im Kaiserreich. Sein Ergebnis: „Das Durchschnittseinkommen eines jüdischen Mannes lag 1876 bei 4137 Mark. Im Unterschied hierzu verdiente ein protestantischer Mann im Schnitt 1539 Mark, ein Katholik

959 Mark. [...] Jüdische Männer verfügten im Jahr 1906 über durchschnittlich 7827 Mark, Protestanten über 2183 Mark, Katholiken über 1640 Mark an Einkommen" (S. 118). Dieser Einkommensvorsprung der Juden ergab sich aus ihrer Konzentration in den selbständigen Handelsberufen. „Die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts befreite die Juden aus ihren ökonomischen Nischen, in die sie in der ständischen Gesellschaft eingesperrt gewesen waren, verdrängte die pejorative Bewertung der Handelstätigkeit und stellte die Juden damit in einen boomenden Zentralbereich der neuen Gesellschaft. Hierin lag, neben der kulturellen Adaptionsfähigkeit der jüdischen Minderheit, die Bedingung ihres sozialen Aufstiegs" (S. 121). Die politische Orientierung der Breslauer Juden im Kaiserreich war liberal. Sie entwickelten sich „zur eigentlichen Kerngruppe des Liberalismus" (S. 127). Sie stellten etwa ein Fünftel der Stadtverordneten, ihr Anteil unter den Wahlmännern zur Landtagswahl lag nach 1900 bei knapp 40 Prozent. Trotz des Entstehens des politischen Antisemitismus „glaubten Juden in Breslau wie in ganz Deutschland nach wie vor Teil der deutschen Nation zu sein" (S. 129).

Über „Formen jüdischer Vergemeinschaftung" – sprich Vereinigungen und Vereine der verschiedensten Art – im Breslau des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts äußert sich Andreas Reinke, und Lisa Fetheringill Swartout stellt die 1886 in Breslau gegründete jüdische schlagende Verbindung „Viadrina" vor. Ein abschließender Beitrag von Olaf Blaschke beschäftigt sich mit dem Thema Antisemitismus und Ausgrenzung in Breslau. Der Autor verwahrt sich gegen die These vom angeblich eliminatorischen Charakter des damaligen Antisemitismus sowie gegen die Vorstellung, es habe eine mehr oder weniger zwangsläufige Entwicklung vom 19. Jahrhundert nach Auschwitz stattgefunden. Eine besondere Rolle bei der antisemitischen Propaganda im damaligen Schlesien spielte die katholische Presse. Es sei eindeutig, daß „antisemitische Vorurteilsmuster zur Normalausstattung eines frommen Katholiken gehörten" (S. 182).

Nachdem der Band – vor allem im Beitrag von Manfred Hettling – eine Reihe bemerkenswerter und aufschlußreicher Angaben zur Rolle der Juden in der Geschichte der liberalen Bewegung in Breslau bietet, ist zu bedauern, daß die entsprechende Rolle von Juden in der Arbeiterbewegung nicht thematisiert wird. Die Namen Ferdinand Lassalle, Wolfgang Heine oder Willy Cohn werden rein beiläufig erwähnt. Ihre und die Verdienste vieler anderer Juden um und in der Arbeiterbewegung werden nicht dargestellt. Ein Forschungsdesiderat bleibt weiterhin auch die bedeutende Rolle, die besonders jüngere jüdische Intellektuelle in der demokratischen Bewegung im Breslau der Revolutionsjahre 1848/49 spielten.

Helmut Bleiber

DROMMER, Günther: **Im Kaiserreich. Alltag unter den Hohenzollern 1871–1918. Ein Fotobuch** (= Die Wahrheit der Bilder. Zeitgenössische Fotografien vom Leben des deutschen Volkes. Hrsg. von Schwartzkopff Buchwerke Hamburg-Berlin, Bd. 1). – Leipzig: Verlag Faber & Faber 2003. 271 S.

Der vorliegeande Bild-Text-Band ist der erste in einer auf fünf Bände angelegten Reihe „Die Wahrheit der Bilder. Zeitgenössische Fotografien vom Leben des deutschen Volkes". Die mehr als vierzig Friedensjahre von der preußisch-deutschen Reichsgründung 1871 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914–1918 gelten in der allgemeinen Besinnung noch immer als „die gute alte Zeit". Eine solch verklärte Sicht auf die Zeit unserer Vorfahren verdrängt, daß von dem heute in der Erinnerung viel unmittelbarer und näher empfundenen Unheil folgender Jahrzehnte manches schon in der Kaiserzeit gesellschaftlich und politisch verwurzelt war und zudem auch die Epoche vor dem Ersten Weltkrieg durchaus nicht in bloßer biederer Behaglichkeit aufging.

Drommers großangelegte Bilderchronik läßt in den Spannungen und Zwängen des ökonomischen und gesellschaftlichen Wandels, in der strammen politischen Hierachie von oben und unten, im Kontrast von ausuferndem Luxus und tiefer sozialer Not, in dem Nebeneinander von trivialem Kitsch und wegweisenden technischen und ideellen Neuerungen den Alltag des deutschen Volkes in guten wie schlechten Momenten der Epoche des Kaiserreichs lebendig werden.

Die bemerkenswerte Sammlung von 367 zeitgenössischen Fotografien wird mit einem Bild vom Morgenausritt des deutschen Kaiserpaars im Tiergarten vor dem Brandenburger Tor eröffnet, und das Schlußbild zeigt die Brotausgabe an revolutionäre Truppen im Deutschen Reichstag durch den dortigen Arbeiter- und Soldatenrat im November 1918. Nach geographischen Streiflichtern auf einzelne deutsche Regionen, Städte

und Dörfer, Küsten, Flüsse und Berge, bildet die Wirtschaft den ersten Schwerpunkt in der fotografischen Bestandsaufnahme: Feldarbeiter und Landmaschinen bei der Getreideernte, großindustrielle Fabrikanlagen, Maschinenhallen, Bergleute aus dem Ruhrgebiet, Handwerker aus den verschiedensten Gewerben und Bilder von Wochenmärkten. Den mit dem ökonomischen Aufschwung einhergehenden technischen Fortschritt belegen Bilder von Eisenbahnneubaustrecken, Viadukten, Bahnhöfen, vom Strassenverkehr, von Automobilfabriken und Autorennen sowie ersten Flugversuchen, Zeppelinen und Ballonfahrten.

Den Aspekt sozialer Ungleichheit veranschaulicht die Gegenüberstellung der Wohnverhältnisse: Schlösser, Herrenhäuser, Stadtpalais mit Diele, Salon und Studierzimmer der Belle Époque auf der einen Seite und andererseits überbelegte städtische Mietskasernen, Kellerwohnungen, Dachkammern und Landarbeiterkaten.

Die Vielfalt der Alltagswirklichkeit zwischen privatem Lebensstil und organisiertem Vereinswesen wird von zahllosen Fotografen eindrucksvoll festgehalten, sei es in sorgsam in Positur gesetzten Arrangements oder in schnell geschossenen Momentaufnahmen. Durch den ganzen Band ziehen sich Bilder von Kindern, Hochzeitsfeiern, Familientreffen. Dazu kommt die gängige Mode und der ausgedehnte Bereich geselligen Vergnügens, von Schrebergärten, Kneipenbesuchen bis zur Erfindung des Negligés. Es gibt Fotos von sportlichem Training und Wettkämpfen, von Sontagsausflügen der Familie und Firmenwandertagen. Auch in diesem Zusammenhang kann man auf Urlaubsfotos zwischen dem Berliner Wannsee, dem Strand von Norderney und Touristen an Deck eines Luxusliners bzw. auf Mauleseln oder Kamelen vor den ägyptischen Pyramiden die gesellschaftliche Spannweite konstatieren.

Die Kunst ist in Bildern von Ausstellungseröffnungen und Malerateliers, Theateraufführungen und Künstlergarderoben sowie einer Gartengesellschaft bei Ernst von Wildenbruch in Weimar und einem Ausflug der Goethegesellschaft am 50. Todestag des Dichters zum Kickelhahn bei Ilmenau vertreten. Und den breiten Bildungsbogen deuten Fotos von einer Berliner Mädchenschule, Abiturienten einer jüdischen Privatschule, Lehrlingen und Ausbildern einer Eisenbahnwerkstätte sowie von Medizinstudentinnen, Korpsstudenten mit frisch verbundenen Mensurwunden beim Bier und der Dankesrede Rudolf Virchows vor dem Auditorium der Berliner Universität anläßlich seines 80. Geburtstages an.

Dem politschen Herrschaftssystem im Deutschen Reich wird – nach der repräsentativen Eröffnung mit dem Kaiserpaar zu Pferde – fortan noch durch prägnante Bilder aus dem Tätigkeitsbereich des Berliner Reichstags Rechnung getragen, bis schließlich am Ende der militärische Komplex symptomatisch zum Untergang der Hohenzollernmonarchie überleitet. Nach dem bebilderten Truppenalltag in preußischen Infanterieregimentern, auf Panzerkreuzern und U-Booten sowie dem glanzvollen Kriegsspiel der Kaisermanöver beginnt mit einer Bilderserie von der allgemeinen Mobilmachung im August 1914 das deutsche Jahrhundertelend. Dem siegesgewissen Aufbruch folgen ernüchternde Fotos von der Front: Schützengräben, Gasangriffe, schwere Granateinschläge, tote Soldaten auf dem Schlachtfeld und gänzliche zerstörte Dörfer, Feldlazarette und Soldatenfriedhöfe. Nicht weniger trostlos und bedrückend die nachfolgenden Bilder vom verlorenen Krieg in der Heimat.

Das Vorhaben, eine längstvergangene Epoche deutscher Geschichte vor unseren Augen lebendigzu machen, ist grandios gelungen. Die bloße „Wahrheit der Bilder" konnte dabei wohl nur den Ausgangspunkt bilden.

Es galt, die Fülle des von zahllosen Fotografen in Archiven, Museen und privaten Nachlässern überlieferten Materials zu sichten, die ausgewählten fotografischen Zeugnisse sinnvoll zu gruppieren und in die gesellschaftlichen und politischen Koordinaten der Epoche einzuordnen. Um die Bilder wahrhaft zum Sprechen zu bringen, brauchte es vor allem aber eines kenntnisreichen eingängigen Kommentars. Namentlich die hohe Sprachkultur des Autors, fernab aller soziologischen und historiographischen Floskeln, macht den Vorzug seiner Arbeit aus. Die dargestellten Strukturbedingungen und Entwicklungsprozesse der Wirtschaft sowie der Verbürgerlichung der Gesellschaft sind z. B. überschrieben: „Unser täglich Brot", „Zur Schicht ruft die Sirene", „Vier Wände und ein Dach über dem Kopf", „Man amüsiert sich". Bezeichnend auch der pointierte Text im Anschluß an eine akribisch interpretierte Bilderserie einer unbekannten Familie: „Dieser Familie geht es gut. Ihr Wohlstand macht sie gewissenhaft, zuverlässig, aufrichtig, nicht aber überspannt. Auf solchen wie ihnen ruht das Deutsche Reich in seiner ganzen tiefverwurzelten Selbstsicherheit." Wohlbedacht schließlich auch die zur Einbindung in Geist und Seele der Zeit mit bestimmten gesellschaftlichen Bezug an manchen Stellen eingefügten Ausschnitte aus der zeitgenössischen

Belletristik von Friedrich Nietzsche über Ludwig Thoma, Thomas und Heinrich Mann, Hermann Hesse bis zu Leonard Frank, Erich Maria Remarque und Ludwig Turek. Zur zuverlässigen Information dient am Ende auch eine Übersicht zu den Eckdaten des Zeitgeschehens vom 18. Januar 1871 bis zum 11. November 1918 einschließlich ausgewählter Minifaksimiles wichtiger Dokumente.

Heinz Wolter

Regierung, Parlament und Öffentlichkeit im Zeitalter Bismarcks. Politikstile im Wandel. Hrsg. von Lothar Gall (= Otto-von-Bismarck-Stiftung. Wissenschaftliche Reihe. Hrsg. von Lothar Gall, Bd. 5).– Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh Verlag 2003. XII, 281 S.

Der von Lothar Gall herausgegebene Sammelband vereint in teilweise überarbeiteter und erweiterter Form die auf einer wissenschaftlichen Tagung der Otto-von-Bismarck-Stiftung im Oktober 2001 gehaltenen Vorträge. Erörtert werden die Möglichkeiten, welche die Herrschaftsordnung im deutschen Nationalstaat nach 1871 den Parteien und Parlamenten bot, als Repräsentanten der Öffentlichkeit auf die Schalthebel staatlicher Macht zuzugreifen.

In einem einleitenden Beitrag unterstreicht Dieter Langewiesche (Die Politikstile im Kaiserreich. Zum Wandel von Politik und Öffentlichkeit im Zeitalter des „politischen Massenmarktes") wie ein „unaufgelöster Konflikt zwischen dynamischer Demokratisierung der Gesellschaft und blockierter Demokratisierung der staatlichen Herrschaftsordnung infolge unvollendeter Parlamentarisierung" dem Verhältnis von Politik und Öffentlichkeit im Bismarckreich eine unverwechselbare Kontur gab.

Andreas Biefang (Der Reichstag als Symbol der politischen Nation. Parlament und Öffentlichkeit 1867–1890) belegt die hohe Präsenz des Reichstags auf dem politischen Massenmarkt der Bismarckzeit, merkt aber angesichts einer in der neueren Forschung zunehmenden positivieren Deutung vom legislativen Einfluß des Reichstages an, daß dabei die Spezifik in der politischen Kultur der Bismarckzeit aus dem Blick zu geraten drohe.

Bernd Sösemann (Die Presse ist der „Dampfwagen der Gedanken". Verleger und Journalisten im Wandel von Öffentlichkeit und Politik in der Ära Bismarck) rundet schließlich die Reihe der in die allgemeinen Rahmenbedingungen von Politikstil und politischem Massenmarkt einführenden Beiträge mit einem Blick auf die sich im 19. Jahrhundert ausweitende und stark differenzierende Medienlandschaft ab. Dabei macht er deutlich, daß in der Bismarck-Ära erstmals Formen eines selbstbewußten Meinungsjournalismus den Stil der Politik mitbestimmten und es Bismarck, trotz weitreichender Einflußnahme staatlicher Pressemaßnahmen, nicht gelang, die Medien in erhofftem Umfange ins Fahrwasser der Regierungspolitik zu steuern.

Den Auswirkungen des rapiden gesellschaftlichen Wandels im ausgehenden 19. Jahrhundert auf den Politikstil im Parteienspektrum der Bismarckzeit wird in mehreren Beiträgen nachgegangen. Im Zuge des allgemeinen Reichstagswahlrechts stellte der Eintritt von Massen in die Politik neue Anforderungen an Politikverständnis, Organisationsstruktur und personelle Karrierewege im Führungskreis der Parteien. Wie unterschiedlich sich dabei im einzelnen der Übergang vom Honoratioren zum Berufspolitiker vollzog, untersuchen Volker Stelmann für die konservativen Parteien 1867–1918, Harald Biermann für die Nationalliberalen in der Bismarckzeit, Ulrich von Hehl für das Zentrum im Kaiserreich und Thomas Welskopp für die Sozialdemokratie bis zum Sozialistengesetz.

Den Abschluß bilden einzelne Fallbeispiele über die Mobilisierung und Manipulierung von Wählern in der Massengesellschaft. So untersucht Bernd Braun den „Kampf gegen den Reichsfeind" als Wahlparole in den Wahlen 1878, während Elfi Bendikat die Außenpolitik als Wahlkampfthema in den Kartellwahlen 1887 behandelt. Andrea Hopp widmet sich der Instrumentalisierung des Antisemitismus als politisches Waffe im Reichstagswahlkampf 1881.

Insgesamt vermitteln die kenntnisreichen und forschungsintensiven Beiträge ein eindrucksvolles Bild von den vielfältigen wissenschaftlichen Facetten des Tagungsthemas.

Heinz Wolter

SIEMON, Thomas: **Ausbüxen, Vorwärtskommen, Pflicht erfüllen. Bremer Seeleute am Ende der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 1930–1939** (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 65). – Bremen: Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen 2002. 600 S.

Während über die Geschichte der deutschen Reedereien und ihrer Schiffe zahlreiche Veröffentlichungen existieren, sind die sozialgeschichtlichen Erkenntnisse über die heterogene Berufsgruppe der Seeleute gering. Für den Zeitraum der dreißiger Jahre liegt nun die umfangreiche Untersuchung des Historikers Thomas Siemon vor, der über die Zäsur des Jahres 1933 hinaus den Alltag von Bremer Seeleuten in der Endphase der Weimarer Republik und im „Dritten Reich" bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges exemplarisch beschreibt. Neben der Perspektive der historischen Akteure, auf die der einem zeitgenössischen Lehrbuch entnommene Haupttitel verweist, untersucht Siemon auch ausführlich die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Seeschiffahrt wie die staatliche Wirtschaftslenkung, die populären Bilder sowie die Unternehmenspolitik des Norddeutschen Lloyds (NDL) aus Bremen. Auf der Grundlage von zahlreichen archivalischen und veröffentlichten Quellen gelingt Thomas Siemon eine Synthese von sozial- und kulturgeschichtlichen Fragestellungen; die internationale Ausrichtung der Schiffahrt nutzt der Verfasser für eine transnationale Erweiterung seiner Lokalstudie, die auch die Begegnung mit der Fremde analysiert.

Im ersten von insgesamt drei ausführlichen Teilen beschreibt Siemon die Lage der bremischen Seeschiffahrt zwischen Weltmarkt und nationaler Politik. Auf die Weltwirtschaftskrise 1929 reagierten der NDL und die Hapag mit einer Union im darauffolgenden Jahr, die wirtschaftlichen Auswirkungen der nationalsozialistischen Herrschaft waren seit 1933 für global agierende Reedereien zudem „ambivalent" (S. 85). Während sich die nationalsozialistische Rassenpolitik für den NDL im Passagierverkehr international negativ auswirkte, profitierte das Unternehmen wiederum auch von der vermehrten Auswanderung verfolgter Juden aus Deutschland. Für die Bremer Seeleute, die meist recht jung waren, überwiegend aus der Bremer Gegend und dem deutschen Binnenland kamen, blieb der Arbeitsmarkt auch nach 1933 angespannt. Wenngleich die Nationalsozialisten die Heuerstellen zu beeinflussen versuchten, politisch unliebsame und ausländische Seeleute fernzuhalten, habe der spürbare Arbeitskräftemangel seit 1936 dem entgegengestanden und so waren es vor allem Juden, die von ihren Arbeitsplätzen verdrängt wurden.

Im zweiten Teil untersucht Thomas Siemon die Unternehmenspolitik des NDL, der mit rund 12000 Beschäftigten in den dreißiger Jahren mit Abstand größten Bremer Reederei. Bereits vor dem Beginn der NS-Herrschaft habe die Leitung des Betriebes mit dem „Lloydgeist" ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Mitarbeiter beschworen. Während des „Dritten Reiches" waren diese Bemühungen – bei einem Wechsel der Führungsspitze der Reederei im Jahr 1933 – ohne weiteres mit nationalsozialistischen Zielsetzungen, wie der „Betriebsgemeinschaft", kompatibel. In der betriebseigenen Zeitung, „Die Lloyd-Flagge", verschmolzen Bemühungen um eine Lloyd-Identität mit nationalsozialistischer Gemeinschaftsrhetorik. Am Beispiel der Bordbibliotheken, die von der Literarischen Abteilung betreut und zusammengestellt wurden und eine Mischung aus Unterhaltungslektüre und NS-Propaganda feilboten, veranschaulicht Siemon ebenfalls diese Bemühungen. Eine herausragende Bedeutung für das Unternehmen habe der Passagierdampfer „Bremen", das „Flagschiff" (S. 203) des NDL mit allein 1000 Beschäftigten, eingenommen. Dieses Schiff stand im Zentrum der werbewirksamen Maßnahmen der Reederei, die mit Plakaten und seit 1930 auch mit Spielfilmen potentielle Kunden anlocken wollte. Thomas Siemon kann überzeugend darlegen, wie die Reederei Bilder ihres Unternehmens und der Schiffahrt konstruierte und dabei das Klischee der harten (See-)Männer, die der Natur trotzen, einmal mehr reproduzierte.

Im dritten Teil rekonstruiert Thomas Siemon Aspekte des Alltags der Seeleute, den er methodisch unter dem Begriff der Aneignung erkundet. Anhand des Tagebuchs des Kohlenziehers Walter K., der zwischen 1929 und 1933 auf Dampfern des NDL arbeitete, beschreibt Siemon exemplarisch Motive der Seeleute für ihre Tätigkeit. Abseits des Zwanges zur Lohnarbeit und den Bedingungen des Arbeitsmarktes war dieser Seemann auch an einer Begegnung mit der Fremde in ausländischen Hafenstädten interessiert, nicht zuletzt wegen der dort anzutreffenden Frauen; laut Thomas Siemon war das massenmedial verbreitete Fernweh auch für die Seeleute ein bedeutender Faktor. Wie heterogen dabei die Gruppe der Seeleute war, zeige der Status der Offiziere, die sich deutlich von proletarischen Seeleuten

unterschieden und abgrenzten. Mehr noch als die Offiziere seien indes „farbige" Seeleute, die vornehmlich aus China und Indien stammten und als globale Arbeitsmigranten deutlich niedrigere Löhne erhielten, ein Zeichen dieser Differenz. Die Beschäftigung dieser außereuropäischen Seeleute, deren Zahl mit 2300 (15 Prozent) auf bremischen Schiffen 1939 einen Höchststand markierte, war angesichts der NS-Rassenpolitik ein „bemerkenswertes Ereignis" (S. 412). Eine Kontinuität erkennt Thomas Siemon auch in der Abwehr renitenter und kommunistischer Seeleute, hatten die Reeder und die Polizei doch bereits vor 1933 Listen über diese geführt. Während die Bemühungen der KPD, die unter der Leitung der „Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter" in allen größeren Hafenstädten Internationale Seemannsclubs betrieb, begrenzt blieben, gelte dies auch für die NSBO nach 1933. Wenngleich es unter Seeleuten auch Hoffnungen gegenüber den Nationalsozialisten gegeben habe, wurden diese durch das Ausbleiben sozialpolitischer Leistungen enttäuscht. So waren es vor allem die nahezu unbegrenzten Befugnisse der Staatspolizei im „Dritten Reich", die einen Unterschied zur Endphase der Weimarer Republik darstellten.

Es bleibt festzuhalten, daß die Studie von Thomas Siemon sowohl konzeptionell als auch in der sprachlichen Umsetzung gelungen ist. Die große Fülle an Informationen und alltäglichen Beispielen dürfte angesichts des Umfangs von 600 Seiten, die zudem teilweise sehr klein bedruckt sind, einige Interessierte wohl aber abschrecken. So sehr Thomas Siemon seine Thematik an die ausführlichen theoretischen Ausführungen in den verschiedenen Kapiteln zurückbinden kann, so sehr hätte die Arbeit bei einer Reduzierung dieser theoretischen „Absicherung" gewonnen. Gleichwohl ist die Studie eine gelungene kulturgeschichtlich und transnational erweiterte Sozialgeschichte der Seeleute am Beispiels Bremens, die wegen ihrer tiefen Einblicke einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der deutschen Arbeiterbewegung in der Zwischenkriegszeit leistet.

Lars Amenda

Terror ohne System. Die ersten Konzentrationslager im Nationalsozialismus 1933–1935. Hrsg. von Wolfgang BENZ und Barbara DISTEL (= Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945, Bd. 1). – Berlin: Metropol Verlag 2001. 310 S.

Herrschaft und Gewalt. Frühe Konzentrationslager 1933–1939. Hrsg. von Wolfgang BENZ und Barbara DISTEL (= Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945, Bd. 2). – Berlin: Metropol Verlag 2002. 295 S.

Instrumentarium der Macht. Frühe Konzentrationslager 1933–1937. Hrsg. von Wolfgang BENZ und Barbara DISTEL (= Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945, Bd. 3). – Berlin: Metropol Verlag 2003. 277 S.

In der Einleitung zu einem Sammelband selber Problematik meinte vor über 30 Jahren Martin Broszat, die Konzentrationslager „bilden ein schon viel zu viel beredetes und abgegriffenes Thema, als daß eine erneute Behandlung noch sonderliche Aufmerksamkeit zu wecken vermöchte". Zudem wären die Zeugnisse sehr entlegen und ungleichwertig, fragmentarisch und widersprüchlich.[1] In beider Hinsicht hat sich der Münchner Historiker geirrt. Obwohl die ausgedehnten Schatten der großen NS-Konzentrationslager und vor allem der Vernichtungsstätten die vielen kleinen, meist wenig oder gar nicht bekannten Lager von 1933/34 lange Zeit überdeckten: seit etwa 15 Jahren erschienen mehr und mehr kürzere oder längere Untersuchungen sowie zwei Teilgeschichten des KZ-Systems zwischen 1933 und 1945.

Die drei vorliegenden Sammelbände beschäftigen sich mit den ersten NS-Konzentrationslagern. Trotz mancher Quellenlücken brachten die intensiven Recherchen etliches an Archivalien, damaligen und späteren Zeitungsberichten, Prozeßakten sowie Schilderungen ehemaliger Häftlinge und von Zeitzeugen zu Tage. Zum einen Teil fußen die Aufsätze auf mehr oder weniger umfangreichen Monographien, zum anderen auf Qualifizierungsarbeiten der meist jüngeren Autoren. Dem Abschluß und der Abgabe ihrer Manuskripte ist wohl die Anordnung der Beiträge geschuldet, die chronologisch, thematisch oder nach Gebieten passender gewesen wäre.

Am besten beginnt man mit dem ersten Artikel im dritten Band. Er skizziert die Organisation der frühen Lager und den Rahmen ihrer Strukturen, zwar unterschiedlich in Formen, Bewachern, Unterstellung in Bayern und Preußen, gemeinsam

jedoch „Orte[e] der Willkür" und gravierendes NS-Herrschaftsinstrument (Bd. 3, S. 26). Der Autor dieses Überblicks, Johannes Tuchel,[2] erklärt auch, dem Rezensenten folgend, daß die Lager nicht spontan und ohne Weisung entstanden, wie der erste Gestapochef rückblickend apologetisch behauptete, sondern daß dabei von vornherein eine enge Kooperation zwischen NSDAP- und staatlichen Stellen bestand, so daß nicht wie lange Zeit von „wilden" Lagern gesprochen werden kann.

Die Studien handeln von 45 Haftorten, darunter als Beispiele für die unzähligen Prügelstätten der Wasserturm in Berlin-Prenzlauer Berg, die Fabrikgebäude in Bergisch-Gladbach und Köln-Porz in SA- und in Stettin-Bredow in SS-Hand, ebenso die Schutzhaftabteilungen in den Justizhaftanstalten Gollnow und Vechta sowie die Arbeitshäuser Brauweiler, Breitenau, Glückstadt und Kislau. Von den rund 70 frühen Konzentrationslagern sind u.a. die SA-Lager Ankenbuck, Börnicke, Bremen-Mißler, Breslau, Eutin, Hassenberg, Heuberg, Kuhberg, Kuhlen, Leschwitz, Neustadt an der Haardt, Nohra (das erste NS-KZ überhaupt), Oranienburg, Weißenfels und Wittmoor, unter SS-Gewalt Börgermoor, Brandenburg, Hammerstein und Osthofen, weiter die Lager für Frauen in Gotteszell und Moringen beschrieben. Von den Konzentrationslagern, die über Mitte 1934 hinaus existierten, werden dargestellt: Bad Sulza, das Berliner Columbia-Haus, Dachau, Esterwegen, Hamburg-Fuhlsbüttel und die Lichtenburg (Sachsenburg fehlt).

Unterschiede im Vergleich der einzelnen frühen Lager finden sich in Errichtung und Ende, Größe und Gebäuden, Häftlingszahlen und Opfern, den Schutzhaftanordnungen und Lagerordnungen, der Herkunft der Bewacher und Art der Kommandanten, dem Lagerregime, der Arbeitsfron und der Haftdauer (kaum erwähnt: Gottesdienste in einigen Lagern). Gemeinsamkeiten ergeben sich, daß immer Polizisten bei den braun- oder schwarzuniformierten Schergen waren, Verhaftung und Einweisung ohne Urteil und Terminierung erfolgten, es sich 1933/34 fast ausschließlich um politische Häftlinge, meist Arbeiter, Kommunisten und Sozialdemokraten, handelte. Zu weiteren Entsprechungen gehörten: die Demütigungen, Schikanen und Mißhandlungen und der sonstige Häftlingsalltag, Sorgen der Gefangenen um ihre Familien, deren Befürchtungen um die Eingesperrten, Schreib- und Besuchsmöglichkeiten sowie zeitgenössische Presseartikel über die Lager.

Unterschiede wie Gemeinsamkeiten gab es gleichfalls bei der Selbstbehauptung und dem Aufbegehren der Inhaftierten. Sie äußerten sich in Beistand, kultureller Betätigung und politischer Diskussion, sogar in einem Streik. Doch erwähnt sind sie lediglich bei einem runden halben Dutzend der Autoren.

Mit den drei Sammelbänden schließen Wolfgang Benz und Barbara Distel die Beschreibung der 1933 entstandenen Konzentrationslager ab. Dabei ist nicht zu übersehen, daß sie sich von den danach folgenden in Dimension, Perfektion und als System deutlich unterschieden. Und dennoch zeigten die frühen Lager schon manche der Züge, die sich dann ausprägten, auch schon in den Neubauten mit ihren Barackenreihen im emsländischen Moor, vor allem jedoch in den Lagern, die ab Mitte 1934 unter SS-Herrschaft weiter bestanden. Von daher ist es wohl angemessen, bei den Konzentrationslagern schon vom Terror mit System ab 1933 zu sprechen.

1 *Studien zur Geschichte der Konzentrationslager. Hrsg. von Hans Rothfels und Theodor Eschenburg, Stuttgart 1970, S. 7.*

2 *Johannes Tuchel, Konzentrationslager. Organisationsgeschichte und Funktion der „Inspektion der Konzentrationslager" 1933–1938, Boppard 1991; Klaus Drobisch und Günther Wieland, System der Konzentrationslager 1933–1939, Berlin 1993.*

Klaus Drobisch

Gestapo Oldenburg meldet ... Berichte der Geheimen Staatspolizei und des Innenministers aus dem Freistaat und Land Oldenburg 1933–1936. Bearbeitet und eingeleitet von Albrecht ECKHARDT und Katharina HOFFMANN. – Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung 2002. 328 S.

Als einer der kleinsten Gliedstaaten des Deutschen Reichs bestand der Freistaat (seit 1934: Land) Oldenburg aus dem Landesteil Oldenburg (1933: 467000 Einwohner) sowie den Enklaven Lübeck (48000 Einwohner) und Birkenfeld im Hunsrück (59000 Einwohner). Die drei Landesteile setzten sich überwiegend aus Kleinstädten (die größte Stadt war mit 66386 Einwohnern Oldenburg) und Dorfgemeinden zusammen. Alle drei Landesteile waren überwiegend agrarisch geprägt; industrielle Kerne existierten nur in Oldenburg, in Delmenhorst und im Raum Rüstringen/

Wilhelmshaven. Kleingewerbe und Handwerk war hauptsächlich in Lübeck und Birkenfeld angesiedelt. Die Bevölkerung der drei Landesteile war überwiegend evangelisch und wählte tendenziell die Rechtsparteien: bei den Parlamentswahlen vom 29. Mai 1932 erhielt die NSDAP 48,4 Prozent (SPD: 18,8 Prozent und KPD: 5,7 Prozent) der Stimmen und konnte seitdem, erstmals in einem Land des Reiches, allein eine Regierung stellen.

Zu einer systematischen Verfolgung von politischen Gegnern des Nationalsozialismus kam es vor dem reichsweiten Machtantritt allerdings noch nicht. Im Unterschied zu den übrigen Ländern existierte im Freistaat Oldenburg keine politische Abteilung der Kriminalpolizei. Deren Aufgaben übernahm die Ordnungspolizei, die jedoch vor dem 30. Januar 1933 noch nicht als effektives Instrument der Machtsicherung funktionierte. Die nationalsozialistische Regierung unter Carl Röver bildete zur Niederhaltung der politischen Gegner am 31. Juli 1932 eine schwerbewaffnete Hilfspolizei aus den Reihen der SA, die allerdings auf Anweisung des Reichsinnenministers bereits im August wieder aufgelöst werden mußte, um dann, Ende Februar 1933, verstärkt durch Angehörige des Stahlhelms und der SS, erneut aufgestellt zu werden. Ein großer Teil dieser Hilfspolizei wurde vorrübergehend in den Polizeidienst übernommen. An den Aufbau einer eigenständigen politischen Polizei machte sich die Landesregierung erst Anfang November 1933, als das oldenburgische Innenministerium die Einrichtung eines Geheimen Polizeiamtes als Sonderabteilung des Ministeriums verfügte. Seit dieser Zeit lieferte die aus der Ordnungspolizei hervorgegangene Gestapo Oldenburg monatliche Lageberichte an das Geheime Staatspolizeiamt (Gestapa) in Berlin. Die Lageberichte der einzelnen Staatspolizei[leit]stellen sollten eine zentralisierte Berichterstattung über Lage, Stimmung und Verhalten der Bevölkerung gewährleisten. Seit dem Sommer 1934 standen Angaben zu den wirtschafts- und sozialpolitischen Rahmenbedingungen in den Regionen den Informationen über die politischen oder konfessionellen NS-Gegner gleichberechtigt gegenüber.

In dem vorliegenden Band sind die Mitteilungen des Geheimen Staatspolizeiamts Oldenburg lückenlos bis zum 8. April 1936 dokumentiert. Zeitlich reichen die Auskünfte bis zum 8. April 1936, da ein Runderlaß Hermann Görings vom 2. April und ein nachfolgender Befehl des Gestapa vom 9. April die Stapostellen seitdem der Berichterstattungspflicht enthob. Inhaltlich enthielten die geheimen Berichte jeweils allgemeine Angaben über das politische Stimmungsbild in der Bevölkerung, spezielle Informationen über politische und konfessionelle Gegnergruppen, sowie Auskünfte über die Wirtschafts-, Sozial- und Agrarpolitik. Abschließend finden sich statistische Angaben über Inschutzhaftnahmen und deren Gründe. Regelmäßig berichtete die Gestapostelle Oldenburg über die uneinheitliche Stimmungslage innerhalb der Bevölkerung. Während die pragmatisch eingestellte Bauernschaft auf dem Land größtenteils zufrieden schien, wurden innerhalb der städtischen Arbeiterkreise negative Meinungsäußerungen über zu niedrige Löhne und überhöhte Lebensmittelpreise registriert. Zudem gäre es aus religiös-weltanschaulichen Gründen in der gesamten katholischen Bevölkerung. Selbstkritisch wurde eingeräumt, daß die Bevölkerung durch die polizeilichen Maßnahmen zwar eingeschüchtert, aber dadurch nur um so verstockter gemacht worden sei (vgl. den Lagebericht vom 15. August 1935).

Was Rainer Eckert bereits vor einigen Jahren anmerkte, steht indes nach wie vor aus: eine detaillierte Analyse des realen Quellenwerts der Gestapoberichte.[1] Kritiker dieser Quellengattung haben darauf hingewiesen, daß die Gestapoberichte dem Zweck der unmittelbaren Herrschaftssicherung dienten und sich darin die Unzulänglichkeiten der Berichtenden ebenso niederschlugen, wie deren selektive Auswahlkriterien und subjektive Überbewertungen. Für den relativen Wahrheitsgehalt der Lageberichterstattung spricht hingegen der Bedarf des Regimes an möglichst objektiven Informationen sowie die Art und Weise der Erhebungsbedingungen. Zur Informationsbeschaffung verließ sich die Gestapo weniger auf die teilnehmenden Beobachtungen von V-Personen oder die Denunziationen von fanatisierten Volksgenossen, sondern bediente sich vielmehr eines bewährten Netzwerkes, zu dem die verschiedenen Einrichtungen der inneren Verwaltung, der NSDAP und ihrer Vorfeldorganisationen gehörten. In den Passagen über Gegnergruppen, in denen sich die Berichte auf Denunziationen, Aussagen von V-Personen oder auf Verhöre von verhafteten Regimegegnern stützen, sind Zweifel über ihren Wahrheitsgehalt durchaus angebracht, denn subjektive Faktoren dürften hier eine wesentliche Rolle gespielt haben. Wenn aber verschiedene Organisationen und Institutionen an der Informationsbeschaffung beteiligt waren, wie bei den Sparten Wirtschafts- und Sozialpolitik

und der Stimmungslage in der Bevölkerung, ist der Grad der Authentizität sicher höher zu veranschlagen.

1 *Rainer Eckert, Gestapo-Berichte. Abbildungen der Realität oder reine Spekulation?, in: Die Gestapo. Mythos und Realität. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann, Darmstadt 1995, S. 200–215, hier S. 205.*

Hartmut Rübner

Opposition als Triebkraft der Demokratie. Bilanz und Perspektiven der zweiten Republik. Jürgen Seifert zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Michael BUCKMILLER und Joachim PERELS. – Hannover: Offizin Verlag 1998. 564 S.

So verspätet diese Festschrift für den Hannoveraner Politologen und Juristen Jürgen Seifert hier auch angezeigt wird, so lesenswert ist ihr Inhalt. Michael Buckmiller und Joachim Perels haben die Beiträge sorgfältig zusammengestellt und in drei große Gruppen eingeteilt: Erstens geht es um die Geschichte der Bundesrepublik, zweitens um Verfassungspositionen, drittens um gesellschaftliche Veränderung. „Roter Faden" ist der Gedanke, „daß sich die reale im Grundgesetz vorgezeichnete Konstituierung der Demokratie erst in einem vielfältigen Prozeß der Auseinandersetzung mit tradierten autoritären Einstellungen und Interessen herausgebildet hat; er ist bis heute nicht abgeschlossen" (Vorwort, S. 7).

Dieser Grundgedanke wird vielfältig variiert. So weist Peter Brokmeier in einem brillanten Essay auf die Zusammenhänge zwischen Hannah Arendts Totalitarismustheorie und Arendts praktischen Beobachtungen im Nachkriegsdeutschland hin. Peter von Oertzen charakterisiert linkssozialistische Zeitschriften in der Ära der „Restauration" (1950–1962) zutreffend als „Behelfsbrücken", die mithalfen, sozialistische Ideen lebendig zu erhalten. Schade, daß neben der 1966 eingestellten „Sozialistischen Politik" nicht auch die gleichnamige Westberliner Zeitschrift (ab 1969) diskutiert wird. Frank Deppe fragt, ob der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) eine Keimzelle der Bewegung von 1968 gewesen sei. Seine Antwort ist ein reflektiertes Ja, das weit besser begründet ist als seine Skepsis gegenüber dem heutigen „zivilgesellschaftlichen Realismus" (S. 127) einiger – ungenannter – Protagonisten von 1968.

Um die „Einbürgerung der Demokratie" geht es dann auch etwas differenzierter in Beiträgen von Ulrich K. Preuß, Wolf-Dieter Narr, Christiane Lemke, Axel Schulte u. a. Weiterhin vergleicht Stefan Lohr – für Seifert-Kenner wohl nicht überraschend – Politik, Poesie und Subversion bei Beuys und Böll. Fast alle Beiträge in diesem Teil der Festschrift (Ausnahme: Klaus Christoph) befassen sich mit der „alten" Bundesrepublik und nehmen Existenz wie Beitritt der DDR sowenig zur Kenntnis wie die Situation Gesamtdeutschlands nach der Vereinigung.

Der zweite Teil der Kollektion ist Verfassungspositionen gewidmet. Ernst Gottfried Mahrenholz berichtet von Erfahrungen mit dem Sondervotum, die der ehemalige Vizepräsident des Bundesverfassungsgerichts als Chancen der Fortentwicklung des Rechts begreift. Dieter Sterzel untersucht das Grundrecht der Arbeit als Grundrecht auf Mitbestimmung. Kathrin Braun entschlüsselt die UNESCO-Deklaration zum menschlichen Genom, Thomas Blanke analysiert die praktische Bedeutung der kommunikativen Rechtstheorie als „Preis des Rechtsfortschritts". Uwe Berlit verweist darauf, daß die Verfahren der Verfassungsgebung und ihre Ergebnisse in den ostdeutschen Bundesländern besser genutzt wurden als auf Bundesebene und in den westdeutschen Ländern. Hermann Klenner befaßt sich mit „Recht und Rechtstheorie der revolutionären Linken" (im Inhaltsverzeichnis falsch geschrieben – einer der wenigen Satzfehler). Am Beispiel der Oktoberrevolution präsentiert der Nestor der Ostberliner Staats- und Rechtstheorie hier seine Variationen über ein Diktum des Jubilars Jürgen Seifert (und damit auch über Hegel): „Das Unterschätzen der Bedeutung des Formellen ist nicht besser als das Überschätzen" (S. 348).

Im dritten Teil des Sammelbandes geht es um „gesellschaftliche Veränderung". Oskar Negt diskutiert eine „Jahrhundertidee im Verruf" – mit dem Ergebnis, daß einzig und allein eine sozialistische Gesellschaftsreform Auswege aus der gegenwärtigen Kulturkrise zeigen könnte.

So entschieden sind nicht alle der folgenden Beiträge. Klaus Meschkat betont die restriktiven Bedingungen gesellschaftlicher Transformation in der „Dritten Welt", ohne groß nach dem Verbleib der „Zweiten Welt" zu fragen. Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp und Sybille Raasch nehmen sich wandelnde Geschlechterverhältnisse ins Blickfeld. Helmut Schauer beschreibt Gewerkschaften im Shareholderkapitalismus, Hans-Albert Lennartz sieht die

Reformtheorie von Bündnis 90/Die Grünen im Spannungsfeld von Verändern und Bewahren, Michael Vester deutet, gleichzeitig empirisch wie theoretisch stark von Pierre Bourdieu beeinflußt, die sozialen Milieus der Bundesrepublik zwischen Klassengesellschaft und Individualisierung.

Abgeschlossen wird der verdienstvolle Sammelband durch eine von Jens Ostrominski verfaßte Bibliographie der Schriften von Jürgen Seifert und ein Gespräch der „Frankfurter Rundschau" mit dem Jubilar. Das frühere Mitglied des SDS-Bundesvorstands, der damalige juristische Experte der gewerkschaftlichen Opposition gegen die Notstandsgesetze wird nach seinen Erfahrungen als Mitglied jener Kommission nach Artikel 10 des Grundgesetzes gefragt, die eine Überwachung des Fernmeldeverkehrs genehmigt. Er antwortet schlicht: „Ich verstehe mich als Kontrolleur der Abhörer" (S. 532). So wird am Ende der Bogen von der theoretischen Analyse der schwierigen Aneignung der Demokratie nach 1945 zu deren auf andere Art immer noch schwierigen Praxis geschlagen.

Volker Gransow

KÖRNER, Klaus: **„Die Rote Gefahr". Antikommunistische Propaganda in der Bundesrepublik 1950–2000.** – Hamburg: Konkret Literatur Verlag 2003. 208 S.

Wer Studien zur Geschichte und Bedeutung des Antikommunismus in Deutschland nach 1945 sucht oder dessen Argumentations- und Agitationsfiguren nachgehen möchte, ist noch immer auf eine relativ kleine Zahl von Darstellungen angewiesen, die zudem recht unterschiedlicher Qualität sind.[1] Dies ist erstaunlich, bedenkt man den zentralen Stellenwert des Antikommunismus für die Entwicklung und die politische Kultur des Landes. Mit um so größerem Interesse nimmt man daher Klaus Körners jüngst erschienene Studie zur antikommunistischen Propaganda in der Bundesrepublik in die Hand.

Körner entfaltet sein Material auf der Basis einer überzeugenden Periodisierung, die mit der ersten Phase des Kalten Krieges und der Aufnahme der Bundesrepublik in die NATO und dem Abschluß der Remilitarisierung beginnt. Eine zweite Phase lasse sich für das Jahrzehnt 1959 bis 1969 erkennen, in der sich die vorher divergierenden außenpolitischen Positionen von CDU und SPD angesichts eines veränderten Auftretens der USA gegenüber der Sowjetunion stark annäherten. Durch die aktive Ostpolitik der Regierung Brandt ist die dritte Phase gekennzeichnet, deren Ende durch den sogenannten Nachrüstungsbeschluß der NATO und das direkte militärische Eingreifen der Sowjetunion in Afghanistan markiert werde. Die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts hätten zum Untergang des sowjetischen Imperiums in Osteuropa geführt (vierte Phase); die nach 1990/1991 einsetzende fünfte Phase sei durch einen „Antikommunismus ohne Kommunismus" gekennzeichnet. Für diese Phasen betrachtet Körner Akteure, Methoden und Propagandaprodukte des Antikommunismus, wobei diese am detailreichsten für den Zeitraum bis 1959 geschildert werden. Dieser erste Zeitabschnitt nimmt auch den größten Teil des Bandes ein.

Je mehr sich in den unmittelbaren Nachkriegsjahren in den USA die kalten Krieger durchsetzten, desto größer wurde die Nachfrage nach und die Handlungsmöglichkeiten der ehemaligen NS-Spezialisten. Insbesondere am Beispiel des früheren Goebbels-Mitarbeiters Eberhard Taubert und des Volksbundes für Frieden und Freiheit (VFF) zeigt Körner, daß der Kalte Krieg staatlich finanzierte Agenturen des Antikommunismus hervorbrachte, deren Personal ebenso wie einige der von ihnen verwendeten Propagandamotive in der Tradition des Nationalsozialismus standen. Dies läßt sich anhand der ersten Plakatserie des VFF aus dem Herbst 1950 zeigen, bei der sich ein die „kommunistische Sabotage" beschwörendes Plakat der Antisabotageplakate bediente, die Tauberts Ostabteilung zwischen 1941 und 1944 in den von Nazideutschland okkupierten Gebieten verbreitet hatte. Das Titelbild einer ebenfalls vom VFF verbreiteten Broschüre, die sich gegen den illegalen Interzonenhandel richtete, zeigte rote Ratten, die unter der als Mauer dargestellten Zonengrenze in den Westen huschen. Ergänzend hieß es auf einem kleinen Aufkleber mit schwarz-rot-goldener Umrandung: „Rattenbekämpfung ist nationale Pflicht". Eine solche Darstellung von Menschen als Ratten war von Taubert bereits einige Jahre zuvor in dem NS-Film „Der ewige Jude" vorgenommen worden. Die Arbeit des VFF, zu der auch die anonyme Denunziation von angeblich osthörigen Gewerkschaftern, Journalisten oder Geschäftsleuten sowie die Organisierung protestierender Studenten (gegen Honorar) gehörte, wurde aus Mitteln verschiedener Ministerien finanziert. Allerdings gab es – etwa seitens des Leiters der Bundeszentrale für politische Bildung, Dr. Paul Franken – auch Bedenken

hinsichtlich einer engen Kooperation mit dem VFF, den man von ehemaligen Nazis dominiert sah. Andere antikommunistische Aktivitäten und Agenturen, wie z. B. der Untersuchungsausschuß freiheitlicher Juristen (UfJ) oder die schließlich auch Sabotageaktionen in der DDR durchführende Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU), wurden von Behörden der USA finanziert; in welchem Umfang und auf welchen Wegen dies genau geschah, bedarf freilich weiterer Forschungen.

Teile der SPD lehnten Gruppen wie den VFF ab, weil sie in ihnen einerseits eine Parallele zur Tätigkeit „halbanonymer kommunistischer Tarnorganisationen" (Herbert Wehner) sowie andererseits durch die Praxis der Denunziationen Grundsätze der Rechtstaatlichkeit gefährdet sahen. Wie Körner zeigt, bedeutete dies jedoch nicht den Verzicht auf antikommunistische Propaganda und Aktivitäten seitens der SPD, deren Kritik an der mangelnden Bekämpfung des Kommunismus durch die Bundesregierung mit der Wiedereinführung der Staatsschutzparagraphen (Hochverrat, Landesverrat, Staatsgefährdung) im sogenannten Blitzgesetz abgeholfen wurde. Den Ansatzpunkt einer wirkungsvollen Bekämpfung des Kommunismus sah die SPD vor allem in einer intensiven ideologischen Auseinandersetzung, zu der eine platte Schwarzweißagitation nicht paßte. Ähnlich wie später die Bundeswehreinheiten der psychologischen Kampfführung ließ man Ballons in die DDR fliegen, die die mitgeführten Flugblätter über den Städten abwerfen sollten. Zugleich hatte die SPD schon 1946 das sogenannte Ostbüro gegründet, mit dem der Zusammenhalt und die politische Wirkungskraft der an einer Kooperation mit der SED nicht interessierten Sozialdemokraten in der SBZ/DDR gestärkt werden sollten. Auch seitens des DGB, dessen antikommunistischen Aktivitäten Körner nur wenig Raum widmet, wandte man sich gegen „kommunistische Unterwanderungsversuche". So berichtete der vom DGB Niedersachsen in den fünfziger Jahren verbreitete Informationsdienst „Feinde der Demokratie" nicht nur kenntnisreich über das Fort- und Aufleben der extremen Rechten nach 1945, sondern im Sinne des Totalitarismustheorems auch über Aktivitäten und Personal tatsächlicher oder vermeintlicher kommunistischer Tarnorganisationen.

Verlor der militante Antikommunismus in den USA nach Darstellung Körners mit dem Sturz des Senators McCarthy Ende 1954 erheblich an Boden, so führte die Erkenntnis, daß die Sowjetunion mit einer „Politik der Stärke" zunächst nicht niederzuringen war, mit einer gewissen Zeitverzögerung auch zu Änderungen in der antikommunistischen Propaganda in der Bundesrepublik Deutschland. Nach Körner gehörte zu den sichtbaren Zeichen „der Neuausrichtung der Propaganda und der Überleitung der Verantwortung auf deutsche Behörden, aber auch der Zusammenarbeit des bürgerlichen Lagers und der Sozialdemokraten [...] im Jahr 1960 die Gründung des Deutschlandfunks in Köln, dessen Zielgruppe zuallererst Hörer in der DDR waren" (S. 123). Zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus wurde 1961 das Bundesinstitut zur Erforschung des Marxismus-Leninismus ins Leben gerufen. Kam darin der Bedarf nach einer genaueren Beschäftigung mit den Entwicklungsdynamiken der nichtkapitalistischen/realsozialistischen Gesellschaften zum Ausdruck, so stand (außen)politisch der Status Berlins im Mittelpunkt. Das Zurückdrängen eines primitiven Antikommunismus schlug sich – wie Körner zeigt – in einer Vielzahl von Bereichen nieder. So zeigte seit 1967 die Wetterkarte des Deutschen Fernsehens Deutschland nicht mehr in den Grenzen von 1937; und die DDR durfte auch amtlich so bezeichnet werden, auch wenn die Springer-Presse die drei Buchstaben noch bis weit in die achtziger Jahre nur in Anführungsstrichen gebrauchte. Gleichzeitig war diese Politik, die zur Anerkennung der Ostgrenzen durch die Brandt-Regierung führte und ein „Verblassen des alten Feindbildes ‚rote Gefahr'" (S. 137) mit sich brachte, vom sogenannten Radikalenerlaß begleitet, mit dem vornehmlich Linke aus dem öffentlichen Dienst herausgehalten werden sollten.

Vergleichsweise knapp und mit längeren Rahmungen durch die Darstellung der weltpolitischen Lage und der Auflösung der DDR behandelt Körner die letzten zwei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, obwohl gerade seit 1990 erneut vielfältige Revitalisierungen des Antikommunismus zu beobachten sind. Einige davon skizziert der Autor. Von besonderer Bedeutung dabei ist, daß es vielen aktuellen antikommunistischen Bestrebungen nach der Delegitimierung der real existierenden Systeme verstärkt um die Delegitimierung der ideologischen Grundlagen, d. h. der Utopie einer Organisation gesellschaftlicher Prozesse und des Zusammenlebens der Menschen jenseits marktförmiger Verwertungslogik, geht.

Körner führt zahlreiche aussagekräftige Beispiele antikommunistischer Propaganda an, deren Zielgruppe entweder die Bevölkerung der alten

Bundesrepublik oder die Bewohner der DDR waren, und verweist zu Recht darauf, daß sowohl gesellschaftliche Zustände wie auch manche politische Entscheidung, etwa die Ausbürgerung Biermanns, „Steilvorlagen für die antikommunistische Propaganda" (S. 143) waren. Auch wenn Körner sich bewußt dafür entschieden hat, die Propaganda*produkte* zum Ausgangspunkt der Studie zu machen, ist zu bedauern, daß damit das – zugegeben schwierige – Feld der Medienwirkungsforschung ausgeschlossen bleibt. So entsteht zwar ein anschauliches Bild der Tätigkeit der antikommunistischen Agenturen, die gesellschaftliche Reichweite ihrer Propaganda läßt sich damit aber nicht zuverlässig erschließen.

Der Arbeit ist ihr Ausgangspunkt, die Analyse politischer Broschüren und Kleinschriften, auch im zeitlichen Fokus auf das erste Jahrzehnt des Bestehens der Bundesrepublik Deutschland anzumerken. Da Körner die antikommunistischen Aktivitäten für die letzten Jahrzehnte weniger detailliert schildert, besteht hier weiterhin erheblicher Forschungsbedarf – insbesondere angesichts der Renaissance des Totalitarismustheorems. Auch die Produkte und Wirkungsweisen antikommunistischer Propaganda in spezifischen gesellschaftlichen Milieus und Gruppen, z. B. in der Bundeswehr, stellen vielversprechende Forschungsfelder dar, wenn sie in den Kontext mentalitätsgeschichtlicher Perspektiven und der Analyse politischer Kultur gestellt werden. Insgesamt handelt es sich um einen gut lesbaren Einstieg ins Thema, bei dem der Verlag leider auf ein Personenregister verzichtet hat.

1 *Vgl. Kurt Hirsch, Die Blutlinie. Ein Beitrag zur Geschichte des Antikommunismus in Deutschland, Frankfurt a. M. 1960; Reiner Diederich, Richard Grübling und Max Bartholl, Die rote Gefahr. Antisozialistische Bildagitation 1918 bis 1976, Berlin 1976; Gesine Schwan, Antikommunismus und Antiamerikanismus in Deutschland. Kontinuität und Wandel nach 1945, Baden-Baden 1999.*

Fabian Virchow

WESEL, Uwe: **Die verspielte Revolution. 1968 und die Folgen.** – München: Karl Blessing Verlag 2002. 350 S.

Die Studentenrevolte der Jahre 1967/68 liegt nun schon über 30 Jahre zurück, und es ist an der Zeit, daß Aktivisten, Beteiligte wie Zaungäste in diesem Zusammenhang ihre Lebenserinnerungen publizieren. Auch Uwe Wesel, der sich in dieser Zeit als frisch berufener Juraprofessor an der Freien Universität Berlin gewissermaßen auf beiden Seiten der Barrikade positionieren konnte, hat diesen Weg mit einer Buchpublikation unter dem doppeldeutig-ironisch formulierten Titel „Die verspielte Revolution" beschritten. Wer sich nun bei dieser Publikation die vielleicht etwas sperrige Frage stellt, was eigentlich das Erkenntnisinteresse des Verfassers an seinem Gegenstand ist, wird schnell enttäuscht. Der Verfasser stellt sich diese Frage erst gar nicht, sondern steigt nach einem Flug von München nach West-Berlin-Tempelhof am 11. Oktober 1968 gleich in die Erzählung ein. Und diese führt ihn, liest man das Inhaltsverzeichnis, über vier Kapitel, angefangen vom „Aufstieg der Revolte" im Jahre 1965, bis hin „zu Rotgrün" im Jahre 1998. Während dabei drei Kapitel den Zeitraum von acht Jahren beschreiben, umfaßt der vierte Teil unter dem programmatischen Titel „Auf dem Weg zu Rotgrün 1974–1998" sage und schreibe 24 lange Jahre, die in weniger als hundert Seiten abgehandelt werden. Durch die Komposition der Darstellung profiliert der Verfasser seine auf etwa 350 Seiten mal mehr und mal weniger explizit ausgebreitete Erkenntnis, daß zwar vieles von den Zielen der Revolte verspielt worden und gescheitert, aber dennoch nicht alles umsonst gewesen sei. Dieser alles in allem betrachtet versöhnliche Schluß ist aus der mit den Ereignissen zuweilen verwickelten Lebensbiographie des Verfasser zwar allemal verständlich, ob sie aber auch für die Gegenwart eine richtige Erkenntnis darstellt, interessiert den Verfasser nicht wirklich. Die Darstellung in einer ganzen Reihe von Kapiteln folgt eher einem unnötigen Vollständigkeitsanspruch als einer eigenen Fragestellung (so z. B. das Kapitel über die Stadtguerilla) So ist man mit dieser Darstellung mit einer Art leicht-luftigen Lebensbeichte eines kenntnisreichen Autors konfrontiert, der zuweilen durchaus ein voyeuristisch-ironisches Element innewohnt.

Aus meiner Sicht lesen sich in diesem Buch diejenigen Passagen am spannendsten, in denen Wesel aus seiner Zeit als Vizepräsident der FU Berlin in den Jahren 1969 bis 1973 berichtet. Hier ist er selber in die – von heute aus betrachtet – kaum glaublichen Konfrontationen mit der Notgemeinschaft für eine freie Universität, dem Bund Freiheit der Wissenschaft, roten Studentenzellen und dem Berliner Senat als aktiv Handelnder verstrickt.

Mit verschmitztem Unterton weiß der hier als gewiefter Administrator der Universitätsverwaltung agierende Wesel u.a. von seinen von ihm selbst als IM-ähnlich bezeichneten Kontakten zu revoltierenden Studentenfunktionären zu berichten (S. 207). Der Titel des Schlußkapitels entspricht schließlich wieder dem Buchtitel: „Die verspielte Revolution". Wesel bilanziert sie in Anlehnung an Johannes Agnoli als eine gescheiterte Revolte, die gleichwohl bis auf den heutigen Tag wirkende kulturelle Folgen gezeigt habe. Die 68er-Revolte habe bis auf den heutigen Tag Anstöße gegeben, und Wesel äußert am Schluß die Überzeugung, daß der „Kulturkampf" über ihre Bedeutung noch nicht entschieden sei.

Dementiert Wesel aber diesen durchaus beunruhigenden Gedanken nicht letztlich durch das von ihm als Ende seiner Darstellung gewählte Schlußkapitel? Schließlich läßt er hier der Studentenrebellion der sechziger Jahre in Form des rot-grünen Regierungsantrittes im Herbst 1998 gewissermaßen eine Art regierungsamtliche Beglaubigung zukommen (S. 308–315). Aber auch dieser unbequemen Frage wollte sich der über weite Strecken nonchalant formulierende Autor, der es sich mit dem Gegenstand nicht recht hat schwermachen wollen, leider nicht stellen.

Markus Mohr

KOENEN, Gerd: **Vesper, Ensslin, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus.** – Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch 2003. 368 S.

Die scheinbar aus dem Nichts heraus im Herbst 2003 in Hunderten von Presseartikeln geführte Auseinandersetzung um die in Berlin geplante RAF-Ausstellung verweist darauf, daß die Interpretationsgefechte um die Bedeutung dieser Gruppe noch immer nicht zum Erliegen gekommen sind. Von wo aus läßt sich die Theorie und Praxis dieser Gruppe interpretieren, an deren staatlicher Bekämpfung in den Jahren 1970 bis 1977 sich fast so etwas wie eine zweite Staatsgründung der Bundesrepublik vollzogen hat? Muß eine Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Anspruch nicht mindestens den Selbstanspruch dieser Gruppe, die in militärisch bewaffneter Form geführten globalen nationalen Befreiungskämpfe auch in der BRD auf die Tagesordnung zu setzen, zur Kenntnis nehmen, oder ist bereits damit eine unerträgliche Relativierung des dieser Gruppe von ihren Gegnern politisch zugeschriebenen Terrorismus verbunden?

Nun hat sich mit Gerd Koenen ein „Berater" des RAF-Ausstellungsprojektes in einem jüngst publizierten Buch mit der von ihm sogenannten Dreiecksbiographie von Bernward Vesper, Gudrun Ensslin und Andreas Baader mit dem Untertitel „Urszenen des deutschen Terrorismus" beschäftigt. Vesper war nicht nur der Sohn des prominenten Nazi-Dichters Will Vesper, sondern auch der langjährige Lebensgefährte Gudrun Ensslins, bevor sie sich von ihm trennte und mit Andreas Baader eine bis in die heute ungeklärte Stammheimer Todesnacht reichende Beziehung aufnahm. Dabei beansprucht Koenen, laut Verlagswerbung auf dem Buchumschlag, in den siebziger Jahren „das volle Programm des linksradikalen Aktivismus absolviert" zu haben. So ganz verkehrt ist diese kokett verbreitete Information über den ehemaligen Führungskader des maoistischen Kommunistischen Bundes Westdeutschland (KBW) zwar nicht, aber doch eigentümlich unpräzise. In Selbstanwendung der von ihm im vorliegenden Buch rabiat angewendeten Methode der Biographisierung ist es nicht recht einsichtig, warum Koenen hier nicht auf sein eigenes, ganz hervorragendes Engagement in der zwei lange Jahre währenden KBW-Kampagne der Kambodscha-Solidarität mit Pol Pot in den Jahren 1978 bis 1980 verweist. Sie erbrachte für die Genossen der Roten Khmer immerhin ein paar hunderttausend DM. Kurzum: Wenn es also in diesem Land jemand gibt, der in biographisch glaubwürdiger Weise beanspruchen darf, sich mit dem Studium und der politischen Propagierung von wirklichem Terrorismus auszukennen, dann kann Gerd Koenen zunächst einmal, frei von jeder Polemik, in einen der vorderen Ränge eingeordnet werden.

Wie setzt er sich nun mit dem, was er im Zusammenhang mit zwei prominenten RAF-Protagonisten unter „deutschen Terrorismus" versteht, auseinander? Mit dem erklärten Ziel, den angeblich von „den 68ern neurotisch rekonstruierten und ausgemalten deutschen Familienroman anschaulich aufzublättern", sucht Koenen anhand eines von Vesper nach dessen Freitod im Jahre 1971 hinterlassenen Romanfragments namens „Die Reise" die Entwicklung der RAF nachzuzeichnen. Dieses Textkonvolut ist eine bunte Mischung aus biographischen Reflexionen, schriftlich niedergelegten Drogenerfahrungen und tagesaktuellen Stellungnahmen zu politischen Fragen der Zeit, das sechs Jahre nach dem Freitod Vespers 1977 publiziert wurde. Darüber hinaus ist es Koenen

gelungen, auch Material aus privaten Briefwechseln der Beteiligten zu präsentieren. In diesem ersten Drittel des Buches liegt auch die Stärke des Buches, weil es mit bislang nicht bekannten Details den familiären und frühen beruflichen Hintergrund beleuchtet, aus dem die Beteiligten schließlich durch die Studentenrevolte auszubrechen versuchten.

Allerdings sitzt Koenen mit der individualbiographisch angelegten Komposition seiner Darstellung dem Mißverständnis einer Vielzahl derartiger Studien auf, die politische Aktivsten als latent pathologische Fälle interpretieren, die mit psychischen Defekten oder schweren familiären Belastungen konfrontiert sind und dadurch von handelnden zu passiven Opfern ihrer Sozialisation oder ihrer psychischen Grundausstattung gemacht werden. Völlig aus dem Blick gerät hier das Zusammenspiel von individuellen, gesellschaftlich-kulturellen und staatlich-politischen Faktoren, die allein mit unter biographischen Perspektiven gewonnenen Erkenntnissen kaum erklärt werden können. Koenen macht kein Geheimnis aus seinem ganz offen voyeuristisch motivierten Zugriff auf seine Protagonisten. Möglicherweise um seine etwas beliebig wirkenden Charakterisierungen hauptsächlich von Gudrun Ensslin („Muse und Liebende", „Medea der Revolution", „Penelope" usw.) und Andreas Baader („Schlüsselkind", „Alphatier", „männliche Bienenkönigin" usw.) etwas mehr Tiefenschwere zu verleihen, sucht sich Koenen in seiner Darstellung zuweilen in den Mantel des Historikers zu werfen. Hier überrascht aber dann doch die selektive Handhabung, mit der der Verfasser im vorliegenden Buch sein Material ausbreitet. Genannt sei hier der ausgiebige Gebrauch der Abhandlung von Stefan Aust „Der Baader-Meinhof-Komplex". Koenen verzichtet auf jegliche Quellenkritik dieses journalistischen Enthüllungstextes, der bekanntlich niemals mit der Absicht verfaßt worden war, daß das dort vorgestellte Material jemals überprüft werden könne. Irritierend hier, daß Koenen leider auch nicht das geringste Argument dafür vorträgt, warum er dem in diesen Buch vorgestellten Geschichten, Anekdoten und sonstigen Begebenheiten uneingeschränkt Vertrauen schenkt.

Ähnlich unscharf ist auch die Verwendung des Schlüsselbegriffes „Terrorismus" durch den Verfasser. Trotz seines ausgiebigen Gebrauches und seines prominenten Stellenwertes glaubte Koenen auf eine begriffliche Auseinandersetzung damit verzichten zu können. Ähnlich verhält es sich mit dem vieldeutigen Begriff der „Urszene". In einem Fall, so glaubt Koenen, daß sie „im Raum gestanden" habe, wobei er einen Absatz weiter einen Zeitzeugen referiert, der bestreitet, daß es sie überhaupt gegeben hat (S. 124).

Derartige Camouflagen sind aber eine ganz entscheidende Vorausetzung dafür, daß der Autor die Aktionen der Studentenrevolte und der frühen RAF in die Nähe des NS-Terrors frei assoziiert. In diesem durch beliebige Analogiekurzschlüsse hergestellten Zusammenhang einer wohl antitotalitär motivierten Extremismusdoktrin konfrontiert Koenen die Leser belegfrei mit Formulierungen wie, daß die „Ehre" der RAF „Treue" hieß und daß die in Stammheim inhaftierten RAF-Mitglieder ihren Tod in Anlehnung an Hitler als „nibelungenhaften Untergang" in Szene gesetzt haben sollen. Folgt man nun der Logik dieser Koenenschen Begriffsbildung, dann schlägt er offenbar vor, die zigmillionen Toten des Nationalsozialismus mit den in einem Zeitraum von rund drei Jahrzehnten zu beklagenden etwa hundert Toten im Zusammenhang mit der RAF in einem einzigen Begriff, sprich „Terror", zusammendenken zu sollen. Das kann einfach nicht stimmen.

Markus Mohr

ECKARDT, Andrea: **Diskutieren, Streiten, Mitgestalten! 30 Jahre Kampf um Arbeit im weltgrößten Motorenwerk Volkswagen Salzgitter.** – Hamburg: VSA Verlag 2003. 256 S.

Die Gewerkschaftsbewegung der letzten drei Jahrzehnte ist geschichtswissenschaftlich noch selten an konkreten Wirkungsbeispielen ausgeleuchtet worden. Dies gilt auch für die größte Industriegewerkschaft der Bundesrepublik, die IG Metall. Zumeist sind nur eng an die Organisation angelehnte Werke erschienen, denen eine Distanz zur IG Metall kaum vorgeworfen werden kann. Auch das hier vorzustellende Werk gehört diesem Genre an. Die Industriesoziologin Andrea Eckardt hat die Arbeit von Betriebsrat und IGM-Vertrauenskörperleitung des Volkswagenwerkes Salzgitter von 1969 bis 2002 ausführlich dargestellt. Es handelt sich um eine Auftragsarbeit für den Betriebsrat des VW-Werkes in Salzgitter, und dies merkt man dem Buch überdeutlich an.

Eckardt nutzt als Quellengrundlage im wesentlichen Interviews mit 31 ehemaligen und gegenwärtigen Betriebsräten, Vertrauensleuten, Gewerkschaftsfunktionären und auch Angehörigen

des Werkmanagements. Methodischer Anspruch war, aus den Erzählungen der Zeitzeugen – darunter nur einer Frau – Inhalte zu gewinnen und daraus das Buch aufzubauen. Methodische Probleme bezüglich der Erinnerungen reflektiert sie nicht. Die Aussagen lagen den Betreffenden auch zur Korrektur vor, ein in diesem Zusammenhang sicherlich übliches Verfahren. Dadurch sind jedoch Filterungen vor aktuellem politischen Hintergrund unvermeidlich. Eckardt verzichtet weitgehend auf die Überprüfung der Aussagen anhand schriftlicher Quellen. Dies bedingt einige Schwächen des Buches. Dazu gehört das Fehlen von Quellennachweisen und Anmerkungen, die manche Aussage nur schwer nachprüfbar machen.

Trotz der erwähnten methodischen Schwächen ist das Buch von Interesse, um die Handlungsfelder und Orientierungen eines von der IG Metall geprägten Betriebsrats in einem großen westdeutschen Industriebetrieb nachzuvollziehen. Es liest sich wie eine Erzählrunde unter Kollegen, in denen mancher Konflikt oder Erfolg dargestellt wird. Verstärkt wird dieser Eindruck durch viele wörtliche Zitate der Zeitzeugen im Text. Die Fokussierung auf den „Kampf um Arbeit" im Untertitel und auch im Buch selbst ist sicher der gegenwärtigen Beschäftigungs- und Standortsicherungspolitik geschuldet.

Gegründet wurde das VW-Werk Salzgitter 1969 in einer Hochkonjunkturphase und begleitet von Ängsten der Salzgitter-Hütte und des örtlichen Metallhandwerks, die – nicht zu Unrecht – einen Abfluß von Beschäftigten an Volkswagen fürchteten. In den siebziger Jahren waren die Fragen nach Humanisierung der Arbeit noch präsenter, als es der Buchtitel vermittelt. Immerhin zeigt Eckardt an dem ersten großen Pilotprojekt zur Gruppenarbeit Mitte der siebziger Jahre, gefördert vom Bundesministerium für Forschung und Technik, wie eine Humanisierung angestrebt wurde. Die heute mit Gruppenarbeit verbundene Diskussion um den ökonomischen Nutzen, die auch im gewerkschaftlichen Diskurs in den Vordergrund gerückt ist, spielte kaum eine Rolle.

Die Mitbestimmung bei Volkswagen gilt als ein positiver Sonderfall in der bundesdeutschen Mitbestimmungslandschaft. Ein hoher Organisationsgrad in der IG Metall, aber vor allem eine selbstbewußte enge Zusammenarbeit mit der Unternehmensseite haben den Einfluß der Betriebsräte seit den siebziger Jahren erhöht. An dem mächtigen Gesamtbetriebsrat vorbei können im Konzern keine Entscheidungen gefällt werden. Die „kooperative Konfliktbewältigung" prägte und prägt die Verhandlungen der betrieblichen Tarifpartner.[1] Das VW-Werk Salzgitter ragt aus dieser spezifischen Mitbestimmungsgeschichte etwas heraus, da es Ende der achtziger Jahre zu einem offenen Konflikt innerhalb der Interessenvertretung um die politische Strategie kam. Teile des Vertrauenskörpers, des Betriebsrats und der Bevollmächtigte der IG-Metall-Verwaltungsstelle Salzgitter plädierten für ein Gegenmachtmodell der Interessenvertretung, das im Kontrast zur Politik der „kooperativen Konfliktbewältigung" von Betriebsratsführung und Gesamtbetriebsrat stand. Nach einem politischen „Solidaritätsstreik" 1987 für streikende VW-Arbeiter in Mexiko eskalierte der Konflikt, der schließlich mit der Absetzung des IG-Metall-Bevollmächtigten Bernd Henn 1990 endete.

Eckardt stellt diesen Konflikt ausführlich anhand der Erinnerungen der Beteiligten dar. Hier blitzt ein Moment der Irritation in der sonst häufig harmonisierten Gewerkschaftsgeschichte auf: die Forderung nach Aktion und Mobilisierung der Belegschaft gegenüber der etablierten Mitbestimmungsstrategie im VW-Konzern, die eher eine „Vertretungspolitik mit Drohgebärden" (Günther Koch) darstellt. Eckardt harmonisiert den Konflikt zwar als „Richtungskampf um die beste Vertretung der Belegschaftsinteressen" (S. 154) in guter IG-Metall-Tradition, legt aber zugleich interne Mechanismen der Konfliktregulierung innerhalb der IG Metall dar. Gelöst wurde der Konflikt durch die Intervention des damaligen Hannoveraner Bezirksleiters Jürgen Peters, der beide Gruppen zu einer einheitlichen IG-Metall-Liste brachte und so die Einheit der Organisation rettete. Einen endgültigen Abschluß fand der Konflikt jedoch erst 1994, als mit Andreas Blechner ein Angehöriger der Gegenmachtgruppe zum Betriebsratsvorsitzenden gewählt wurde. Es läßt sich auch am Salzgitteraner Beispiel beobachten, daß die größte integrative Kraft immer noch verantwortliche Funktionen sind.

Eckardt unternimmt auch den Versuch, mit der Geschichte der Interessenvertretung die Geschichte des VW-Werkes Salzgitter zu schreiben. Dadurch geraten ihr einige Gewichtungen durcheinander, und manche wertvolle Information versteckt sich zwischen einer Vielzahl von Geschichten. Hier macht sich unangenehm bemerkbar, daß eine leitende Fragestellung nicht erkennbar ist, sondern Geschichte im weitesten Sinne als Erzählung aller interessanten Aspekte innerhalb eines lokalen und zeitlichen Rahmens verstanden wird. Hier wäre eine Auswahl und Konzentration

auf präzise Fragestellungen hilfreich gewesen. Das Buch genügt geschichtswissenschaftlichen Ansprüchen sicher nicht, die wesentliche Lesergruppe wird regional begrenzt bleiben. Aber Eckardt breitet eine Vielzahl von Informationen zu lokaler und gewerkschaftlicher Geschichte aus. Für eine wünschenswerte kritische Geschichte der IG Metall und der Mitbestimmung findet sich hier anregendes Material.

1 *Vgl. Günther Koch, Arbeitnehmer steuern mit. Belegschaftsvertretung bei VW ab 1945 (Mitbestimmung in Theorie und Praxis), Köln 1987; Thomas Haipeter, Mitbestimmung bei VW. Neue Chancen für die betriebliche Interessenvertretung? Münster 2000; Werner Widuckel, Paradigmenentwicklung der Mitbestimmung bei Volkswagen, Wolfsburg 2004.*

Knud Andresen

Die Errichtung der Diktatur. Transformationsprozesse in der Sowjetischen Besatzungszone und in der frühen DDR. Hrsg. von Thomas Großbölting und Hans-Ulrich Thamer. – Münster: Aschendorff Verlag 2003. 268 S.

Der Titel irritiert etwas, denn im Fokus des Interesses stehen der gewerblich-industrielle Mittelstand, die ländliche Gesellschaft und die Sozial- und Statusgruppe der Flüchtlinge und Vertriebenen. Vorgestellt werden Transformationsprozesse auf der Mikro- und Mesoebene der Lokal- und Regionalgeschichte in der Phase der Etablierung der Diktatur. Der Schwerpunkt der Untersuchungen liegt auf den Auswirkungen der Boden- und Industriereform wie der Politik gegenüber den sogenannten Umsiedlern in der SBZ. Damit werden Politik- und Erfahrungsfelder analysiert, „in denen sich die Steuerungsversuche der staatlichen Führung mit Prozessen der gesellschaftlichen Selbstorganisation und Differenzierung kreuzten" (S. 3).

Der Sammelband ging aus einem Forschungsprojekt am Historischen Seminar der Universität Münster hervor, das von der VW-Stiftung im Rahmen des Schwerpunktes „Vergleichende Diktaturforschung des 20. Jahrhunderts" gefördert wurde. Sich demgemäß positionierend, wird er von dem Beitrag „Zwischen zwei Diktaturen. Kontinuitäten und Diskontinuitäten im Prozeß der Diktatur" eingeleitet. Hans-Ulrich Thamer widmet sich darin vor allem der langen Dauer von Mentalitäten und dem diachronen Vergleich der zwei deutschen Diktaturen. Die folgenden neun Beiträge – je drei zu den drei Schwerpunktthemen – sind doch wohl eher einem sozial- bzw. wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtlichem Ansatz verpflichtet.

Unter der ersten Überschrift „Bodenreform und ländliche Gesellschaft" brachte die Bodenreform in Mecklenburg-Vorpommern – nach Sabine Marquardt – eine umfassende Destabilisierung und Entdifferenzierung der ländlichen Gesellschaft mit sich und scheiterte in ihrem Anspruch der wirtschaftlichen Krisenbewältigung und der Klientelbildung. Jens Murken untersucht die Rolle der Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe als Transmissionsriemen der SED. In einem System von Hilfe, Beratung und Kontrolle war sie keine Interessenvertretung, sondern stand eindeutig auf der Herrschaftsseite. Daß für die Zeitgenossen zunächst nicht zu erkennen war, ob mit der Bodenreform ein soziales Reformprogramm durchgeführt wurde oder ein erster Schritt zur sozialistischen Gesellschaft getan wurde, entwickelt Jochen-Christoph Kaiser an der Haltung der evangelischen Landeskirchen 1945/46. Sie verweigerten sich der Auf- und Umverteilung des Bodens nicht prinzipiell, betonten aber die Bindung des Eigentums an die Rechtmäßigkeit des Besitzes.

Im zweiten Teil „Private Wirtschaft und gewerblich-industrieller Mittelstand" stellt Rüdiger Schmidt die Enteignung des gewerblichen Mittelstandes in Sachsen-Anhalt und Brandenburg zwischen 1945 und 1948 dar und arbeitet heraus, daß diese unter dem Gesichtspunkt der Entnazifizierung („Unternehmerbelastung") begonnene Politik schrittweise von dem Gesichtspunkt der politischen Ökonomie („Unternehmenswert") dominiert wurde. Thomas Großbölting betrachtet den Weg vom Unternehmer zum Angestellten im Staatsbetrieb, bezogen auf die Provinz bzw. das Land Sachsen-Anhalt: die Einschränkung der Handlungsspielräume der Privatindustriellen durch die Durchsetzung der Wirtschaftsplanung und den Übergang in halbstaatliche Betriebe sowie die effektive Ein- und Unterordnung des selbständigen Handels in den staatlichen Wirtschaftssektor. Armin Owzar weist nach, daß sich auch im Bereich des Mittelstandes und der Privatwirtschaft staatliche Lenkung nicht allein auf Repression gründete, sondern ebenso auf eine spezifische Beteiligung der Herrschaftsunterworfenen. Denn selbst auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges wurde die Existenz privater Unternehmen nicht grundsätzlich in Frage gestellt und die staatlichen

Komplementäre hatten nicht nur emotionale Bindungen an Heimat und Betrieb, sondern standen auch an der Spitze der Wohlstandsskala in der DDR.

Den dritten Schwerpunkt „Umsiedlung, Flucht und Vertreibung" leitet Michael Grottendiek ein. Er verfolgt insbesondere die Unterdrückung von Vertriebenenorganisationen. Die Praxis der SED gegenüber den sogenannten Umsiedlern kennzeichnet er als Politik der kontrollierten Partizipation: auf der einen Seite wurden Umsiedlerausschüsse gebildet und gefördert, auf der anderen Seite alle darüber hinausgehenden kulturellen oder landsmannschaftlichen Vereinigungen, sozialen Notgemeinschaften oder eigenständigen Interessenvertretungen verboten. Michael Schwartz ging dem Entschädigungsproblem von Vertriebenen-Sparguthaben in der Umsiedlerpolitik der SBZ/DDR nach. Verglichen mit der Bundesrepublik stand die DDR bei den realisierten Ausgleichsbemühungen nicht nur quantitativ hinter der Bundesrepublik zurück, sondern setzte auch qualitativ andere Akzente, denn die DDR bevorzugte nivellierende Eingliederungshilfen. In ihrer Mikrostudie zum Dorf Zinna, das 1951 symbolträchtig in Neuheim umbenannt wurde, bringt Heike van Hoorn auch Zeitzeugen zum Sprechen. Sie berichten von den Problemen der Integration einer 280köpfigen Gruppe von Antifa-Umsiedlern aus Böhmen, die es ins brandenburgische Zinna verschlug. So gut die Integration auch nach innen funktionierte, so hoch waren die Barrieren nach außen. Erst die Gründung einer Umsiedlergenossenschaft, in der sich die Fachkräfte der ehemaligen Gablonzer Glasindustrie zusammentaten, und der daraus entstandene erfolgreiche VEB Gablona brachte positive Integrationsergebnisse über das Dorf hinaus.

Je konkreter und spezifischer die Darlegungen sind, um so mehr ziehen sie den Leser in ihren Bann. Mit der Perspektive auf den regionalen und lokalen Bereich hat der Sammelband neue Betrachtungsfelder erschlossen.

Gerd Dietrich

Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Hrsg. von Silke SATJUKOW und Rainer GRIES. – Berlin: Ch. Links Verlag 2002. 312 S.

Bekanntlich sind realsozialistische Gesellschaften auch daran zugrunde gegangen, daß nun einmal aus dem „alten Adam" kein „neuer Mensch" zu zaubern war. Weder eine konsequente Umwälzung der Besitz- und Produktionsverhältnisse konnte diesen schaffen noch der Einsatz aller verfügbaren ideologischen und massenmedialen Mittel. Dem standen schon die diktatorischen und autoritären Herrschaftsmethoden wie das Festhalten der Menschen am traditionellen, klassischen Heldennarrativ entgegen. Gleichwohl kann hier eine Kulturgeschichte sozialistischer Propagandafiguren aufgemacht werden, die die vielgestaltigen Bemühungen nachzeichnet, heute schon seltsam unwirklich erscheint und zugleich die menschlichen, tragischen und komischen Seiten der Vorzeigehelden offenbart. Die Beiträge sind in vergleichender Perspektive angelegt und gingen aus einer internationalen Tagung hervor, die im September 2001 in Kraków stattfand. Einleitend stellen Satjukow und Gries das Grundmuster der Konstruktion des „sozialistischen Helden" vor, benennen die Sphären der Botschaften und der Bedeutungen, entwickeln Bausteine, Typen, Konjunkturen und Zeithorizonte sowie die Sozialpsychologie und kulturelle Leistung des Heldenmusters. Damit ist ein Analysemodell vorgegeben, das in den weiteren Beiträgen aufgegriffen wird. Die klare Unterscheidung und dreifache Befragung der Symbolfiguren hinsichtlich Botschaftsanalyse, Leistungsanalyse und Heldenvergleich gewährleistet eine durchgängige methodische und theoretische Kohärenz des Sammelbandes. Als Heldentypen sind vor allem Helden des Krieges und des antifaschistischen Widerstands, Helden der Arbeit und des Aufbaus sowie Helden der Moderne (des Kosmos) im Blick.

Die einzelnen Heldengeschichten werden in separaten Länderblöcken vorgestellt, denen wiederum eine Einführung in den historischen Kontext des jeweiligen Staates vorangestellt ist. „Helden des Sozialismus in der Sowjetunion" leitet Rosalinde Sartori ein; Daniela Rathe zeigt Soja Kosmodemjanskaja als „sowjetische Jeanne d'Arc"; Thomas M. Bohn den Maurer Denis Bulachow und Gerhard Kowalski den „Roten Kolumbus" Juri Gagarin. In die „Heldenbühne der DDR" führt Rainer Gries ein; Annette Leo beschäftigt sich mit Ernst Thälmann; Silke Satjukow mit Adolf Hennecke; Norbert Roßbach mit „Täve", dem Radsportler Gustav-Adolf Schur; Monika Gibas mit der „Venus vom Sternenstädtchen", Walentina Tereschkowa, und Ronald Hirte mit Sigmund Jähns Flug ins All. Das „Heldenpantheon der Volksrepublik Polen" entwickelt Marcin Zaremba; Thorsten Schmidt stellt den

polnischen Arbeitshelden im Spiegel der Kunst und Jerzy Kochanowski den Mythos um den General „Walter", d.i. Karol Swierszewski, dar. In die „Traditionen der Helden des Sozialismus in Ungarn" leitet Arpad von Klimo ein; Boldizsar Vörös analysiert die Helden der Revolution von 1918/19; Sandor Horvath den ungarischen Stachanow, Imre Muszka, und Klimo die Erfindung des Rittmeisters Alexej Gussew. In eine „Heldentypologie der Tschechoslowakei" führen Christiane Brenner und Peter Heumos ein; Stefan Zwicker widmet sich dem antifaschistischen Märtyrer Julius Fučik und Christiane Brenner dem Studenten Jan Palach, der freilich keine Schöpfung offiziellen Heldentums war und dessen Tod für einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz einen Heldenkult „von unten" hervorbrachte.

Deutlich werden die spezifisch nationalen Unterschiede der Heldenpropagierung und -verehrung. Die Auszeichnung „Held der Arbeit" gab es in der UdSSR schon ab 1927, erst 1934 kam „Held der Sowjetunion" hinzu. Diese „Helden" gaben zunächst die Vorbilder für die „Bruderländer" ab. In Polen lag dagegen der Schwerpunkt der Heldenverehrung zunächst stärker auf der eigenen Landesgeschichte, in der Kontinuität des Befreiungskampfes, erst später traten kommunistische Helden nach sowjetischen Beispiel hinzu. In Ungarn wiederum wurden zuerst nationale durch internationale Helden ersetzt, dann rückten volkstümliche und nationalistische Komponenten in die Betrachtung ein, bevor die Übernahme sozialistischer Arbeitshelden stattfand. In der Tschechoslowakei hingegen bestimmten anfangs antifaschistische Helden das Bild, denen dann Aufbauhelden nach sowjetischem Vorbild folgten.

Für die ostdeutschen Helden, die größte hier dargestellte Heldengruppe, wird zwar als wichtige Besonderheit die deutsch-deutsche Systemkonkurrenz einleitend thematisiert, aber in den einzelnen Heldengeschichten spielt sie eine untergeordnete Rolle. Während in den anderen vorgestellten Ländern auf die nationalen Helden sozialistische folgten, war es in der DDR doch wohl umgekehrt. Als die sozialistischen Propagandafiguren ihre Wirkung eingebüßt hatten, wurden gezielt nationale Vorbilder eingesetzt. Eine kulturgeschichtliche Analyse dieser Vorgänge steht noch aus und kann der Sammelband nicht leisten. Wie sich überhaupt die Beiträge über die Helden der DDR, mit Ausnahme von Annette Leos Beitrag, mehr einer Nacherzählung der staatssozialistischen Heldennarrative hingeben denn einer kritischen Analyse ihrer Mobilisierungsfunktionen.

Zweifelsohne befriedigt „der Gebrauch des klassischen Musters vom großen Einzelhelden bis heute psychosoziale Bedürfnisse moderner Gesellschaften", seien sie nun demokratisch oder diktatorisch verfaßt. „Auch der sozialistische Held wird vertrauensbildend, sicherheitsspendend und [...] komplexitätsreduzierend wahrgenommen" (S. 32), schreiben die Herausgeber. Der Werdegang solcher Helden folgte stets einem bestimmten Grundmuster: Der Herkunft nach stammten sie in der Regel aus der Arbeiterklasse. Besondere Begabung und Leistungswillen zeichneten sie schon in der Jugend aus. Sie reiften in der Folgezeit unter der Führung der Partei heran, bis eine Herausforderung auftrat, die sie bravourös meisterten. Fortan unterlag ihr Leben ideologischen und medialen Inszenierungsmechanismen. Innere Konflikte oder gar dramatische Schicksale durften nicht an die Öffentlichkeit dringen. „Zugedacht war ihnen ausschließlich eine Rolle, die durch Bescheidenheit und Volksnähe, Engagement und Tatkraft geprägt war, denn durch sie sollte der sozialistische Fortschritt ein menschliches Antlitz erhalten" (Klappentext). Inwieweit nun diese Helden- und Propagandafiguren von der Bevölkerung abgelehnt oder angenommen wurden, ist sehr differenziert zu betrachten und kann von den Autoren nur in Ansätzen geklärt werden. Keine Frage, daß der politische Führerheld bzw. der Kriegsheld den einfachen Leuten ferner stand als eine kulturelle Heldenfigur, sei sie nun Arbeitsheld, Kosmosheld oder Sportheld. Aber auch bei letzteren gab es beträchtliche Unterschiede, wenn man die Distanz zum „Normbrecher" Hennecke der Identifikation mit dem Weltmeister „Täve" gegenüberstellt. Daß manche der Helden bis heute in Dienst gestellt und auch von ihrem Publikum in Anspruch genommen werden können, „ist nicht so sehr den spezifisch ‚sozialistischen' Erzählelementen ihrer Heldennaura zu verdanken als vielmehr den Elementen und dem Handlungsstrang, die auch den traditionellen Helden ausmachen. Das klassische Heldennarrativ ist es, welches in den sozialistischen Helden überlebt hat" (S. 33). In einigen Fällen „spalteten die Menschen ihre Helden vom ‚Realen' ab und ließen sie an einem Ort Nirgendwo – um der eigenen Sehnsucht willen – am Leben, im kommunikativen und auch im kulturellen Gedächtnis" (S. 34).

Bleibt am Schluß zu würdigen, daß der aufwendige, in der Geschichtswissenschaft bisher unterrepräsentierte Vergleich staatssozialistischer Gesellschaften gewagt und ein erster Versuch einer

Kulturgeschichte sozialistischer Helden vorgelegt wurde. Eine ähnliche Untersuchung sozialistischer Feindbilder ist von den Herausgebern angekündigt. Ob die hier angewandten Analysemodelle ausreichen, müssen weitere Forschungen erweisen. Der Widerspruch jedenfalls zwischen materialistischer Theorie und sozialistischer Ideologie ist evident. Schon 1938 hat Bertolt Brecht seinen Galilei sagen lassen: „Unglücklich das Land, das Helden nötig hat."

Gerd Dietrich

ARCHER, Julian P.W.: **The First International in France 1864–1872. Its Origins, Theories, and Impact.** – Lanham, New York und Oxford: University Press of America 1997. XXII, 347 S.

Hatte der französische Außenminister Jules Favre in einem Rundschreiben vom Juni 1871 die Tätigkeit der Ersten Internationale noch als „une œuvre de destruction systématique"[1] bezeichnet, so bestätigen die in dem Buch des US-amerikanischen Historikers Julian P.W. Archer präsentierten Fakten aufs neue, daß die Internationale ihrem Ruf als Verschwörerpartei oder Revolutionsschmiede niemals gerecht geworden ist: Außer im Zusammenhang mit einer Demonstration zweier Sektionen des XVII. Arrondissements in Paris am 22. Januar 1871 ("the only time a branch of the International in Paris, in France, or indeed anywhere in Europe had ever associated itself with revolutionary action", S. 251) ist die Internationale als Organisation niemals an einer Aufstandsbewegung beteiligt gewesen. Sie funktionierte ohnehin nicht als straff organisierter Kommandostab, sondern eher als föderales Netzwerk und Ideenforum der Radikalen. Der Vielfalt des bunten Geflechts des Sozialismus in der Internationale entsprach ein innerorganisatorischer Pluralismus, in dem die verschiedenen Strömungen bis 1870 in fruchtbarem Mit- und Nebeneinander operieren konnten. Die 1871 einsetzenden Versuche von Marx, seine Theorie der Eroberung der politischen Macht für alle Mitglieder der Internationale verbindlich zu machen, setzte die lose geknüpfte Organisation von innen massiv unter Druck, woran sie schließlich zerbrochen ist. Warum auf S. 104 des Buches dieser Sachverhalt paradoxerweise Marx' Gegenspieler Bakunin angelastet wird, der doch gerade die föderale Struktur der Internationale verteidigt hatte, bleibt allerdings ein Geheimnis von Archer.[2]

Auch die verschiedenen Regionen profitierten vom Pluralismus der Gesamtorganisation, wie in dem Buch deutlich wird; wenn auch ein Schwerpunkt dieser ersten Gesamtdarstellung der Internationale in Frankreich auf den Geschehnissen in Paris liegt, so vernachlässigt Archer darüber nicht die lebendige Schilderung der Ereignisse in den anderen Zentren der französischen Internationale wie Rouen, Marseille, Besançon, Le Creusot und Lyon.

Der Autor beginnt seine Untersuchung mit der Beschreibung der Vorgeschichte der Organisation, deren Gründung und Verbreitung sowie der ersten größeren Streiks und Demonstrationen, die zu Verfolgungen und einem ersten Kollaps der Internationale in Frankreich im Jahre 1868 führten. Dieser ersten Entwicklungsphase („The Proudhonist Period", wegen des vorwiegenden Einflusses der mutualistischen Ideen Proudhons) stellt Archer eine zweite Phase gegenüber: Diese setzte 1869 mit dem Wiedererstarken der Internationale und ihrer kämpferischen Neuausrichtung ein, die von Organisationsarbeit, Streiks und republikanischer Agitation geprägt war. Begünstigt durch eine kurze Periode innenpolitischer Entspannung (Liberalisierung des Versammlungsrechts, Wahlsieg der Opposition, politische Amnestie) nahmen die französischen Sektionen der Ersten Internationale einen starken Aufschwung, der jedoch bereits 1870 zuerst durch Repression, dann durch den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wieder zunichte gemacht wurde, in dessen Folge die Internationale ihre Tätigkeit in Frankreich faktisch einstellte. Obwohl die französischen Delegierten auf dem Basler Kongreß der Internationale (September 1869) noch selbstbewußt vorgeschlagen hatten, den nächsten allgemeinen Kongreß im republikanischen Paris abzuhalten,[3] traf sie der pünktlich (fast genau ein Jahr später) erfolgte Sturz Napoleons III. unvorbereitet – ebenso wie die Proklamation der Pariser Commune im Folgejahr (März 1871). Trotzdem wurde die Internationale nach der blutigen Niederschlagung der Commune für die Geschehnisse verantwortlich gemacht, die Mitgliedschaft in ihr unter Strafe gestellt und durch Polizei und Gerichte verfolgt. 1873/1874 war bereits alles ausgelöscht, was von der Internationale in Frankreich noch übriggeblieben war.

1 *Journal officiel de la République française, Versailles, Nr. 159, 8. Juni 1871.*

2 *Später korrigiert Archer selbst diesen Fehler, indem er festhält: "Because Bakunin held to a*

federalist structure for the International, he represented the organizational arrangement that was an article of faith for the overwhelming majority of European labor" (S. 299). Marx' Positionen dagegen "would alienate most of the 'real workers movement' he had courted for so many years through the International" (S. 296).

3 *Report of the Fourth Annual Congress of the International Working Men's Association, held at Basle in Switzerland. From the 6th to the 11th September, 1869. Published by the General Council, London o. J. [1869], S. 36.*

Wolfgang Eckhardt

WEITZ, Margaret Collins: **Frauen in der Résistance.** Aus dem Englischen von Gabriele Haefs. – Münster: Unrast Verlag 2002. 427 S.

Noch 1995 stellte Jean-Marie Guillon fest, daß Frauen, neben anderen Gruppen oder Minderheiten, die sich in der französischen Résistance engagierten, zu den „oubliés", zu den Vergessenen der Geschichte, gehören.[1] In der Tat gab es bis vor einigen Jahren kaum historische Abhandlungen zu dem Thema „Frauen in der Résistance". Die Lücken diesbezüglich beginnen sich erst allmählich zu schließen.

In einem ehrgeizigen Projekt führte Margaret Collins Weitz in den achtziger Jahren die Befragung von annähernd 80 Zeitzeuginnen durch und nahm sich somit dieses Themas an. Das Ergebnis ihrer langjährigen Forschungsarbeit präsentierte sie 1995 in dem Buch „Sisters in Resistance. How Women Fought to Free France 1940–1945". Zwei Jahre später erschien das Buch bereits in Frankreich („Les Combattantes de l'ombre"). Seit 2002 ist es nun auch in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Frauen in der Résistance" erhältlich.

Das Werk von Margaret Collins Weitz läßt sich in zwei größere Abschnitte einteilen. Während sie in einem ersten und allgemeinen Teil in den politisch-gesellschaftlichen Kontext Frankreichs unter der deutschen Besatzungsherrschaft einführt, rückt sie in einem zweiten Teil, untergliedert nach mehreren thematischen Schwerpunkten und unter Berücksichtigung zahlreicher Einzelschicksale, verschiedene Aspekte des Engagements von Frauen in der französischen Résistance in den Vordergrund.

In allgemeinen Zügen skizziert Margaret Collins Weitz zunächst das Vichy-Regime, das unter Marschall Pétain weitestgehend in die Kollaboration mit der deutschen Okkupationsmacht einwilligte. Daneben werden Entstehung, Entwicklung und Aktivitäten des französischen Widerstandes in- und außerhalb Frankreichs beschrieben. Margaret Collins Weitz hebt dabei hervor, daß Frauen unter der damaligen Situation besonders zu leiden hatten. Da eine große Anzahl an Ehemännern entweder gefallen oder in deutscher Kriegsgefangenschaft war, mußten Frauen sich oft allein den Alltagsproblemen stellen. Zudem sahen sie sich einer, wenn auch ambivalenten, so durchaus paternalistischen und frauenfeindlichen Politik Vichys ausgesetzt.

Gleichwohl macht Margaret Collins Weitz darauf aufmerksam, daß Frauen auch innerhalb der Résistance mit Diskriminierung und Vorurteilen rechnen mußten. Aber selbst wenn Frauen in den verschiedenen Milieus und Kreisen der Résistance oftmals mit der Überzeugung „Krieg ist Männersache" (Kap. 7) konfrontiert wurden, gelang es einigen von ihnen dennoch, in typische Männerdomänen einzubrechen und sich nach und nach Anerkennung zu verschaffen.

Die überwiegende Mehrheit der im Widerstand aktiven Französinnen war jedoch in den damals eher typischen Frauenbereichen tätig. Sie kümmerten sich als Sozialarbeiterinnen und Krankenschwestern um Verwundete, jüdische Kinder und Familien oder versorgten Gefangene mit Lebensmitteln und Informationen. Allerdings macht Margaret Collins Weitz deutlich, daß, selbst wenn es sich dabei hauptsächlich um nichtmilitärische „Hilfsarbeiten" (Kap. 8) handelte, der Einsatz von Frauen doch unentbehrlich war für das Gelingen und Funktionieren der Résistance. So waren es in vielen Fällen gerade Frauen, die Verfolgten, untergetauchten Widerstandskämpfern, alliierten Fliegern oder Fallschirmspringern „Kost und Logis" (Kap. 10) gewährten. Außerdem boten sie sich geradezu an, gewisse Aufgaben zu übernehmen. Da man eine Frau nicht sogleich als Partisanin verdächtigte, wurden sie des öfteren damit beauftragt, Waffen an Kontrollposten vorbeizuschmuggeln, Verbindungsdienstaufgaben zu übernehmen sowie illegale Zeitungen und Flugblätter zu transportieren. Um dabei möglichst unauffällig zu wirken und jeglichen Verdacht von sich abzuwenden, legten viele beispielsweise großen Wert auf ihre äußere Erscheinung.

Aber diese Art der „Rollenwahl" (Kap. 11) ging noch darüber hinaus. Das Leben in der Illegalität brachte oftmals die Aneignung einer neuen Identität mit sich, beispielsweise sein Aussehen

mehrmals zu ändern sowie eine neue Biographie einzustudieren. Denn die Widerstandsarbeit war gerade für Frauen gefährlich, wie Margaret Collins Weitz betont. Da sie durch ihre Transport- und Verbindungsdienste mit Vertretern der Ordnungs- oder Besatzungsmacht in Kontakt kamen und kontrolliert wurden, mußten gerade sie immer mit einer Verhaftung rechnen und bestens dagegen gewappnet sein. In einem solchen Falle galt es, schließlich selbst unter Androhung und Anwendung der Folter zu schweigen, zu lügen oder mit List und Geschicklichkeit der Verhaftung zu entkommen, um andere Résistancegefährten nicht in Gefahr zu bringen.

Abgesehen von der Gefahr, war ein Engagement im Widerstand oftmals aber auch mit weitreichenden persönlichen Konsequenzen verbunden. Während für die einen die Résistance mehr oder weniger zu einer selbstverständlichen und überzeugten „Familienangelegenheit" (Kap. 5) wurde, bedeutete ein derartiges Engagement für andere gerade einen Bruch mit der eigenen Familie; sei es aus persönlichen Gründen und in bewußter Auflehnung gegen die Eltern, oder aber aus rein sicherheitstechnischen Gründen.

Es ist daher kaum verwunderlich, daß viele Frauen sich somit „jung und allein" (Kap. 6) in ihrer Tätigkeit wiederfanden. Für manche wurde die Résistance zu einer Art Ersatzfamilie. Andere wiederum verliebten sich in Kampfgefährten, die das gleiche Schicksal, das gleiche Ziel und die gleichen Sorgen teilten. Margaret Collins Weitz bezeichnet derartige Liebesbeziehungen als „gefährliche Verbindungen" (Kap. 9). Diese waren von den meisten Résistanceorganisationen eher ungern gesehen, da sie nicht den Regeln der Illegalität entsprachen. Da sie sich aber keineswegs vermeiden ließen, wurden sie geduldet.

Trotz aller Sicherheitsvorkehrungen kam es zu zahlreichen Verhaftungen von Résistancemitgliedern, die für viele Französinnen oftmals in der Deportation, in den meisten Fällen in Ravensbrück endete. Mitverantwortlich dafür waren unter anderen Denunziationen aus der Bevölkerung. Margaret Collins Weitz weist darauf hin, daß es innerhalb der französischen Gesellschaft neben Ablehnung und Widerstand durchaus auch Zustimmung zum Vichy-Regime und dessen Politik gab. Sie widmet deshalb dem Aspekt der „Kollaboration" (Kap. 12) besondere Aufmerksamkeit und legt auch hier den Fokus auf Frauen.

Sie schließt ihre Darstellung mit dem Kapitel „Frauen und das Erbe der Résistance" (Kap. 13) und zieht eine eher nüchterne Bilanz, was die Rolle der Frauen in der Résistance und deren Bedeutung für die französische Nachkriegsgesellschaft angeht. Zwar, so betont sie, genossen gerade junge Frauen für die damalige Zeit ungewöhnliche Freiheiten; mit ihrer bewußten Entscheidung, für die Résistance tätig zu werden, machten sie zudem außergewöhnliche Erfahrungen, die ihre Persönlichkeiten mitunter stark prägten und beeinflußten. Dennoch ging dieses Engagement der Frauen nicht sogleich mit einem Bewußtseinswandel in der französischen Gesellschaft einher. Abgesehen von der Einführung des Frauenwahlrechts änderte sich die Stellung der Frau in der französischen Gesellschaft nur sehr bedingt und allmählich.

Obwohl Erlebnisse in der Résistance von der einen oder anderen zum Lebenshöhepunkt hochstilisiert wurde, mischte sich bei vielen Frauen Bitterkeit und Enttäuschung in die Erinnerung. Gerade die aus der Deportation zurückgekehrten Frauen hatten Schwierigkeiten mit der Reintegration in die Gesellschaft und kritisierten das oftmals mangelnde Verständnis für ihre besondere Situation. Neben dem Wunsch nach Vergessen bestimmte die Rückkehr zur Normalität das Leben ehemaliger Résistanceteilnehmerinnen.

Durch das Anführen derartiger Beispiele macht Margaret Collins Weitz nochmals deutlich, warum Frauen, neben der Tatsache des Herunterspielens der eigenen Rolle und Bedeutung im Widerstand, sich in den seltensten Fällen über ihre Erlebnisse äußerten und somit bis dato keine entsprechende Würdigung sowie kaum Berücksichtigung in der Geschichtsschreibung fanden. Indem sie ihrer Untersuchung außerdem einen relativ weiten Résistancebegriff zugrundelegt, bezieht sie damit die Aktivitäten und Leistungen solcher Frauen in ihre Analyse und Präsentation mit ein, die sich oft selbst gar nicht als Veteraninnen des französischen Freiheitskampfes betrachteten.

Margaret Collins Weitz fügt ihrer Untersuchung eine der Thematik adäquate Chronologie sowie einen nützlichen Anhang ausgewählter Kurzbiographien bei. Bedauerlicherweise hat der in der englischen Originalausgabe vorhandene detaillierte Sach- und Namensindex keine Berücksichtigung in der deutschen Ausgabe gefunden. Darüber hinaus ist an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß sich in die deutsche Ausgabe einige Fehler eingeschlichen haben: so ist der Beiname „parti des fusillés", den sich die Kommunistische Partei Frankreichs 1944 im Zuge der Libération gegeben hat, fälschlicherweise mit die „‚Partei derer, die geschossen haben' (in der Résistance)"

(S. 135) übersetzt worden (Collins Weitz verwendet in der englischen Version die Übersetzung „the party of those shot [in the Resistance]"). Richtig müßte es demnach „Die Partei der Füsilierten" heißen. Es ist aber vor allem die z. T. fehlerhafte und unterschiedliche Schreibweise von Personennamen, die an manchen Stellen durchaus zu Irritationen führen kann.

Als Margaret Collins Weitz sich in den achtziger Jahren des Themas „Frauen in der Résistance" annahm, war eines ihrer Hauptanliegen das Festhalten der Erinnerung von ehemals im Widerstand aktiven Französinnen. Ihr „Buch basiert [somit] vor allem auf einer Auswahl von Gesprächen", die sie mit den Zeitzeuginnen geführt hat. Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, daß die Autorin nicht näher auf die Erhebung und die Durchführung der Befragung eingeht. Neben einer allgemeinen Schilderung der Problematik des Umgangs mit mündlichen Berichten erfährt der Leser lediglich von den Schwierigkeiten, die Weitz damit hatte, Informationen über Themen wie Sexualität oder sexuelle Belästigung einzuholen. Andere Schwerpunkte der Interviews (z. B. Motivation, Art und Weise des Widerstandes, Beziehungen innerhalb der Résistance, Diskriminierung, persönliche Bilanz des Erlebten) erschließen sich einem jedoch erst im Laufe der Lektüre der Berichte selbst.

Durch die ausführliche Berichterstattung zahlreicher Einzelschicksale, bietet die Darstellung insgesamt einen sehr detaillierten Einblick sowohl in die unterschiedlichen Aktivitäten als auch in den Alltag und in die Gefühlswelt einiger Résistanceaktivistinnen. Es ist das Verdienst von Margaret Collins Weitz, zahlreiche Französinnen aus ihrem Schattendasein geführt zu haben, das diese während, oftmals aber auch nach ihrem Engagement in der Résistance führten.

1 *Mémoire et Histoire. La Résistance. Hrsg. von Jean-Marie Guillon und Pierre Laborie, Toulouse 1995, S. 28*

Franz Kuhn

KURZ, Jan: **Die Universität auf der Piazza. Entstehung und Zerfall der Studentenbewegung in Italien 1966–1968** (= Italien in der Moderne, Bd. 9). – Köln: SH-Verlag 2001. 349 S.

Nicht nur bundesrepublikanische Beobachter denken, bei Erwähnung der Chiffre „1968" zuallererst an Frankreich und dann vor allem an den studentischen Mai. Daß sich zur gleichen Zeit auch etwas in Italien tat, wird oft nur am Rande registriert. Und wer sich denn nun wirklich für „italienische Verhältnisse" interessiert, ist meist – aus guten wie aus schlechten Gründen – auf den „heißen Herbst" 1969 und die damit zusammenhängenden Arbeiterrevolten fixiert. Daß der heiße Herbst und seine Folgewirkungen ohne die vorherige Aufbereitung des politischen Klimas durch die italienische Studentenbewegung 1966 bis 1968 sicherlich ganz anders verlaufen wäre, wenn es überhaupt zu dieser im europäischen Rahmen singulären Radikalisierung breitester sozialer Schichten gekommen wäre, wird oft schlichtweg ignoriert.

Es ist das große Verdienst von Jan Kurz, die Eigenständigkeit, die einzelnen Phasen, sowie die allgemeinen und spezifischen Charakteristika dieser italienischen Studentenbewegung überzeugend dargestellt und analysiert zu haben. „Die Universität auf der Piazza" stellt die unbestritten beste Studie des italienischen *movimento studentesco*, egal in welcher Sprache, dar. Basierend auf einer kenntnisreichen und quasi enzyklopädischen Aufarbeitung der relevanten italienischsprachigen Sekundärliteratur sowie den zahllosen Zeitschriften des sich mit dem *movimento studentesco* (und seinen Vorläufern) befassenden linksradikalen Milieus der italienischen alten und der neuen Linken, rekonstruiert der Autor die verschiedenen, mehr oder weniger stark voneinander abgegrenzten Phasen der italienischen Studentenbewegung. Seine Mischung aus Erzählung und Analyse vermittelt einen exzellenten Einstieg in dieses Thema, das von zukünftigen Studien nur durch eine intensivere und flächendeckendere Aufarbeitung der relevanten Archivmaterialien, die bei Kurz eigentlich nur punktuell in Anspruch genommen werden, vertieft werden könnte.

Der erste Teil der Arbeit besteht aus einer ebenso überzeugenden Darstellung und Analyse der intellektuellen Wegbereiter der italienischen neuen Linken, als deren Teil sich das Gros der italienischen studentischen Aktivisten verstand. Jan Kurz vermittelt die Stärken und Akzentsetzungen der wichtigsten Zeitschriften der italienischen neuen Linken, die, angefangen mit den seit 1961 erscheinenden „Quaderni Rossi", zwar bis in die zweite Hälfte der sechziger Jahre nur relativ geringe Verbreitung fanden, die aber bis weit in die siebziger Jahre hinein eine Art Schlüsselfunktion für die Entwicklung innovativer Strategien jenseits der alten Linken ausübten.

Der eigentliche Beginn des italienischen *movimento studentesco* mag im nachhinein auf den 27. April 1966 datiert werden, den Tag, an dem der Architekturstudent Paolo Rossi an den Folgen eines neofaschistischen Übergriffs auf dem Campus der Universität Rom starb. Die sofort nachfolgende Protestwelle, in deren Rahmen es zu studentischen Streiks in einer Reihe von Universitäten kam, führte in Rom selbst zu mehreren Fakultätsbesetzungen. „Die größte Protestmobilisierung der Universitäten seit der Nachkriegszeit brach [allerdings] so schnell in sich zusammen, wie sie entstanden war" (S. 102).

Im norditalienischen Trient kam es jedoch „zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Studenten und der Polizei". Jan Kurz fährt fort: „Das war kein Zufall: Der Tod in Rom reihte sich hier in eine kontingente Kette von Ereignissen ein, die den Studenten am hiesigen Institut für Soziologie eine prägende Rolle im Formierungsprozeß der Studentenbewegung von 1968 zuwies" (S. 103). Maßgeblich beeinflußt von den gerade in Trient fast uneingeschränkt positiv rezipierten Schriften der amerikanischen Theoretiker der neuen Linken, C. Wright Mills und Herbert Marcuse, kam es hier bereits im Januar 1966 zu der Besetzung des Sozialwissenschaftlichen Instituts sowie zur Entdeckung einer Institution, die sich anschließend nicht nur in Italien und nicht nur im studentischen Bereich wie ein Lauffeuer verbreitete: der studentischen Vollversammlung als höchster Instanz studentischen Willens und studentischer Macht.

Kam es zwar auch in Trient zur Abfassung einer theoretischen Verallgemeinerung der studentischen Erfahrungen vor Ort – das „Manifest für eine Negative Universität" wurde im Juni 1967 erstmals veröffentlicht –, so war es das Verdienst von Studenten an der Universität Pisa, im Februar 1967 mit den „Tesi della Sapienza" erstmals einen Text erstellt zu haben, der den studentischen Protest so zu vermitteln vermochte, daß er zum Mittelpunkt hitziger Debatten in ganz Italien wurde.

Sowohl die Verfasser des Trienter Manifests wie der „Tesi della Sapienza" verbanden die jeweilige Diskussion studentischer Probleme mit der intensiven Auseinandersetzung mit gesamtgesellschaftlichen Mißständen. Aber nur die „Tesi" verstanden die neue Rolle der Studenten als Teil des schon seit einigen Jahren von Autoren um „Quaderni Rossi" vertretenen aktiven Klassenkampfes, der weit über das Verständnis dieser Chiffre – „Klassenkampf" – im Sinne der alten Linken hinausging und in Richtung (Arbeiter-) Selbstverwaltung und Selbstbefreiung angelegt war. Was für die 1967 noch keinesfalls real existierende „neue" Arbeiterbewegung gelten sollte, wurde im universitären Rahmen als das Gebot studentischer Selbstverwaltung rezipiert und verwirklicht. Diese Forderung nach studentischer Autonomie wiederum überschnitt sich mit den Wünschen und konkreten Handlungen der Trienter Soziologiestudenten.

Eine erneute Mobilierungswelle im Herbst 1967 führte zur Vereinheitlichung der innovativen Aktionsstrategien der Studenten aus Trient in ganz Italien: allem voran der „aktive Streik" sowie das Konzept der autonomen Vollversammlungen. Aber erst im Rahmen der Besetzung des Palazzo Campana auf dem Campus der Universität Turin kristallisierte sich eine neue und umfassenden Ideologie heraus, die wie maßgerecht auf die italienische Studentenschaft dieser Monate zugepaßt war. Mit der „Carta Rivendicativa" erstellten Turiner Studenten einen Leitfaden und Zielvorstellungen für die rasch anschwellende Studentenbewegung, die Elemente der Trienter Forderungen nach radikaler studentischer Intervention mit den Gedanken von *Il Potere Operaio* aus Pisa miteinander verschmolz. Der symbolische Ausdruck dieser kreativen Verbindung der zwei wichtigsten Novitäten italienischer studentischer Aktivisten dieser Zeit war die mediengerechte und öffentlichkeitswirksame Forderung nach studentischer Autonomie: *Potere studentesco*.

Die Besetzung der Fakultät für Literatur in Pisa im Januar 1968 „leitete Sanktionsmaßnahmen ein, in deren Folge erstmalig die Studenten mehrerer Städte – Pisa, Florenz und Siena – damit begannnen, ihre Proteste aufeinander abzustimmen" (S. 193). Repressalien gegen eine Solidaritätsveranstaltung an der Universität Florenz führten wiederum zu einer noch breiteren Welle von studentischem Aktivismus, diesmal als Hilfeleistung für Florenz verstanden. Diese Sturmflut studentischer Mobilisierungen im Januar und Februar 1968 wirbelten *Potere studentesco* als unbestritten führende ideologische und organisatorische Kraft ins nationale Rampenlicht. „Überall begannen die Studenten damit, ihre lokal begrenzten Ziele zurückzustellen zugunsten einer ihre Proteste verbindenden Zielsetzung, die von den Vertretern von *Potere studentesco* formuliert worden war" (S. 212). „Die Forderung nach Autonomie der Studentenschaft von den alten Organisationen, die Forderung nach einem gemeinsamen Kampf gegen den akademischen Autoritarismus

sowie das Streben nach einer studentischen Autogestione in den Universitäten, die ihren Ausdruck in den Versammlungen, Kommissionen und direkten Aktionen fand, vernetzten die Studenten an den verschiedenen Universitäten. Eine soziale Bewegung, wie sie das Land noch nicht gekannt hatte, entstand und mobilisierte die Studentenschaft an jeder Universität und darüber hinaus" (S. 212). Damit einhergehend setzte Anfang Februar auch ein „Wahrnehmungswandel in der politischen Öffentlichkeit" ein, die nun folgerichtig „den studentischen Protest als *eine* [nationale] Bewegung zu definieren" begann (S. 201).

Der Februar sah den organisatorischen Höhepunkt des *movimento studentesco:* „Zehntausende von Studenten befanden sich im Ausstand, Hunderttausende von Studenten sahen keine Möglichkeit, ihre Studien normal weiterzuführen. Die Universitäten waren blockiert, belagert oder besetzt; die Professoren standen vor verschlossenen oder leeren Räumen; Examen wurden verschoben oder fielen völlig aus; der Kontakt zwischen Studentenschaft und Lehrkörper bestand faktisch nicht mehr" (S. 213). Der absolute Gipfel, jedoch gleichzeitig auch der Anfang vom Ende des *movimento studentesco* war die legendäre Schlacht in der Valle Giulia vor der Fakultät für Architektur an der Universität Rom am 1. März 1968, wo zum ersten Mal polizeiliche Gewalt auf studentische Gegengewalt traf.

War die Selbstbeschränkung von *Potere studentesco* auf den universitären Bereich ausschlaggebend für den Siegeszug dieser Ideologie und Strategie in den Wintermonaten Anfang 1968, so war ihr fast ebenso rascher Ausklang bereits vorprogrammiert. Denn aufgrund der enormen Radikalisierung fand sich das studentische Milieu binnen kurzem quasi dazu gezwungen, seinen Protest in den außeruniversitären Bereich zu verlagern. Mehr als den gesamten italienischen Hochschulbereich lahmzulegen war den studentischen Aktivisten selbst beim besten Willen nicht möglich. Weitergehende Veränderungen konnten nur durch die Übertragung des kreativen Funkens des *movimento studentesco* ins nichtuniversitäre Milieu konzipiert werden, was natürlich dadurch erleichtert wurde, daß man eigentlich immer schon die Gesellschaft an sich – und nicht nur die Hochschulen – revolutionieren wollte. Die Feststellung liegt nahe, daß der von niemanden vorhergesehene, überwältigende Erfolg von *Potere studentesco* letztendlich dazu führte, daß die soeben erst mehrheitsfähig gewordene Strategie rasch an Überzeugungskraft und sozialem Einfluß verlor.

Die letzten knapp einhundert Seiten dieser eindrucksvollen Studie zeichnen den Niedergang von *Potere studentesco* und den Übergang zur Strategie der Außerparlamentarischen Opposition nach. Der ursprünglich vom Team um „Quaderni Rossi" kreierte *operaismo* wuchs umgekehrt proportional zum Abklingen des *Potere studentesco* zwischen März und Juli 1968. Im Juli 1968 gelang es operaistischen studentischen Akteuren zum ersten Mal, mit ihren frisch gewonnen Prinzipien des antihierarchischen, antibürokratischen, auf Selbstorganisation und Autonomie beruhenden Kampfes, die Mehrheit einer Hochburg der Arbeiterbewegung Italiens, Porto Maghera bei Venedig, zu überzeugen und in militanter Opposition zu ihren traditionellen Gewerkschaftsvertretern zu bringen. „Der Erfolg machte schnell Schule: Aktionsformen, Mobilisierungsstrategien und das Organisationskonzept der Basiskomitees aus Porto Maghera wurden Vorbilder für die Belegschaften anderer Betriebe und zu dominierenden Ausdrucksformen der Industriekonflikte für die nächsten Jahre" (S. 310).

Doch ist diese Phase italienischer sozialer Konflikte ein Kapitel, auf das der Autor im Schlußsatz lediglich verweist. Denn mit dem rapiden Verfall von *Potere studentesco* und dem ersten Sieg des aufstrebenden *operaismo* im Juli 1968 war dem eigentlichen *movimento studentesco* ein Schlußpunkt, aber gleichzeitig auch ein Denkmal gesetzt. Denn das Vertrauen in die eigene Macht, kennzeichnend für das Italien der frühen und mittleren siebziger Jahre, war nicht zuletzt das Erbe des kurzen Lebens des *movimento studentesco.*

„Die Universität auf der Piazza" ist ein enorm wichtiger Beitrag zum Verständnis der 1968er Jahre nicht nur in Italien. Die Vielfalt verschiedenartiger und oft gegenläufiger Phänomene und Tendenzen, die von Jan Kurz erhellt werden, sollten sich die hoffentlich zahlreichen Leser selber zu Gemüte führen. Es wäre äußerst wünschenswert, wenn dieses Buch einem ausgedehnten Publikum nicht nur im deutschsprachigen Raum zugänglich gemacht werden könnte.

Gerd-Rainer Horn

Whose National Security? Canadian State Surveillance and the Creation of Enemies. Hrsg. von Gary KINSMAN, Dieter K. BUSE und Mercedes STEEDMAN. – Toronto, Ontario: Beetween the Lines 2000. XII, 293 S.

"Whose National Security?" ist ein wichtiger Beitrag nicht nur zur kanadischen Sozialgeschichte, sondern auch zur der des westlichen Staates im Kalten Krieg und darüber hinaus zu seiner Entwicklung im vergangenen 20. Jahrhundert. Das in diesem Buch auf den kanadischen Sicherheitsapparat gerichtete Licht, erhellt zugleich auch die Schatten seiner Bündnispartner USA und Europa durch die kritische Analyse ihrer im wesentlichen gemeinsamen Sicherheitspolitik. Zurückverfolgt wird die Entstehung des modernen Sicherheitsapparats und der Umgang des Staates mit verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, Bevölkerungsgruppen, Minoritäten und Dissidenten in über zwanzig Beiträgen, wobei sich das Thema staatliche Überwachung durch alle Artikel zieht. Darüber hinaus wird gezeigt, wie der Staat durch eine repressive Politik der Machtzentralisierung, Fremdenfeindlichkeit und sozialen Ausgrenzung die kanadische Gesellschaft so geprägt hat, daß eine Mehrheit der Bevölkerung bereit gewesen ist, die ausgesprochen antidemokratische Politik des Staates zu tragen. Großenteils mit Erfolg wurde die Gesellschaft gezielt zur Unmündigkeit erzogen. Die Kontinuität dieser Anstrengungen wird durch Analysen der Perioden sowohl vor dem Kalten Krieg als auch danach dokumentiert.

Die ersten zwei einleitenden Kapitel „Zu den Ursprüngen des nationalen (Un-)Sicherheitsstaats" von Dieter K. Buse und Gregory Kealy setzen die Entwicklung des kanadischen Systems in den Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte europäischer Staaten von 1914 bis 1939; sie dienen dazu, die späteren Entwicklungen erstmals im historischen Kontext verständlich zu machen. Ein Schwerpunkt ist die Erweiterung der Kritik des Staates von seiner reinen Funktion als Verteidiger von Klasseninteressen auf andere Formen der gesellschaftlichen Herrschaft und Hierarchie: es wird gezeigt wie das andere oder fremde dem konformistischen Vorbild der Herrschenden, hauptsächlich weißen, männlichen Eliten, gleichgemacht wurde und mit welchen Mitteln dies geschah.

Die meisten Beiträge handeln von der Zeit des Kalten Krieges und bieten einen differenzierten Blick auf die repressiven Maßnahmen des Staates und dessen verschiedene Zielgruppen. Das Buch beginnt mit der Frage: "Would anyone believe that Royal Canadian Mounted Police (RCMP) security operatives, the Canadian version of a secret police, spied upon tea and Tupperware parties? During the 50s and 60s they did" (S. 1). Im darauffolgenden Satz wird der Ton gleich dem Gegenstand des Buches entsprechend ernst: "They also monitored high-school students, gays and lesbians, trade unionists, and left-wing political groups, including Communists [...] as well as feminists and consumer housewives' associations. They watched public servants, members of the military, university students and professors, peace activists, immigrants, Canada Council grant recipients, Learned Societies meetings, recipients of youth funding initiatives, black community activists, First Nations people and Native Studies programs, plus, of course, Quebec sovereignists" (ebd.). Leider bleibt die Frage, ob manche der Überwachten nicht nur überwacht, sondern auch psychisch zersetzt, ermordet oder gezielt und professionell in den „Selbstmord" getrieben wurden, aus verständlichen Gründen offen.

Die Herausgeber weisen darauf hin, daß paranoides Denken nicht ausreicht, um dieses Phänomen der übereifrigen und weitverbreiteten Überwachung zu erklären: "Canadian national security surveillance was no accident. It existed not simply because a few overzealous RCMP officers were doing their jobs. Instead, it was organized at the highest levels of the Canadian state through cabinet directives, the Prime Minister's Office, and discussions of the interdepartmental Security Panel, which co-ordinated national security efforts across Canada" (ebd.). Die theoretische Stärke des Buches ist die Betonung der institutionellen Analyse der Ursachen politischer Repression unter Berücksichtigung nicht nur materieller Ausbeutung, sondern auch subtilerer Formen sozialer Ausgrenzung von Minderheiten jeder Art. Wie schon in der Einleitung festgestellt: "As a result of this surveillance Canadian state authorities came to know their opposition very well. No one but state authorities regulated the national security bureaucrats, because access to national security information in Canada has never been in the public domain. The members of the political, economic, and social elite who defined Canadian national security were interested in perpetuating social regulation, in ensuring a social stability that would, in the end, be to their own benifit and to the benifit of others like them. The national security campaigns would stir up and maintain a climate of fear directed against those defined as

'different' or 'other' and thereby also help to maintain the control of people located in positions of power and privilege" (S. 2).

Die Aktualität einer Auseinandersetzung mit diesen historischen Entwicklungen in der Welt nach dem 11. September könnte kaum noch größer sein, wobei die Frage, ob nicht der Staat Terrorismus für sich gezielt instrumentalisiert und sogar über Umwege, durch Agents provocateurs und Operationen unter falscher Flagge, unterstützt, nicht explizit zur Diskussion gestellt wird.

Nicht nur staatliche Überwachung, sondern auch repressive Selbstverwaltung von privaten Instanzen, wie der katholischen Kirche, werden im dritten Kapitel, "Private Policing and Surveillance of Catholics: Anti-Communism in the Roman Catholic archdiocese of Toronto, 1920–60", von Paula Maurutto kritisch dokumentiert. Der gemeinsame Nenner in der Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche war eine im wesentlichen anti-demokratische Haltung, die sich unter dem Begriff „Antikommunismus" verbarg. Paula Maurutto stellt fest, daß obwohl (in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren] "the Toronto police force counted many Orangemen on its staff, it collaborated with the Catholic Church" und "on an ideological level the anti-communism shared by the two organizations was coloured by fascist overtones (the Vatican was supporting Mussolini's government, (and several Catholic leaders in Canada viewed fascism in a favourable light). [...] Furthermore, the Church defended police attempts to subvert communism" (S. 40). Die „Toronto Red Squad", welche unter anderem auch brutale Gewalt einsetzte, um Versammlungen zu stören, Treffen in fremdem Sprachen verbot und linke Aktivisten ohne rechtliche Grundlage einfach verhaftete, wurde trotz massiver öffentlicher Kritik von der englischsprachigen katholischen Kirche in Toronto mit Begeisterung unterstützt.

Am interessantesten ist aber, daß die Kirche ihren eigenen Aufklärungs- und Bespitzelungsdienst errichtete, der sich intensiv mit der Bekämpfung demokratischer Tendenzen unter nicht englischsprachigen Einwanderern beschäftigte, und zwar wie die Autorin mit Recht hervorhebt, mehr durch ideologische Beeinflussung und moralischen Druck als durch äußere Gewalt. Das hieße aber längst nicht, daß die Kirche sich lediglich auf das vertrauliche Gespräch nach dem Gottesdienst beschränkt hätte, wie am Anfang des Beitrags festgestellt wird: "[...] institutions operating within the private realm, including philanthropic and corporate institutions, are much less confined by the legal boundries and limits of privacy" (S. 38). Und diesen Handlungsraum hat die Kirche im vollem Maße ausgenutzt, um z. B. Stadtteilstudien zu erstellen: "In one map entitled 'Communist Activities in St. Patrick's Parish' thirty-three black dots marked the location of residences, rooming houses, bakeries, restaurants, pubs, theatres, non-Catholic churches, bookstores, and a suspicious looking store, all thought to be places of communist activity in this downtown area" (S. 42).

Die Bespitzelung dringt in die Nachbarschaftsebene ein und erinnert an die Strategie der ostdeutschen Stasi, wenigstens einen treuen Diener in jedem Haus zu wissen. Die Bespitzelung wurde aber massiv ergänzt durch unzählige Sozialprojekte um Arbeiter, Immigranten, Frauen, und Jugendliche von demokratischen Ideen abzubringen. Die Frage nach einer linken Unterwanderung der Kirche selbst wurde nicht vernachlässigt: in den späten vierziger Jahren "the Church was concerned with disloyalty amidst its own congregation. Rumours that the Church itself was infiltrated by 'Commies' intensified the surveillance of ethnic communities" (S. 47), woraufhin noch weitere Organisationen gegründet wurden, um der demokratischen Gefahr zu begegnen. Studentische Debattierklubs, Arbeiterschulen, akademische Kongresse, Tagungen und Zeitungen jeder erdenklichen Art sind gefördert worden als Teile eines umfassenden Programms zur Verfestigung gesellschaftlicher Hierarchien im Sinne der Kirche und deren staatlichen Verbündeten. Wie die Autorin notiert hat, gibt es keinen Hinweis darauf, daß die Kirche lediglich Diener des Staates gewesen ist. Im Gegenteil: "Anti-Communism was well entrenched in the Archdeocese of Toronto before the Cold War" und "state initiatives and Catholic goals merged over a common agenda to secure the nation against revolutionary movements" (ebd.). Des weiteren wird deutlich: "A pervasive pro-Cold War public opinion would not have been achieved without the consent and, more importantly, the participation of extrastate institutions" (ebd.). Die außerordentlich große Aktualität dieses Forschungsansatzes angesichts dessen, was in der Verflechtung von christlichen Rechten mit dem rechten Flügel des staatlichen Sicherheitsapparates sich in den USA unter Bush entwickelt, liegt auf der Hand.

In einem weiteren Kapital untersucht die Soziologin Mercedes Steedman die gesellschaftlichen Antagonismen, die durch das Problem der

Reintegration von Frauen in ihre traditionelle Rolle nach dem Ende des Krieges entstanden und zeigt, welche Ambivalenzen die Reintegration im Zusammenhang der Sozialpolitik des Kalten Krieges in sich verbarg. Auf der einen Seite sind Frauen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von vielen besser bezahlten Positionen in die häusliche Sphäre zurückgedrängt worden, während auf der anderen Seite Frauen in den Arbeitsmarkt zunehmend zum ersten Mal eintraten, aber überwiegend in Niedriglohnsektoren, obwohl diese Realität in starkem Kontrast zur Betonung traditioneller Familienstrukturen stand, in denen Frauen nur im privaten Bereich eine wesentliche Rolle spielten. Auch die westlichen Propagandaparolen von der Freiheit und individuellen Verwirklichung trugen diese Ambivalenz in sich.

Im zwölften Kapitel bietet Frank Clarke eine gute Zusammenfassung der Gouzenko-Affäre und der Reaktion verschiedener Bürgerrechtsorganisationen. Er zeigt auf, wie die kanadische Regierung, ohne formale Anklage zu erheben, dreizehn Menschen nach einem für den Kriegsfall vorgesehenen Notstandsgesetz verhaftet hatte. Die Verhafteten wurden bis zu sechs Wochen in Isolationshaft ohne Besuch oder Rechtsbeistand festgehalten. Selbst der amtierende Premierminister King vermerkte in seinem Tagebuch: "I thought it was wrong that those who are suspected should be detained indefinitely and that some way should be found to shorten the enquiry. [...] The whole proceedings are far too much like Russia itself" (S. 175). Am Ende des Beitrages aber stellt der Autor fest, daß "during the Gouzenko Affair, when the King government exercised enormous arbitrary powers that violated the civil liberties of the espionage suspects, a strong civil liberties movement was essential to challenge the belief that the needs of the national security state outweighed the need to respect individual rights and liberties in a democratic society" (S. 182). Der Autor verwendet hier den Ausdruck des „national security states", einen Begriff, der auch benutzt wird, um die Militärdiktaturen Lateinamerikas zu beschreiben, was auf eine extrem autoritäre Verwandtschaft hindeutet, deren Inhalt und Genese aber noch genau zu erörtern wären, was im übrigen dazu dienen würde, die sich durch das ganze Buch hinziehende Unklarheit über die Bedeutung der Begriffe Staat und Demokratie aufzuklären. Eine kohärente Sozialtheorie, die die Unterschiede zwischen republikanischen und demokratischen Organisationsformen in deren historischen Entwicklung und Verflochtenheit expliziert, wäre notwendig um diesen Schritt zu vollziehen, ein Projekt, welches zugegebenermaßen den Rahmen des Buches sprengen würde.

Im vierzehnten Kapitel erörtert Geoffery Bunn die Unterschiede zwischen der tatsächlichen Unzuverlässigkeit sogenannter Lügendetektoren auf der einen Seite, und deren allzu häufig gutgläubigen, wenn nicht gar propagandistischen Darstellung in der Popkultur. Anhand dieser Analyse der Verinnerlichung autoritärer Motive im Bewußtsein durch Popkultur zeigt der Verfasser wie Individuen zur Verwaltungsinstanzen ihres eigenen Ichs gemacht werden, zu einer Art Selbstpolizisten ihrer selbst, nicht aus mündiger Überlegung, sondern aus Angst durch die Sicherheitstechnik des Staates der Lüge verdächtigt zu werden, obwohl der Staat in Wahrheit die Unzuverlässigkeit der Technik erkannt hat. Aber dank der Zunft der Nationalsicherheitsfetischisten, wurde der Mythos in der Popkultur aufrechterhalten. Wobei hinzukommt, daß Frauen die typischen Kandidaten, deren Aufrichtigkeit es zu überprüfen gilt, blieben, während Männer sich in der popkulturellen Darstellung fast immer in der Rolle der treuen Diener der Wahrheit fanden. Wie Bunn aber feststellt, ist der Lügendetektor selbst ein wissenschaftlicher Fetisch, der eher dazu da ist, ein Gefühl der „euphorischen Sicherheit" zu vermitteln, als Wahrheit festzustellen. Die Entmündigung des Bürgers und besonders der Frauen durch autoritären Einsatz moderner Technik, wird hier anhand des Mythos des Lügendetektors (wie auch übrigens durch eine nie gefundene „Wahrheitsdroge") genau nachgewiesen, wobei aber viele theoretische Implikationen, die am Ende nur kurze Erwähnung finden, noch auszuargumentieren wären.

Einer der aktuellsten Beiträge im Hinblick auf die Weltlage nach dem 11. September ist der von Madeleine Parent, dessen Titel – „Remembering Federal Police Surveillance in Quebec, 1940s-70s" – aber irreführend ist, denn es geht nicht nur um bloße Überwachungsmaßnahmen, sondern letztendlich um die Strategie der Spannung, d. h. um den aktiven staatlichen Einsatz von Gewalt durch Agents provocateurs, um legitimierte oppositionelle Bewegungen zu diskreditieren. Sie schildert zunächst einmal die bedrohlichen Schikanen, der die Gewerkschaftsbewegung der dreißiger und vierziger Jahre ausgesetzt wurde – Bespitzelung, Inszenierung von Konflikten, Anstachelung zu kriminellen Handlungen und bewußte Gewaltprovokationen einschließlich der Durchführung von terroristischen Bombenattentaten. Was die

Autorin beschreibt, ist nichts weniger als ein grober historischer Umriß der Frühgeschichte der Strategie der Spannung, ohne es aber so zu benennen. Wahrscheinlich das wichtigste historische Material betrifft den Entführungsfall im Oktober 1970, wo die obskure Quebecois Unabhängigkeitsorganisation FLQ (Front de Libération du Québec) den britischen Diplomaten James Cross und den Minister in Quebecs Regierung Pierre Laporte entführten. Der Fall liest sich wie ein Protomodell sowohl für die 1977 durchgeführte Schleyer-Entführung in Deutschland als auch die 1978 in Italien stattgefundene Moro-Entführung, mit einem Unterschied: Alles wurde getan, bis hin zum Ausflug einiger Entführer nach Cuba, um die Freiheit des britischen Diplomaten zu sichern, währenddessen aber absolut nichts für die Freiheit des Ministers aus der Quebecer Regierung getan wurde. Als dies ihm bewußt wurde, unternahm er einen Fluchtversuch, bei dem er sich verletzte, kurz danach wurde er ermordet. Seine Leiche fand man in einem Auto in der Nähe des kanadischen Luftwaffenstützpunkts St. Hubert. Die Entführung war Anlaß für die Aktivierung des Kriegsrechts und die militärische Besetzung Quebecs einschließlich der Verhaftung von über fünfhundert Menschen und Razzien in Tausenden Häusern und Wohnungen in Quebec, größtenteils in Montreal. Die Möglichkeit, daß der ganze Fall von wenigstens einem Teil der Sicherheitsapparates selbst eingeleitet und ermöglicht wurde, wird leider nicht explizit zur Diskussion gestellt, aber eingedenk der zahlreichen Beispiele und der langen historischen Kontinuität einer solchen Strategie der Spannung läuft die gesamte Richtung des Arguments darauf hinaus. Zum Abschluß drückt die Verfasserin ihre Vermutung aus, daß dem Sicherheitsapparat von vornherein daran gelegen war, Verwechselungen im öffentlichen Bewußtsein zwischen der moderaten PQ (Parti Québecois) und der gewalttätig und wenigstens provokateurähnlichen Gruppierung FLQ, die für die spektakuläre Entführung verantwortlich war, zuzulassen: "I believe that for many years the federal strategy was to have the Canadian public confuse the FLQ with the PQ [...] a mildly social-democratic party [...]" (S. 245). Nichtsdestoweniger hegt der Rezensent die Befürchtung, daß die Autorin die Implikationen und Konsequenzen ihrer eigenen Forschung selbst noch nicht ganz begriffen hat. Die Erkenntnis, daß der staatliche Sicherheitsapparat Terror nicht nur bei der direkten Bekämpfung von Dissidenten einsetzt, sondern auch die viel heimtückischere und subtilere Methode der Inszenierung von angeblich oppositionellen Terroraktionen, liegt zum (Be-)Greifen nah, aber am Ende dann doch knapp außerhalb des Bereiches des Explizierten. Allerdings ein guter Anfang – wie übrigens das Buch insgesamt.

Hilfreich wäre es auch gewesen, wenn die Forschung nicht nur auf Überwachung, sondern auch auf den Einsatz von Agents provocateurs, Personenzersetzung, und ähnliche aktivere Strategien ausgedehnt worden wäre. Ein Sicherheitsdienst ist ja nicht nur dazu da, seine Feinde lediglich „kennenlernen" zu wollen. Aus der in dem Buch hervorragend beschriebenen Logik des Apparats selbst will er sie auch neutralisieren, mit welchen Mitteln auch immer.

Trotz aller Unzulänglichkeiten bietet das Buch eine gute Grundlage zur Erforschung der Rolle des Staates bei der Bekämpfung der Basisdemokratie in westlichen Gesellschaften. Es stellt sich aber auch die Frage nach der politischen Praxis. Zunächst einmal: Die Zeit des bewaffneten Kampfes und des Versteckspiels „im Untergrund" wie auch die des „Black Blocks" sind längst vorbei und überholt, allein die strategische Gewaltlosigkeit bleibt als zeitgemäße Praxis übrig. Nur sie vermag eines Tages eine Massenbewegung ins Leben zu bringen, die in breiten Bevölkerungsschichten und auf kommunaler Basis verankert ist. Letztendlich werden Militärs und Sicherheitskräfte mit der entscheidenden Frage konfrontiert, ob sie auf ihre eigenen Mitbürger schießen oder auf die Seite der friedlichen Mehrheit wechseln und der Einführung einer direkten Demokratie nicht mehr im Wege stehen. Die einzige längerfristige Lösung für das Problem des Machtmißbrauchs des modernen Sicherheitsapparats ist, ihn gänzlich aufzulösen und zu ersetzen mit wirklich demokratisch kontrollierten, übersichtlichen und öffentlich transparenten Institutionen.

Clifford Jones

SCHUBERT, Michael: **Der schwarze Fremde. Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er Jahren bis in die 1930er Jahre** (= Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte, Bd. 36). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2003. 446 S.

Europa ist, so der Autor im Vorwort, eine Erfindung der „Dritten Welt". Franz Fanon gründete

diese Aussage sehr deutlich auf die materiellen, das heißt wirtschaftlichen und sozialen Ungleichgewichte zwischen Nord und Süd. Insbesondere sozial- und wirtschaftshistorische Studien zur europäischen Kolonialherrschaft haben immer wieder vielfältige Abhängigkeiten zwischen Kolonisierten und Kolonisatoren beleuchtet und auf das Nachwirken kolonialer Herrschaft in den ehemaligen Kolonien hingewiesen. Gleichzeitig erteilen sie – das zeigt nicht zuletzt das Beispiel der deutschen kolonialen Expansion – einer zu voreiligen Annahme, diese kolonialen Abhängigkeiten hätten Europa in der Zeit des Imperialismus beträchtliche Gewinne erbracht, eine mitunter deutliche Absage. Nichtsdestoweniger, so verstärkt Schubert die Argumente der Kolonialhistoriker, müsse sich vor allem die deutsche Geschichtswissenschaft weiterhin und sehr viel umfangreicher mit der kurzen aber doch sehr nachhaltig wirkenden kolonialen Episode in der deutschen Geschichte beschäftigen. Den Beitrag, den der Verfasser dabei leisten möchte, ist die Beantwortung der Frage nach dem kolonialen Denken in Deutschland zwischen den 1870er und den 1930er Jahren.

Das koloniale Denken über Afrika und insbesondere über dessen Bewohner soll in der im Rahmen des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Migration in Europa" angefertigten Dissertation, die an der Universität Osnabrück angenommen wurde, analysiert werden, „um letztlich auch aufzuklären über die post-kolonialen Implikationen dieses Denkens" (S. 10).

Schubert macht deutlich, daß die deutsche koloniale Vergangenheit eine Geschichte der fortwährenden rhetorischen Reproduktion eines rassistischen Bildes vom schwarzen Fremden war. Er analysiert vor allem die Konstruktion der politischen Kolonialdiskussionen in Deutschland in den Zeitraum der deutschen Reichsgründung bis in die Zeit des Nationalsozialismus. Die ausführliche und materialreiche Untersuchung der äußerst facettenreichen relevanten parlamentarischen und publizistischen Diskussionen entlarvt die Argumentationen der Kolonialpropaganda, aber auch die der Missionsgesellschaften beider Konfessionen. Besonders bemerkenswert ist die Einbeziehung der Kolonialkritik von linksliberaler, sozialdemokratischr und kommunistischer Seite in diese Studie.

Die vorliegende Arbeit ist in drei Komplexe, die weiterhin untergliedert sind, geordnet. Nach einer ausführlichen Einleitung, in der der Forschungsstand skizziert wird (einige respektable Ergebnisse der Kolonialhistoriographie – vor allem aus der DDR – bleiben allerdings unberücksichtigt), wendet sich Schubert der parlamentarischen und publizistischen Diskussion über das Bild des Schwarzafrikaners im untersuchten Zeitraum zu. Ausdrücklich finden die seiner Zeit vorgetragenen antikolonialen Standpunkte, nicht zuletzt der Sozialdemokratie unter August Bebel, adäquate Würdigung. Der zweite Teil des Buches behandelt den Zeitraum von 1888 bis zum Ende der deutschen Kolonialherrschaft in Afrika 1918/19. Im Mittelpunkt steht hier das Bild des Schwarzafrikaners zwischen „Kulturmission", Kolonialkritik und Sozialdarwinismus. Der dritte Komplex behandelt den Kolonialrevisionismus in den zwanziger Jahren bis in die erste Hälfte der dreißiger Jahre.

Die Studie macht deutlich, daß der „koloniale Gedanke" in der deutschen Bevölkerung bis weit hinein in die Arbeiterschaft verankert war. Nicht nur die Eliten und ihre parlamentarischen Vertreter sowie Publizisten schufen und kolportierten ein rassistisch geprägtes Bild vom Schwarzafrikaner in der deutschen Gesellschaft, sondern das Bild fand dankbare Verbreiter und Transporteure in Exponenten „des gemeinen deutschen Volkes". Daß es auch kolonialkritische Stimmen gegeben hat, macht Schubert deutlich. Letztlich konnten diese aber wenig bewegen.

Ingesamt gesehen handelt es sich hier um einen wichtigen Beitrag zur neu entflammten Kolonialdiskussion. Es ist ein Werk, welches in vielerlei Hinsicht wissenschaftliche Diskussionen zu befruchten oder anzuregen weiß (etwa bezüglich des Antikolonialismus in den Missionsgesellschaften oder bei der Sozialdemokratie). Dennoch bleibt nach der Lektüre ein kleines Gefühl des Unbefriedigtseins. Vielleicht hätte eine Konzentration auf ausgewählte Fragestellungen oder einen engeren Zeitraum mehr gebracht. Denn zuweilen bleiben Fragen offen, die Argumentation verharrt an der Oberfläche, notwendige Erklärungen bleiben aus, provozierte Wünsche nach weitergehenden Argumenten werden nicht erfüllt.

Aber trotz dieser Monita handelt es sich um ein Buch von sicherlich bleibenden Verdiensten, an dem kein Kolonialhistoriker oder sich mit Nachbardisziplinen beschäftigender Historiker zukünftig vorbeigehen kann.

Ulrich van der Heyden

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Internationale Rosa-Luxemburg-Gesellschaft: Veranstaltungen und neue Publikationen

Die nächste wissenschaftliche Konferenz der Rosa-Luxemburg-Gesellschaft findet am 21. und 22. November 2004 in Guangzou (Canton), Südchina statt. Geplante Themenbereiche: Das Demokratieverständnis bei Rosa Luxemburg; Rosa Luxemburg und die Nation; Neuere Ergebnisse der Rosa-Luxemburg-Forschung.

Die Kosten für Unterkunft und Verpflegung in der Landwirtschaftlichen Hochschule betragen 60 Euro pro Tag. Auf Wunsch kann ein mehrtägiges Zusatzprogramm angeboten werden.

Anmeldungen: Prof. Hu Wenjian und Prof. Wang Xuedong, 36 Xixiejie Xidan, Beijing 100032, China, Fax: (+86 10) 66171206, E-Mail: Hwjzh@china.com und wxdlh@sina.com; Prof. Dr. Narihiko Ito, 1-12-12 Omachi, Kamakura-City, Japan 428, Fax: (+81 467) 227554, E-Mail: FZY04763@nifty.ne.jp; Ottokar Luban, Eisenacher Str. 43, 10823 Berlin, Deutschland, Tel. und Fax: (+49 30) 7817268, E-Mail: oluban@hotmail.com.

Neuerscheinungen:

Referate auf den wissenschaftlichen Konferenzen der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft in Chicago (Mai 1998), Tampere, Finnland (September 1998), Berlin (Januar 1999) und Zürich (September 2000), in: Rosa Luxemburg im internationalen Diskurs. Internationale Rosa-Luxemburg-Gesellschaft in Chicago, Tampere, Berlin und Zürich (1998–2000). Hrsg. von Narihiko Ito, Annelies Laschitza und Ottokar Luban, Berlin: Karl Dietz Verlag 2002 (Beiträge von: Gilbert Badia, Paul Le Blanc, Theodor Bergmann, Olga Domanski, Jakow Drabkin, Robert Evzerov, Andreas Gross, Subhanlal Datta Gupta, Juha Hannikainen, Frigga Haug, Narihiko Ito, Doris Kachulle, Alexander Kan, Ingeborg Kaiser, Harvay J. Kaye, Dae-Hwan Kim, Klaus Kinner, Annelies Laschitza, Ottokar Luban, Virve Manninen, Panagiotis Noutsos, Yoshiki Ota, Eva Palomo, William A. Pelz, Veli-Matti Rautio, Verena Stadler-Labhart, Feliks Tych, Arunas Vysniauskas, Claudie Weill und Hu Wenjian).

Referate auf der wissenschaftlichen Konferenz des Instituts für soziale Bewegungen und der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft im September 2002 in Bochum, in: *Mitteilungsblatt* des Instituts für soziale Bewegungen, H. 29 (2003) (Beiträge von Hermann Weber, Ottokar Luban, Till Schelz-Brandenburg, Dimitrij Owetschkin, Tânia Puschnerat, Horst Hensel und Bernd Faulenbach).

Ottokar Luban

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg † und Hermann Weber

Inhaltsverzeichnis und Register

Berlin 39. Jahrgang 2003

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gideon Botsch, Andreas Graf (verantw.), Christoph Kopke

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/26398937 (A. Graf); Telefax: 030/26995010
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 10010010). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

Nachrufe

Kerbs, Diethart: Léon Schirmann (1919–2003). Historiker aus eigener Bestimmung 4/531
Schelz-Brandenburg, Till: Zuckererbsen und Sozialismus. Rede auf der akademischen Trauerfeier der Universität Bremen für Hans-Josef Steinberg am 21. Januar 2004 .... 4/437

Aufsätze

Andresen, Knud: „Verräter an der Partei"? Heinz Brandt und das Ostbüro der SPD 1956 bis 1958 ..... 4/505
Beckert, Rudi: Max Fechner. Vom Sozialdemokraten zum SED-Funktionär 3/314
Fromm, Günter: Der 17. Juni 1953 in Stalinstadt und Fürstenberg/Oder im Spiegel der Gerichtsakten 1/37
Geisel, Christof: Das politische Selbstverständnis der DDR-Opposition. Ein deutscher Sonderweg? 2/173
Kellmann, Axel: Anton Erkelenz. Ein Sozialliberaler in der SPD am Ende der Weimarer Republik 4/479
Kowalczuk, Ilko-Sascha: 17. Juni 1953 – Arbeiteraufstand, Volksaufstand, Revolution. Aufstandsgeschichte, Forschungskontroversen und Erinnerungskultur 1/1
Langkau-Alex, Ursula: Von Krieg zu Krieg. Zu den Beziehungen zwischen der Kommunistischen Internationale und den Sozialistischen Internationalen – eine Zwischenbilanz 4/446
Loeding, Matthias: Zwischen politischer Selbstbehauptung, Wahlfieber und Kooperation. Die politische Lage des Zentralausschusses der SPD zu Beginn der KPD-Einheitskampagne in Berlin und der SBZ im Frühherbst 1945 (Oktober/Anfang November 1945) 1/51
Schmidt, Walter: Friedrich Wilhelm Müller (1801–1868). Ein Burschenschafter, protestantischer Geistlicher und achtundvierziger Demokrat aus Schlesien 3/281
Ulrich, Jürg: Trotzkis „Wiener Pravda". Eine Anwendung der Fleckschen Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv 3/342

Tagungsberichte

Florath, Bernd: Karl Korschs Wirkung in der Bundesrepublik. Kolloquium aus Anlaß des 60. Geburtstages von Michael Buckmiller, Hannover, 20. Juni 2003 ..... 3/360
Stachel, Lemi: Johann Most in Berlin – vom Sozialdemokraten zum Sozialrevolutionär. Ein Tagungsbericht 4/525

Forschungsstandanalysen und Literaturberichte

Gehrke, Bernd: Manch Neues und ein Historikerstreit en miniature 2/223
Müller, Dirk H.: Lese-Biographie oder Forschungsstand? Anmerkungen zu Thomas Welskopp 3/363
Skrzypczak, Henryk: Vom Glück, ein Kommunist zu sein. Michael Hardt und Antonio Negri – zweisam „gegen den Strom" 2/141
Weinhauer, Klaus: Polizeigeschichte vom Zweiten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik. Anmerkungen zu einigen Neuerscheinungen 3/378

Heft 1 dieses Jahrgangs endet mit Seite 124. Durch ein Versehen wurde die Zählung in Heft 2 mit Seite 141 fortgesetzt. Wir bitte unsere Leserinnen und Leser um Nachsicht.

Die Redaktion

Neue Literatur
(KA = Kurzanzeige)

Adamo, Hans, und Florence Hervé: Natzweiler-Struthof. Regards au-delà de l'oubli – Blicke gegen das Vergessen, Essen 2002 *(Manfred Warnecke)* (KA) 1/120
Altena, Thorsten: „Ein Häuflein Christen in der Heidenwelt des dunklen Erdteils". Zum Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika 1884–1918, Münster 2003 *(Christine Wolters)* 2/273
Anschütz, Janet, und Irmtraud Heike: „Man hörte auf, ein Mensch zu sein ...". Überlebende aus den Frauen-Konzentrationslagern in Langenhagen und Limmer berichten, Hamburg 2003 *(Manfred Warnecke)* 3/413
Archer, Julian P. W.: The First International in France 1864–1872. Its Origins, Theories, and Impact, Lanham, New York und Oxford 1997 *(Wolfgang Eckhardt)* 4/571
Auts, Rainer: Opferstock und Sammelbüchse. Die Spendenkampagnen der freien Wohlfahrtspflege vom Ersten Weltkrieg bis in die sechziger Jahre, Paderborn u. a. 2001 *(Sven Steinacker)* 2/250
Bahar, Alexander, und Wilfried Kugel: Der Reichstagsbrand. Wie Geschichte gemacht wird, Berlin 2001 *(Julia Dimitroff)* 2/253
Barclay, David E.: Schaut auf diese Stadt. Der unbekannte Ernst Reuter, Berlin 2000 *(Hermann Weber)* 4/549
Becker, Jens: Heinrich Brandler. Eine politische Biographie, Hamburg 2001 *(Sebastian Gerhardt)* 4/548
Bergmann, Theodor: Im Jahrhundert der Katastrophen. Autobiographie eines kritischen Kommunisten, Hamburg 2000 *(Sebastian Gerhardt)* 4/543
Bock, Helmut: Wir haben erst den Anfang gesehen. Selbstdokumentation eines DDR-Historikers 1983 bis 2000, Berlin 2002 *(Beate Ihme-Tuchel)* (KA) 2/275
Boll, Friedhelm: Sprechen als Last und Befreiung. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen. Ein Beitrag zur deutsch-deutschen Erinnerungskultur, Bonn 2001 *(Dieter Nelles)* 3/420
Bravo, Gian Mario: Democrazia, socialismo e partito repubblicano. Il tedesco-americano August Becker (1814–1871), Rom 2002 *(Joachim Höppner)* 3/395
Bruendel, Steffen: Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914" und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, Berlin 2003 *(Gerhard Engel)* 3/405
Buschak, Willy: Edo Fimmen. Der schöne Traum von Europa und die Globalisierung. Eine Biographie, Essen 2002 *(Sigrid Koch-Baumgarten)* 1/94
Castel, Robert: Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz 2000 *(Hermann Kocyba)* 4/538
Cherki, Alice: Frantz Fanon. Ein Porträt, Hamburg 2001 *(Susan Arndt)* 1/84
Die deutschen und österreichischen Freimaurerbestände im Deutschen Sonderarchiv in Moskau (heute Aufbewahrungszentrum der historisch-dokumentarischen Kollektionen). Hrsg. von Helmut Reinalter, Frankfurt a. M. u. a. 2002 *(Manfred Warnecke)* (KA) 1/117
Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Wahrnehmung und Wertung in Europa und den USA. Hrsg. von Gerd R. Ueberschär, Darmstadt 2002 *(Klaus Drobisch)* (KA) 2/276
Dierker, Wolfgang: Himmlers Glaubenskrieger. Der Sicherheitsdienst der SS und seine Religionspolitik 1933–1941, Paderborn u. a. 2002 *(Hartmut Rübner)* 1/100
Drommer, Günther: Im Kaiserreich. Alltag unter den Hohenzollern 1871–1918. Ein Fotobuch, Leipzig 2003 *(Heinz Wolter)* 4/554
Dutschke, Rudi: Jeder hat sein Leben ganz zu leben. Die Tagebücher 1963 bis 1979. Hrsg. von Gretchen Dutschke, Köln 2003 *(Volker Gransow)* 3/391

Eckardt, Andrea: Diskutieren, Streiten, Mitgestalten! 30 Jahre Kampf um Arbeit im weltgrößten Motorenwerk Volkswagen Salzgitter, Hamburg 2003 *(Knud Andresen)* 4/566

Elbaum, Max: Revolution in the Air. Sixties Radicals Turn to Lenin, Mao and Che, London und New York 2002 *(Gerd-Rainer Horn)* 2/267

Enciclopedia della sinistra europea nel XX secolo. Hrsg. von Aldo Agosti, Roma 2000 *(Gerd-Rainer Horn)* 3/384

Erinnerungskulturen im Dialog. Europäische Perspektiven auf die NS-Vergangenheit. Hrsg. von Claudia Lenz, Jens Schmidt und Oliver von Wrochem, Hamburg und Münster 2002 *(Petra Haustein)* 3/429

Die Errichtung der Diktatur. Transformationsprozesse in der Sowjetischen Besatzungszone und in der frühen DDR. Hrsg. von Thomas Großbölting und Hans-Ulrich Thamer, Münster 2003 *(Gerd Dietrich)* 4/568

Exil und Neuordnung. Beiträge zur verfassungspolitischen Entwicklung in Deutschland nach 1945. Hrsg. von Claus-Dieter Krohn und Martin Schumacher, Düsseldorf 2000 *(Manfred Warnecke)* 3/422

Findbuch zum „Archivbestand 2: Allgemeine Sachablage" des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, Münster u.a. 2001 *(Matthias Wagner)* 3/388

Frei, Norbert: Karrieren im Zwielicht. Hitlers Eliten nach 1945, Frankfurt a.M. und New York 2001 *(Christoph Kopke)* 3/415

Gedenkstättenarbeit und Oral History. Lebensgeschichtlichte Beiträge zur Verfolgung in zwei Diktaturen. Hrsg. von Friedhelm Boll und Annette Kaminsky, Berlin 1999 *(Dieter Nelles)* 3/420

Gellately, Robert: Backing Hitler. Consent and Coercion in Nazi Germany, Oxford und New York 2001 *(Stefan Rudschinat)* 1/99

Geoffroy, René: Ungarn als Zufluchtsort und Wirkungsstätte deutschsprachiger Emigranten (1933 bis 1938/39), Frankfurt a.M. u.a. 2001 *(Dagmar Goldbeck)* 3/412

Gestapo Oldenburg meldet ... Berichte der Geheimen Staatspolizei und des Innenministers aus dem Freistaat und Land Oldenburg 1933–1936. Bearbeitet und eingeleitet von Albrecht Eckhardt und Katharina Hoffmann, Hannover 2002 *(Hartmut Rübner)* 4/559

Götz, Norbert: Ungleiche Geschwister. Die Konstruktion von nationalsozialistischer Volksgemeinschaft und schwedischem Volksheim, Baden-Baden 2001 *(Sven Steinacker)* 2/261

Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Generalstreikbeschluß am 3. März 1919 bis zur Spaltung der Räteorgane im Juli 1919. Hrsg. und bearb. von Gerhard Engel, Gaby Huch und Ingo Materna, Berlin 2002 *(Dirk H. Müller)* 1/73

Heider, Ulrike: Keine Ruhe nach dem Sturm, Hamburg 2001 *(Gerd-Rainer Horn)* 2/263

Herlemann, Beatrix: „Wir sind geblieben, was wir immer waren, Sozialdemokraten". Das Widerstandsverhalten der SPD im Parteibezirk Magdeburg-Anhalt gegen den Nationalsozialismus 1930–1945, Halle (Saale) 2001 *(Matthias Loeding)* 3/409

Herrschaft und Gewalt. Frühe Konzentrationslager 1933–1939. Hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, Berlin 2002 *(Klaus Drobisch)* 4/558

Heuer, Uwe-Jens: Im Streit. Ein Jurist in zwei deutschen Staaten, Baden-Baden 2002 *(Volker Gransow)* 1/97

Hirsch, Rudolf: Um die Endlösung. Prozeßberichte, Berlin 2001 *(Manfred Warnecke)* (KA) 2/278

Hornung, Klaus: Die offene Flanke der Freiheit. Studien zum Totalitarismus im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. u.a. 2001 *(Lars Rensmann)* 3/431

In Breslau zu Hause? Juden in einer mitteleuropäischen Metropole der Neuzeit. Hrsg. von Manfred Hettling, Andreas Reinke und Norbert Conrads, Hamburg und München 2003 *(Helmut Bleiber)* 4/552

Instrumentarium der Macht. Frühe Konzentrationslager 1933–1937. Hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, Berlin 2003 *(Klaus Drobisch)* 4/558

Jahrhundertschicksale. Frauen im sowjetischen Exil. Hrsg. von Simone Barck, Anneke de Rudder und Beate Schmeichel-Falkenberg, Berlin 2003 *(Wladislaw Hedeler)* 2/260

Kalbitz, Rainer: Die Ära Otto Brenner in der IG Metall, Frankfurt a. M. 2001 *(Karl Lauschke)* 3/397

Keil, Lars-Broder, und Sven Felix Kellerhoff: Deutsche Legenden. Vom „Dolchstoß" und anderen Mythen der Geschichte, Berlin 2002 *(Gideon Botsch)* 3/434

Keßler, Mario: Exil und Nach-Exil. Vertriebene Intellektuelle im 20.Jahrhundert, Hamburg 2002 *(Christoph Kopke)* 4/551

Kiehnbaum, Erhard: Peter Imandt – Eine Biografie (1823–1897). Freund und Kampfgefährte von Karl Marx und Friedrich Engels – Ein vergessener Saarländer, Berlin 2002 *(Heinrich Gemkow)* 1/89

Graf Kielmansegg, Peter: Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland, Berlin 2000 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 3/417

Klein, Thomas: „Für die Einheit und Reinheit der Partei". Die innerparteilichen Kontrollorgane der SED in der Ära Ulbricht, Köln, Weimar und Wien 2002 *(Bernd Florath)* 1/104

Koenen, Gerd: Vesper, Ensslin, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus, Köln 2003 *(Markus Mohr)* 4/565

König, Wolfgang: Geschichte der Konsumgesellschaft, Stuttgart 2000 *(Ina Merkel)* 3/398

Konservative Zeitschriften zwischen Kaiserreich und Diktatur. Fünf Fallstudien. Hrsg. von Hans-Christof Kraus, Berlin 2003 *(Gideon Botsch)* 3/400

Konzentrationslager. Geschichte und Erinnerung. Neue Studien zum KZ-System und zur Gedenkstättenkultur. Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager vom 12. bis 15. Oktober 2000 in der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. Hrsg. von Petra Haustein, Rolf Schmolling und Jörg Skriebeleit, Ulm 2001 *(Klaus Drobisch)* (KA) 1/119

Körner, Klaus: „Die Rote Gefahr". Antikommunistische Propaganda in der Bundesrepublik 1950–2000, Hamburg 2003 *(Fabian Virchow)* 4/562

Krauss, Werner: Briefe 1922 bis 1976. Hrsg. von Peter Jehle unter Mitarbeit von Elisabeth Fillmann und Peter-Volker Springborn, Frankfurt a. M. 2002 *(Bernd Florath)* 1/77

Kubina, Michael: Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906–1978), Münster u. a. 2001 *(Axel Berger und Bernd Gehrke)* 2/244

Kurz, Jan: Die Universität auf der Piazza. Entstehung und Zerfall der Studentenbewegung in Italien 1966–1968, Köln 2001 *(Gerd-Rainer Horn)* 4/574

Leugers-Scherzberg, August H.: Die Wandlungen des Herbert Wehner. Von der Volksfront zur Großen Koalition, Berlin und München 2002 *(Michael F. Scholz)* 1/90

Marie, Jean-Jacques: Staline, Paris 2001 *(Reiner Tosstorff)* 1/88

Marx, Karl, und Friedrich Engels: Gesamtausgabe (MEGA). Erste Abteilung. Bd. 31. Friedrich Engels: Werke, Artikel, Entwürfe. Oktober 1886 bis Februar 1891. Bearb. von Renate Merkel-Melis. Text und Apparat, Berlin 2002 *(Till Schelz-Brandenburg)* 1/82

Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen. Hrsg. von Guillaume Paoli, 2. Aufl., Berlin 2002 *(Reinhard Krämer)* 4/541

Mension, Jean-Michel: Wir haben unsere unfertigen Abenteuer gelebt. Eine Jugend im Paris der fünfziger Jahre. Beiträge zur Geschichte der Situationistischen Internationale. Ein Gespräch mit Gérard Berréby und Francesco Milo, Berlin 2002 *(Lemi Stachel)* 4/545

Mittag, Jürgen: Wilhelm Keil (1870–1968). Sozialdemokratischer Parlamentarier zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. Eine politische Biographie, Düsseldorf 2001 *(Gerhard Engel)* 2/242

Mittenzwei, Werner: Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland von 1945 bis 2000, Leipzig 2001 *(Beate Ihme-Tuchel)* 1/111

Moi, Arne: Das Lager. Ein Norweger in Bergen-Belsen, Göttingen 2002 *(Christoph Kopke)* 4/544

Müller, Werner, Fred Mrotzek und Johannes Köllner: Die Geschichte der SPD in Mecklenburg und Vorpommern, Bonn 2002 *(Ingo Materna)* 3/407

Nachkrieg in Deutschland. Hrsg. von Klaus Naumann, Hamburg 2001 *(Beate Ihme-Tuchel)* 3/418

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2004 (XXX. Évfolyam). [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2004 (Bd. 30)], Budapest 2003 *(Dagmar Goldbeck)* 3/398

NS-Täter in der deutschen Gesellschaft. Hrsg. von Joachim Perels und Rolf Pohl, Hannover 2002 *(Christoph Kopke)* 3/415

Opposition als Triebkraft der Demokratie. Bilanz und Perspektiven der zweiten Republik. Jürgen Seifert zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Michael Buckmiller und Joachim Perels, Hannover 1998 *(Volker Gransow)* 4/561

Die Parteien und Organisationen der DDR. Ein Handbuch. Hrsg. von Gerd-Rüdiger Stephan u.a., Berlin 2002 *(Beate Ihme-Tuchel)* 2/269

Pingel-Schliemann, Sandra: Zersetzen. Strategie einer Diktatur. Eine Studie, Berlin 2002 *(Christof Geisel)* 1/108

Die Praxis der Zivilgesellschaft. Akteure, Handeln und Strukturen im internationalen Vergleich. Hrsg. von Arnd Bauerkämper, Frankfurt a. M. und New York 2003 *(Gideon Botsch)* 3/433

Die Protokolle des Preußischen Staatsministeriums 1817–1934/39. Bd. I/11 und II: 14. November 1918 bis 31. März 1925. Bearb. von Gerhard Schulze, Hildesheim, Zürich und New York 2002 *(Dirk H. Müller)* 1/75

Die Protokolle des Sekretariats der SED-Bezirksleitung Suhl. Von der Gründung des Bezirkes Suhl im Juni 1952 bis zum 17. Juni 1953. Bearb. von Norbert Moczarski, Weimar 2002 *(Andreas Herbst)* 1/80

Rechtsextreme Ideologien in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Uwe Backes, Köln, Weimar und Wien 2003 *(Lars Rensmann)* 4/535

Regierung, Parlament und Öffentlichkeit im Zeitalter Bismarcks. Politikstile im Wandel. Hrsg. von Lothar Gall, Paderborn u.a. 2003 *(Heinz Wolter)* 4/556

Reuther, Victor G.: Verraten in Gorki. Die Tragödie der ausländischen Arbeiter in den sowjetischen Autowerken in Gorki. Auf der Grundlage eigenen Erlebens, persönlicher Information und weiterer Forschung, Bonn 2002 *(Gerd Kaiser)* 1/114

Rohr, Barbara: Verwurzelt im Ortlosen. Einblicke in Leben und Werk von Simone Weil, Münster, Hamburg und London 2000 *(Andreas Graf)* 4/550

Rosskopf, Annette: Friedrich Karl Kaul. Anwalt im geteilten Deutschland (1906–1981), Berlin 2002 *(Kurt Schilde)* 4/551
Ruge, Wolfgang: Berlin – Moskau – Sosswa. Stationen einer Emigration, Bonn 2003 *(Wladislaw Hedeler)* 4/544
Sachsen in der NS-Zeit. Hrsg. von Clemens Vollnhals, Leipzig 2002 *(Peter Russig)* 2/256
Salewski, Michael: Der Erste Weltkrieg, Paderborn u.a. 2003 *(Konrad Canis)* 3/404
Schmeitzner, Mike, und Stefan Donth: Die Partei der Diktaturdurchsetzung. KPD/SED in Sachsen 1945–1952, Köln, Weimar und Wien 2002 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 1/107
Schmiechen-Ackermann, Detlef: Diktaturen im Vergleich, Darmstadt 2002 *(Gerd Dietrich)* 3/428
Schmittner, Monika: Verfolgung und Widerstand 1933 bis 1945 am bayerischen Untermain, Aschaffenburg 2002 *(Klaus Drobisch)* (KA) 1/118
Schmitz, Hans: „Umsonst is dat nie". Widerstand – Ein persönlicher Bericht, Grafenau 2004 *(Rudolf Stachel)* 4/543
Schneider, Heinz-Jürgen, Erika Schwarz und Josef Schwarz: Die Rechtsanwälte der Roten Hilfe Deutschlands. Politische Strafverteidiger in der Weimarer Republik. Geschichte und Biographien, Bonn 2002 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 2/249
Schubert, Michael: Der schwarze Fremde. Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er Jahren bis in die 1930er Jahre, Stuttgart 2003 *(Ulrich van der Heyden)* 4/580
Schulz, Kristina: Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968–1976, Frankfurt a. M. und New York 2002 *(Gerd-Rainer Horn)* 3/423
Schwab, Andreas: Monte Verità – Sanatorium der Sehnsucht, Zürich 2003 *(Ulrich Linse)* 3/402
Shurawljow, Sergej: „Ich bitte um Arbeit in der Sowjetunion". Das Schicksal deutscher Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre, Berlin 2003 *(Gerhard Kaiser)* 2/258
Siemon, Thomas: Ausbüxen, Vorwärtskommen, Pflicht erfüllen. Bremer Seeleute am Ende der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 1930–1939, Bremen 2002 *(Lars Amenda)* 4/557
Social Outsiders in Nazi Germany. Hrsg. von Robert Gellately und Nathan Stoltzfus, Princeton und Oxford 2001 *(Sven Steinacker)* 3/414
Sozialistische Blätter. Das Organ der „Sozialistischen Front" in Hannover 1933–1936. Bearb. von Karin Theilen, Hannover 2000 *(Klaus Drobisch)* 1/76
Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Hrsg. von Silke Satjukow und Rainer Gries, Berlin 2002 *(Gerd Dietrich)* 4/569
Stalinscher Terror 1934–41. Eine Forschungsbilanz. Hrsg. von Wladislaw Hedeler, Berlin 2002 *(Ralf Zwengel)* (KA) 2/277
Steffen, Michael: Geschichten vom Trüffelschwein. Politik und Organisation des Kommunistischen Bundes 1971 bis 1991, Berlin, Hamburg und Göttingen 2002 *(Markus Mohr)* 1/102
Sydnor, Charles W.: Soldaten des Todes. Die 3. SS-Division „Totenkopf" 1933–1945, Paderborn u.a. 2002 *(Klaus Drobisch)* (KA) 1/121
Taft, Bernie: Diesseits von Gut und Böse. Erinnerungen eines roten Weltbürgers, Berlin 2002 *(Frank Paschen)* 3/396
Terror ohne System. Die ersten Konzentrationslager im Nationalsozialismus 1933–1935. Hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, Berlin 2001 *(Klaus Drobisch)* 4/558

Timm, Uwe: Gesammelte Schriften. Veröffentlichungen 1955 bis 2002, Hamburg 2002 *(Ulrich Klemm)* 3/390
Tolomelli, Marica: „Repressiv getrennt" oder „organisch verbündet". Studenten und Arbeiter 1968 in der Bundesrepublik Deutschland und in Italien, Opladen 2001 *(Gerd-Rainer Horn)* 2/265
Völter, Bettina: Judentum und Kommunismus. Deutsche Familiengeschichten in drei Generationen, Opladen 2002 *(Beate Ihme-Tuchel)* 2/271
Waldenfels, Ernst von: „Der Spion, der aus Deutschland kam". Das geheime Leben des Seemanns Richard Krebs, Berlin 2002 *(Michael F. Scholz)* 1/95
Weitz, Margaret Collins: Frauen in der Résistance, Münster 2002 *(Franz Kuhn)* 4/572
Werner, Nils: Die Prozesse gegen die Landvolkbewegung in Schleswig-Holstein 1929–1932. Ein Beitrag zur Justizkritik in der späten Weimarer Republik, Frankfurt a. M. u. a. 2001 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 2/251
Wesel, Uwe: Die verspielte Revolution. 1968 und die Folgen, München 2002 *(Markus Mohr)* 4/564
Whose National Security? Canadian State Surveillance and the Creation of Enemies. Hrsg. von Gary Kinsman, Dieter K. Buse und Mercedes Steedman, Toronto, Ontario, 2000 *(Clifford Jones)* 4/577
Wirkungsgeschichte als Kulturgeschichte. Viktor von Andrian-Werburgs Rezeption im Vormärz. Eine Dokumentation. Mit Einleitung, Kommentar und einer Neuausgabe von „Österreich und dessen Zukunft" (1843). Hrsg. von Madeleine Rietra, Amsterdam und Atlanta, GA, 2001 *(Helmut Bleiber)* (KA) 1/117
Wohnen in Berlin. 100 Jahre Wohnungsbau in Berlin. Katalog zur Ausstellung vom 21. April bis zum 13. Juli 1999 in der Investitionsbank Berlin, Berlin 1999 *(Felix Escher)* 3/403
Zweig-Strauss, Hanna: David Farbstein (1868–1953). Jüdischer Sozialist – sozialistischer Jude, Zürich 2002 *(Manfred Warnecke)* (KA) 1/118
Zwischen Autonomie und Anpassung. Universitäten in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von John Connelly und Michael Grüttner, Paderborn u. a. 2003 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 3/425

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

An: Edition Nautilus, Dezember 2003 *(Walter Fähnders)* 3/436
Internationale Rosa-Luxemburg-Gesellschaft: Veranstaltungen und neue Publikationen *(Ottokar Luban)* 4/582
Zum Todesdatum Hugo Eberleins *(Ingo Materna)* 1/122
Zur Rezension von Ralf Zwengel [in: IWK 2/2003] *(Wladislaw Hedeler)* 3/435

Projektfragebogen

1/123, 2/279

Register der Autorinnen und Autoren

Amenda, Lars 4/557
Andresen, Knud 4/505, 4/566
Arndt, Susan 1/84
Beckert, Rudi 3/314
Berger, Axel 2/244
Bleiber, Helmut 1/117, 4/552
Botsch, Gideon 3/400, 3/433, 3/434
Canis, Konrad 3/404
Dietrich, Gerd 3/428, 4/568, 4/569

Dimitroff, Julia
2/253
Drobisch, Klaus
1/76, 1/118, 1/119, 1/121, 2/276, 4/558
Eckhardt, Wolfgang
4/571
Engel, Gerhard
2/242, 3/405
Escher, Felix
3/403
Fähnders, Walter
3/436
Florath, Bernd
1/77, 1/104, 3/360
Fromm, Günter
1/37
Gehrke, Bernd
2/223, 2/244
Geisel, Christof
1/108, 2/173
Gemkow, Heinrich
1/89
Gerhardt, Sebastian
4/543, 4/548
Goldbeck, Dagmar
3/398, 3/412
Götz von Olenhusen, Albrecht
2/249, 2/251
Graf, Andreas
4/550
Gransow, Volker
1/97, 3/391, 4/561
Haustein, Petra
3/429
Hedeler, Wladislaw
2/260, 3/435, 4/544
Herbst, Andreas
1/80
von der Heyden, Ulrich
4/580
Höppner, Joachim
3/395
Horn, Gerd-Rainer
2/263, 2/265, 2/267, 3/384, 3/423, 4/574
Ihme-Tuchel, Beate
1/111, 2/269, 2/271, 2/275, 3/418
Jones, Clifford
4/577
Kaiser, Gerd
1/114
Kaiser, Gerhard
2/258
Kellmann, Axel
4/479
Kerbs, Diethart
4/531
Klemm, Ulrich
3/390
Koch-Baumgarten, Sigrid
1/94
Kocyba, Hermann
4/538
Kopke, Christoph
3/415, 4/544, 4/551
Kowalczuk, Ilko-Sascha
1/1, 1/107, 3/417, 3/425
Krämer, Reinhard
4/541
Kuhn, Franz
4/572
Langkau-Alex, Ursula
4/446
Lauschke, Karl
3/397
Linse, Ulrich
3/402
Loeding, Matthias
1/51, 3/409
Luban, Ottokar
4/582
Materna, Ingo
1/122, 3/407
Merkel, Ina
3/398
Mohr, Markus
1/102, 4/564, 4/565
Müller, Dirk H.
1/73, 1/75, 3/363
Nelles, Dieter
3/420
Paschen, Frank
3/396
Rensmann, Lars
3/431, 4/535
Rübner, Hartmut
1/100, 4/559
Rudschinat, Stefan
1/99
Russig, Peter
2/256
Schelz-Brandenburg, Till
1/82, 4/437
Schilde, Kurt
4/551
Schmidt, Walter
3/281
Scholz, Michael F.
1/90, 1/95
Skrzypczak, Henryk
2/141
Stachel, Lemi
4/525, 4/545
Stachel, Rudolf
4/543
Steinacker, Sven
2/250, 2/261, 3/414
Tosstorff, Reiner
1/88
Ulrich, Jürg
3/342
Virchow, Fabian
4/562
Wagner, Matthias
3/388
Warnecke, Manfred
1/117, 1/118, 1/120, 2/278, 3/413, 3/422
Weber, Hermann
4/549
Weinhauer, Klaus
3/378
Wolter, Heinz
4/554, 4/556
Wolters, Christine
2/273
Zwengel, Ralf
2/277

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin